This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

Otto Bremer
3.196.
30637

FROM THE LIBRARY OF
OTTO BREMER

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Germania des Tacitus.

Uebersetzt

und

in volksthümlicher, deutschrechtlicher und geographisch-historischer Hinsicht erläutert.

Für

Gelehrte und denkende Freunde

des

Alterthums

aus gebildeten Ständen,

von

F. Bülau, J. Weiske und K. von Leutsch.

Nebst einer Charte von Germanien nach Tacitus.

Leipzig,

bei C. H. F. Hartmann.

1828.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Der eigenthümliche und wenigstens wie wir glauben, neue Charakter des Werkes, welches wir hiermit dem Publikum übergeben, veranlasst uns, demselben einige Bemerkungen vorauszuschicken, die, weil sie zum Theil das Formelle betreffen, in der Einleitung nicht füglich angedeutet werden konnten.

Es ist überhaupt der Zweck, den wir durch diese Schrift zu erreichen wünschen, ein drei-

M50398

Digitized by Google

facher. Erstens: zu zeigen, wie die Erklärung der Alten nicht blos zur Erlernung einiger untergegangener Sprachen, oder zur Erwerbung gewisser, einmal nothwendig gewordener, materieller Kenntnisse benutzt, sondern für die Bildung des Geistes und Herzens, für die Erhebung des besseren Menschen, für die Erziehung einer edlen Jugend von Wichtigkeit werden könne. Dann: bei der Erklärung der Germania des Tacitus das vielfach verzweigte Leben der deutschen Urwelt zu entfalten und einem Zeitalter vor die Augen zu stellen, das, so unendlich abweichend auch sein Charakter ist, doch die früheste Begründung aller der Hauptzüge seines Wesens in den germanischen Wäldern suchen muss. Endlich: auch für den Nichtgelehrten die Schleier einigermassen zu lüften, mit denen der gelehrte Pedantismus den Geist des Alterthums, dessen Beleuchtung ei-

Digitized by Google

gentlich der einzige würdige Zweck einer Erklärung der Alten ist, umhüllt hat.

Dabei erkannten wir bald, dass die umfassende Erläuterung eines solchen Werkes, selbst wo sie keine Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Sprache nimmt, eine gemeinschaftliche Bearbeitung durch Mehrere erfordere und desshalb übernahm mein Freund Julius Weiske die Behandlung vorzüglich derjenigen Materien, die mit dem vaterländischen Rechte in Verbindung stehen und die, wiewohl sie ein Hauptbestandtheil des von uns erläuterten Werkes sind und, unrecht erkannt, zu vielfachen Irrthümern Veranlassung geben mussten, doch in den gewöhnlichen Ausgaben und Commentaren nur oberflächlich und ohne gehörige Rücksicht auf die neueren Forschungen in diesem Rechtsgebiete dargestellt werden. Für den zweiten, den geographisch-historischen Theil aber gelang es

Digitized by Google

uns, den Herrn von Leutsch zu gewinnen, dessen durch ausserordentliche Belesenheit so mächtig unterstützter Scharfsinn in diesen Fächern schon durch andre Schriften der gelehrten Welt bekannt ist. Und wenn er auch in Bezug auf die Art, wie er den Geist des Alterthums im Allgemeinen auffasst und wie er die ältesten historischen und mythischen Reliquien jener Zeiten erklärt, von andern Grundsätzen ausgeht als wir, so pflichten wir ihm doch in Bezug auf die wichtigen geographischen Verhältnisse völlig und unbedingt bei. Nur machte es die besondre Beschaffenheit des von ihm bearbeiteten zweiten Abschnittes unmöglich, die von uns beobachtete Form der Erläuterung durch längere Abhandlungen ganz so fortzuführen, so wie auch die vielen neuen Annahmen, die er mittheilt, nur durch Stellen andrer Schriftsteller belegt und bewiesen werden konnten, während

Digitized by Google

wir in unsern Bemerkungen uns fast immer der Citate enthalten haben. Diess thaten wir theils schon um der Nichtgelehrten willen, theils weil uns bei Schriften der Art das Citiren einer Menge von Stellen, die grösstentheils nur halb, oft gar nicht beweisen, wo sie aber von Wichtigkeit scheinen, dem Gelehrten längst bekannt sind, von jeher als eine Pedanterie erschienen ist, die nur den deutschen Gelehrten noch anklebt. Uebrigens glauben wir, jede von uns gethane Behauptung belegen zu können. Mir endlich lag es ob, bei der Auffassung des deutschen Volksthums aus dem Gewirre widersprechender Annahmen, das mangelhafte Quellen veranlassten, unphilosophische Gelehrsamkeit vermehrte und ausschweifende Partheisucht bis ins Unendliche gesteigert hat, die Resultate herauszusuchen, die mir eines Beweises fähig und im Einklange mit den ewigen

Digitized by Google

Gesetzen der menschlichen Natur zu stehen schienen.

Bei der Uebersetzung haben wir uns nicht sklavisch an die Worte gebunden. Der Leser mag richten, ob wir den Geist getroffen. Vom 28sten Capitel an ist sie vom Herrn von Leutsch, den auch die Erläuterungen zu diesem und den folgenden Capiteln zum Verfasser haben.

Connewitz bei Leipzig, den 18. Juni 1828.

Friedrich Bülau.

Digitized by Google

Einleitung.

There studious let me sit
And hold high converse with the Mighty Dead.
Thomson.

Es ist eine eigne Erscheinung unsrer Zeit, dass ein grosser Theil der angehenden Gelehrten, wenn sie sich nicht gerade dem Studium der Philologie widmen, von den Schulen eine Art von Abneigung, oder wenigstens eine gewisse Kälte gegen die alten Klassiker mitbringen, deren Schuld — wenigstens die Alten nicht tragen können. Der Jüngling, der die Universität bezieht, legt in der Regel die alten, mit saurer Mühe durchgearbeiteten Schulbücher freudig bei Seite, liest vielleicht im ersten Halbjahre seines akademischen Lebens in einem oder dem andern, fängt dann an, es für zeitraubend zu halten, und wenn einige Jahre vorüber sind, versteht er sie wohl kaum mehr. Andre, denen besondre Beschäftigungen eine vertraute Bekanntschaft mit den Alten zur Pflicht machen, führen wohl immer ihre Namen im Munde und ihre Werke in den Händen, aber nicht um in ihnen Geist und Herz zu erfrischen, nicht um durch sie auf der Bahn zur Vollendung vorwärts zu schreiten, sondern um todte, nichtssagende Materialien aus ihnen zu schöpfen. Alle sprechen wohl mit Ehrfurcht von jenen herrlichen Gebilden, empfinden auch wohl ein gewisses scheues Gefühl ihrer Grösse,

Digitized by Google

wenigen aber sind sie, was sie sein könnten und sollten, Führer durch das ganze Leben. Die Folgen dieser Erscheinung, die sich jedem aufmerksamen Beobachter aufdrängen muss, sind keineswegs räthselhaft, wohl aber sind es die Quellen derselben, um so mehr, als es vor nicht geraumer Zeit noch Männer genug gab, die noch in grauem Haar an Homeros ewiger Jugend das müde Herz erfrischten oder mit dem göttlichen Plato über Tugend und Weisheit schwärmten. Die Resultate überhaupt, die sich aus dieser Bemerkung ziehen lassen, sind zu wichtig und die Erscheinung selbst für den aufrichtigen Freund der Menschheit zu niederschlagend, als dass es nicht zu entschuldigen wäre, einige freimüthige und wohlgemeinte Gedanken darüber mitzutheilen.

Die Erziehung unsrer Jugend ist in neuern Zeiten fast ganz in die Hände der Philologen gekommen. Dadurch hat dieser achtungswerthe Stand ein doppeltes Interesse an den Werken des Alterthums gewonnen. Einmal sind sie ihm wichtig, weil sie die Reste zweier untergegangenen Sprachen enthalten, in deren Ergründung und Beleuchtung der Wirkungskreis der gewöhnlichen Philologen besteht, anderntheils sind sie für ihn als Hülfsmittel zur Erziehung von Bedeutung. Glücklich die Anstalt, welche Lehrer besitzt, denen bei ihrem Eintritte in das Schulleben das letztere Interesse das wichtigere wurde, glücklicher noch, wenn diese Männer es über sich gewannen, das erstere Interesse ganz zu vergessen und in den Alten blos das Vehikel der geistigen Ausbildung eines aufblühenden Geschlechts zu sehen. Der Philolog, der ein Schulamt übernimmt, sollte den erhabenen Beruf eines Lehrers und Erziehers als seinen alleinigen ansehen. Dünken ihm die Bestrebungen des Sprachforschers grösser und für das Heil

Digitized by Google

der Menschheit wichtiger, so weihe er sich ihnen allein. Ich bin weit von den Gedanken entfernt, eine sprachgemässe, auf Wortformen, Periodenstellung, Sprachgesetze und Sprachbildung Rücksicht nehmende Erklärung der Alten, überhaupt das eigentliche Sprachstudium aus unsern Schulen verbannen zu wollen. Wenn auch nicht die ganze Gestaltung unsers civilisirten Lebens eine solche Idee als thöricht erscheinen liesse, so ist doch das Sprachstudium, gleich wie das der Mathematik und einiger Theile der Philosophie (denn andre haben eine weit höhere Bedeutung) eins der wichtigsten Mittel zu höchst möglicher Steigerung vielfacher Verstandeskräfte, und als solches der Beachtung jedes Schulmannes in hohem Grade werth. Allein die Werke der Alten können noch auf eine ganz andre Art den mächtigsten Einfluss auf die geistige und sittliche Bildung des aufkeimenden Geschlechts gewinnen und wehe dem Schulmanne, welcher wähnt, diesen Zweck nebenbei erreichen zu können!

Die Werke der Alten, die wir mit dem Namen der klassischen bezeichnen, verdanken ihre Entstehung Zeiten, in denen es den Menschen leichter war, sich allseitig als Menschen zu zeigen, in denen viele erkünstelte und engherzige Formen noch nicht bestanden, die uns bei jeder lebhaften Aufwallung des natürlichen Gefühls, bei jedem Versuche, den Bürger über den Menschen, den Beamten über den Bürger vergessen zu wollen, zurückdrängen, in denen an der Stelle eines kleinlichen Egoismus und einer knechtischen Zaghaftigkeit noch in manchen Seelen jene hohe Begeisterung für Recht und Wahrheit, jene kühne Verachtung aller Vortheile und selbst des Lebens, jene feurige Liebe der Tugend und Weisheit um ihrer selbst willen glühte, die die Glanzpunkte der Völkergeschichte, den Stolz der Menschheit

Digitized by Google

ausmachen, und deren Bewunderung unserer Seele das sehnsüchtigste, das beglückendste Verlangen, gut und weise zu werden, verleiht. Daher jene Fülle lebendiger, feuriger, anregender Ideen; daher jener Reichthum an unübertroffenen, ewig in gleichem Glanze strahlenden Mustern; daher jene mächtigen Impulse zur Tugend, Wissbegierde, Vaterlandsliebe; daher jener männliche Charakter, von Männern zeugend und Männer bildend. Sie verdanken ihre Entstehung Männern, die nicht durch äussere Vortheile aufgemuntert, von unzähligen, von uns zum Theil nicht geahndeten Hindernissen gehemmt, aus reiner unbesiegbarer Menschenliebe, aus nie verlöschendem Durste nach Wahrheit, ihre lang überdachten, durch tausend Erfahrungen erprobten Grundsätze, ihre durch eigne Anschauung, durch rastloses Nachforschen gewonnenen Ueberzeugungen, die Resultate eines der Tugend und Weisheit gewidmeten Lebens der Nachwelt überliefersen. Daher jene gediegnen, ruhigen, überlegten Vernunftschlüsse; daher jene unerkünstelten, klaren und doch tiefen, kalten und doch Stoff zu den feurigsten Empfindungen in sich tragenden Wahrheiten; daher das feste Gepräge innerer Harmonie, was sie zu einer Eroberung des menschlichen Geistes macht und sie für die Ewigkeit stempelt. Sie wurden unter Verhältnissen geschrieben, wo Wissenschaft und Leben noch durch das engste Band gegenseitiger Wechselwirkung verknüpft waren, wo man spekulirte, nicht um zu spekuliren, sondern um Wahrheiten zu erforschen, die aufs Leben angewendet reiche Früchte tragen könnten, wo man Geschichte schrieb, nicht um sie zu schreiben, sondern um durch sie die Vorzeit zur Lehrerin der Mit- und Nachwelt zu machen, wo man nicht durch luftige, verzärtelnde Schwärmereien kraftlosen Seelen Ekel vor Leben und Thatkraft einflössen, sondern durch heitre, leben-

Digitized by Google

dige, ermuthigende Bilder in dem Menschen Lust und Freude zum Leben „jener freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens“ entzünden wollte. Daher jene reichen Schätze ächter Lebensweisheit; daher jene goldnen Sprüche, an denen es sich fest halten lässt, wie an ehernen Ankern, in den Stürmen des Lebens, die durch das Gewirr süsser, betäubender Träumereien einer verweichlichten Zeit wie Götterstimmen tröstend und erhebend an unser Herz dringen; daher jene fröhligen, lebensvollen, von Natur und Kraft überfüllten Züge, die aus reichsprudelnder Quelle uns entgegenströmen. Diese grossen Eigenschaften waren es, welche die ausgezeichneten Männer neuerer Zeit in den Alten gefunden haben, und denen sie ihre eigne Bildung und Grösse verdanken. Aber ebendeshalb ist es zu beklagen, dass es oft nur das Verdienst eines günstigen Zufalls ist, wenn der Jüngling den Kern jener herrlichen Erzeugnisse findet und an ihnen sich zum Manne bildet, statt dass es das Verdienst redlicher Erzieher sein sollte.

Inwiefern, nach meiner Ansicht, die Lectüre der alten Klassiker, geleitet von denkenden und wohlgesinnten Lehrern, auf die Bildung ausgezeichneter Männer, auf die Veredlung und Erhebung der Jugend und mithin auf die stufenweise Vervollkommnung der Völker und der Menschheit zum Ziele, das nur der Unerforschliche kennt, den wichtigsten Einfluss gewinnen könne, sei mir erlaubt, mit wenig Worten an dem Beispiele eines jener Werke, wozu ich mir die Germania des Tacitus wähle, darzuthun und dabei zu entwickeln, wie ich mir einen zweckmässigen Vortrag über diesen kostbaren Rest des Alterthums denke.

Ich nehme als gewiss an, dass jeder nur einigermassen einsichtsvolle Lehrer, schon um des Verständ-

Digitized by Google

dieses des Stoffes willen, bevor er die Schilderung des Tacitus von den Sitten der Deutschen seinen jungen Zuhörern zu erläutern beginnt, eine gedrängte aber umfassende Darstellung des politischen und sittlichen Geistes der Römer zu der Zeit, als Tacitus jenes Werk schrieb, gegeben und auf den schroffen Contrast aufmerksam gemacht hat, der zwischen der einfachen Grösse der hier geschilderten Kinder der Natur und der übertünchten Schlechtigkeit der Enkel des Romulus stattfand; ein Contrast, den eben unser grosser Schriftsteller auf jeden Fall hervorzuheben beabsichtigt hat, möge nun seine Schilderung der Wahrheit oder wenigstens seinen Ansichten von derselben getreu, oder möge sie idealisirt sein. Ich setze ferner voraus, dass der Kreis von Jünglingen, denen der von mir gedachte Lehrer Anleitung zur Lectüre des Tacitus zu geben gedenkt, bereits durch das Studium andrer Klassiker und durch die überall eingreifende Wirkung andrer Wissenschaften auf den Standpunkt gekommen sei, der zu einem Eindringen in den Geist des grossen Römers erfordert wird, mit einem Worte, dass man nicht an dem Tacitus Latein lehren will.

Zuhörer, wie ich mir sie denke, kann ein geistreicher Lehrer mit dem grössten Nutzen vor und während der Lectüre unsrer Schrift auf die vorherrschende Neigung edler Gemüther, die das Schicksal in schlimme, verderbte Zeiten geschleudert hat, aufmerksam machen, wonach sie, in gerechter Entrüstung über den Verfall der Sitten, die Ueberbildung und Ueberfeinerung ihrer Zeitgenossen und die damit hereingebrochenen zahllosen Laster und Uebel, sich zurücksehnen nach den glücklichen Tagen einer goldnen Einfachheit, den Zeiten der Kraft und der Freiheit. Er kann sie auf die Weisheit dieser Einrichtung hinführen und ihnen zeigen, wie eben

durch dieses Mittel die erhebende Ueberzeugung mitten unter den Gräueln der Verderbtheit einen Fond kräftiger und natürlicher Ansichten retten und durch den Sturm der Jahrhunderte als ernste Lehren für noch ungeborne Völker erhalten will. Er kann sie aber auch über die Gefahren belehren, die das gänzliche Hingeben an eine solche Stimmung mit sich bringt, über die Neigung solcher Männer, jeden Versuch der Einwirkung auf ihre Mitwelt, jeden Kampf mit der herrschenden Richtung der Zeit aufzugeben und sich in unthätigen Klagen zu verzehren. Er kann ihnen an dem Beispiele manches edlen Mannes neuerer Zeit und namentlich an dem des redlichen Rousseau entwickeln, wie nahe solche Männer der Gefahr sind, die gute Wirkung für die schlechte Ursache anzusehen, und alle geistige Bildung, alle zartern Gefühle als verderblich betrachtend, blos in roher Naturkraft das Glück der Menschheit zu suchen. Er kann in ihnen die Ueberzeugung zu erwecken suchen, dass hier, wie überall, das Wahre in der Mitte liegt, und dass nur da, wo sich Begeisterung mit Ruhe, Weisheit mit Einfalt, Milde mit Kraft vereinen, das Heil der Menschheit erblüht.

Die vorzüglichste Gelegenheit, auf die jungen Herzen zu wirken, werden ihm die rauhen, ernsten Tugenden unsrer Urväter gewähren, die so glänzend aus der Nacht ihrer Geschichte hervorstrahlen. Ihre Vaterlandsliebe, ihre Treue, ihre Gastfreundschaft, ihre Verachtung des Todes sind Eigenschaften, die auf das Herz unverdorbener Jünglinge ihre Wirkung nicht verfehlen. Manche ergreifende Züge wilden Muthes und türkischer Abenteuersucht treten in diesen Schilderungen hervor. Aber auch sie wird der Lehrer in ihr wahres Licht zu stellen und ihnen so manches Verführerische zu benehmen, aber auch dabei auf die ewige Weisheit hin-

Digitized by Google

anderen riesen, die in jenen dunkeln, undurchdrungenen Wäldern ein Volk erzog, dem die Waffen Allen waren, und das in innern Kämpfen und in fremdiger Jagd sich übte, bis dass die Zeit gekommen war, wo es die Welt erstürmen und verjüngen sollte.

Rührend treten aus dem umnachteten Gemälde jenen dunklen, eisernen Zeiten die lieblichsten Züge der unbefleckten Sittenreinheit, des patriarchalischen Familienlebens, der ehelichen Treue, der Keuschheit, der Tugend hervor. Sollte nicht das Bild des Jünglings, der unberührt von dem Gifte der Sinnenlust, in strotzender Fülle der Gesundheit, nur nach dem Ruhme strebend, ein Mann zu heissen, durch die Nacht seiner Wälder einherschritt, ein Ideal werden für jeden fühlenden Jüngling, auf dass er unbewegt und unbefleckt durch die Versuchungen einer üppigen Zeit gehe, dass auch er sich des reinsten Glückes würdig mache und den Segen der Unschuld auf seine spätesten Nachkommen verpflanze.

Die Beschreibungen der Kraft und Gewandtheit jener Natursöhne, ihrer Uebungen und Spiele, die berechnet waren, ihren Körper zu stählen und ihren Muth zu befestigen, mögen Lehrer und Schüler anspornen, die in unsrer Zeit öfter und lauter ausgesprochne Wahrheit zu beherzigen, dass der Körper zwar der Diener, aber der unentbehrliche Diener des Geistes sei und dass geistige Frische ohne körperliche Gesundheit nicht bestehen könne.

Der wahrhaft gelehrte Erkläner des Tacitus wird seinen Zuhörern in mancher, hier geschilderten Einrichtung die Keime unsrer jetzigen Verfassung zu zeigen und sie in ihrer Fortbildung zu verfolgen wissen. Manche Erscheinung im Bereiche der Seelenkunde wird ihm Stoff zu lehrreichen Betrachtungen gewähren. So Nationalstolz und Nationalhass. Bei der politischen Gestaltung,

Digitized by Google

jener Völker wird er auf den Ursprung aller Staaten und aller Verfassungen hinführen. Er wird sie lehren, stolz auf den deutschen Namen zu sein, aber auch auf die Schwächen, die unserm Volke vielleicht schon damals eigenthümlich waren, hinweisen. Endlich wird der fromme Erzieher in den zum Theil rührend einfachen Grundsätzen über Religion und Gottesverehrung, von denen uns Tacitus Kunde giebt, die Funken der ewigen Wahrheit zu finden wissen, freudig aber sich darüber verbreiten, wie endlich ein strahlendes Licht auf den Schwingen des Christenthums das Eis von jenen rauhen Herzen schmolz und das Dunkel ihrer Nächte lichtete, dass eine freundlichere Welt aus ihren Wäldern emporgrünte.

Ein weiser Lehrer wird aber alle diese Wahrheiten nicht in langen moralischen Tiraden seinen Schülern vortragen; nicht jeder besitzt den Geist, der nervösen Kürze des Tacitus zu folgen; es würde die Hörer ermüden und ihnen wenig oder nichts fruchten. Nein! die Kunst eines einsichtsvollen Lehrers besteht darin, das Nachdenken seiner Schüler zu wecken, sie durch flüchtige aber kräftige Bemerkungen, durch hingeworfene Winke, durch leichte aber wiederholte Andeutungen aufmerksam zu machen und die Lust zu eignem Nachforschen, zu eigner Ideenverbindung in ihnen zu erregen. Ist er der Freund seiner Schüler, so wird er im Privatkreise noch Gelegenheit genug finden, irrige und unschlüssige Gedanken zu berichtigen und den Erfolg seiner Bemühungen zu prüfen, und wenn er mit Geschick und Umsicht verfuhr, so wird er seinen Zweck nicht verfehlen.

Nur ein solcher Lehrer kann sagen, Erzieher der Jugend gewesen zu sein; nur ein solcher kann Antheil an dem Ruhme fordern, auf die Bildung kräftiger, unver-

Digitized by Google

dorbener, denkender, feuriger Männer hingewirkt zu haben; nur ein solcher hat dann beigetragen, seine Zeit dem Standpunkte zu nähern, auf dem allein die Vorzüge, deren wir uns vor den Alten rühmen, einen Werth haben, einem Standpunkte, zu dem die Menschheit durch den Geist der Liebe, den ihr das Christenthum einflösste, einen Riesenschritt gethan hat, von dem sie aber noch weit entfernt ist. Ein solcher Lehrer kann sich einen Erzieher nennen, die andern haben blos Stunden gegeben. —

Ich bin übrigens weit davon entfernt, die von mir angedeuteten Mängel in Hinsicht der gewöhnlichen Lehrmethode in den Schulen als die alleinige Ursache der neuerdings fühlbar gewordenen Lauheit gegen die Alten und der daraus entsprungenen Abnahme einer wahrhaft tiefen und gediegenen Bildung anzusehen, vielmehr bin ich überzeugt, dass das flüchtige, encyclopädische Wesen, was jetzt unser wissenschaftliches Treiben bezeichnet, so wie manche andre Ursachen, und selbst die grosse Ueberfüllung aller gelehrten Stände, welche die jungen Männer veranlasst, ihre Studienzeit so viel als möglich abzukürzen, und ihnen statt des aufrichtigen Strebens nach Wahrheit blos das Erlernen des zum Broterwerb unmittelbar brauchbaren als wichtig erscheinen lässt, grossen Antheil daran haben; allein eben so fest bin ich überzeugt, dass auch diesen Uebeln von der Schule aus am wirksamsten entgegengearbeitet werden könne, und dass es Pflicht eines gewissenhaften Schulmannes sei, diess nach Kräften zu thun. B.

Ob es viel solcher Lehrer giebt, wie sie in obigem Aufsatze als Muster aufgestellt werden, lassen wir dahingestellt sein, sind aber überzeugt, dass es besser um die

Digitized by Google

Menschheit stünde, wenn es jedermann viel dergleichen gegeben hätte. Uns ist auf unsern Lebensbahnen nur Einer begegnet; aber ewig wird uns der Name Gernhard *) unvergesslich sein. W. u. B.

*) Dieser wahrhaft verdiente Mann eröffnete seine pädagogische Laufbahn als Conrector an der Domschule zu Naumburg, und ist jetzt Consistorialrath und Director des Gymnasiums zu Weimar.

Digitized by Google

Erstes Capitel.

Das ganze Germanien wird von Gallien, Rhätien und Pannonien durch den Rhein- und Donaufluss getrennt *); wo es aber an Sarmatien und Dazien angrenzt, da wachen auf beiden Seiten kriegslustige Völker, dass keines des andren Gebiet verletze, wo die Gebirgskette aufhört, es zu scheiden. Das Uebrige umwogt der Ocean, der geräumige Halbinseln **) und manch unermessliches Eiland umschliesst, wo erst ohnlängst der Krieg uns einige Völker und Könige kennen lehrte ***). Der Rhein entspringt auf unbetretenen und schroffen Gipfel der rhätischen Alpen, wendet sich in einer mässigen Krümmung gegen Abend und vermischt sich dem nördlichen Ocean. Die Donau, des Berges Abnoba sanften und mälig erhobenen Rücken entströmt, durchfliesst mehrerer Völker Gebiete, bis sie in sechs Armen in das pontische Meer stürzt. Denn die siebente Mündung verliert sich in Sümpfen.

A. Deutschlands Grenzen.

Glückliches Volk, welches nach Jahrtausenden ausrufen darf: wir Urenkel haben noch das Land unserer

*) Siehe Cap. 1. A.

**) Busen übersetzen Andere.

***) Siehe Cap. 1. B.

Digitized by Google

Grossahnen, seine Grenzen sind noch dieselben, keine feindliche Macht hat sie Land einwärts gedrängt, aber auch keine Eroberungssucht über das Gebiet anders wohnender Menschen erstreckt; es sind die alten. Wie warst du, stolzes Italien, ein Spielzeug der Laune der Fürsten, die alle vor dir den Nacken in Demuth beugten. Was mögt ihr, unglückliche Polen, bei dem zwei tausendjährigen deutschen Lande in seinen alten Grenzen empfinden! O möge der euch vielleicht tröstende Gedanke: wir fielen der Alten werth; kein irdisches Reich ist erbaut für die Ewigkeit, noch lange ein von uns nie empfundener bleiben. Aber wenn auch unser Tag einst abgelaufen sein wird, so wollen auch wir so handeln, dass dann unsere Enkel auch mit Würde fallen und unüberwunden doch noch auf den Trümmern des alten deutschen Reichs stehen.

Wenn Tacitus mit Rücksicht auf Cäsars Vorgang als Grenzen des Reichs Donau und Rhein nennt, so möchten die Deutschen selbst nicht ganz damit zufrieden gewesen sein, und den Tacitus mochte wohl mehr ein innerer Wunsch als die Wahrheit zu diesem Ausspruche bewogen haben, nemlich der, möge doch Rom diese Grenzen des furchtbaren Feindes zu behaupten im Stande sein. Die Geschichte berichtet uns ja Kämpfe über den Ufern beider Ströme, und das deutsche Volk kämpfte nicht ausser Landes. Das Meer die beste Völkergrenze schon um deswillen, weil ein Binnenland nie an Welthändeln Antheil nehmen kann, und so in sich erschlafft, ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Es hat auch die Ost- und Nordsee nach dem Ausspruche sachkundiger Männer Deutschlands Grenzen im Laufe der Zeit hie und da durch Stücken Landes noch vergrössert, gleichsam als wolle es uns dafür entschädigen, dass England und Dänemark sich auch auf deutschen

Digitized by Google

Boden eingenistet haben. Am unbestimmtesten und unbeständigsten sind die Grenzen des Reichs nach Osten hin von jeher gewesen. Die genauere Kunde der Römer drang nicht bis dahin. Von dort her kamen die slavischen Stämme und verwischten die alten Grenzen, bis sie selbst endlich theils bezwungen, theils als Bewohner deutscher Länder als Deutsche behandelt wurden, ob man gleich im spätern Mittelalter der alten Zweiung beider Völker sich erinnerte, besonders Böhmen als undeutsches Volk zuweilen von der Wahl des Kaisers ausschloss.

Mit der Ausbreitung des Frankenreichs jenseits des Rheins wäre beinahe das eigentliche Deutschland verloren gegangen. Denn die Franken können in der Geschichte Deutschlands nur als dessen Feinde aufgeführt werden, die nicht ruhten, bis sie Allemannien, Baiern, Thüringen und endlich auch die grossen Sachsen bezwungen hatten. So war auch Karl der Grosse zwar in vielfacher Hinsicht Begläcker Deutschlands, aber nicht als Deutscher, sondern als Franke, als Feind. Wir Deutschen, die wir Karl den unsern nennen, erweisen ihm eine Ehre, die ihm billig versagt werden sollte, ohne dadurch seiner wahren Grösse, die wir ja auch dem Feinde zugestehen müssen, Eintrag zu thun. Es waren also durch die Franken bis zum Verträge von Verdün Deutschlands Grenzen vernichtet, und als Theil des Frankenreichs erstreckten sich die seinen so weit, als diese selbst gingen. Allein schon unter Karls Enkeln machte Deutschland seine Rechte auf Unabhängigkeit wieder geltend; und im Vertrage zu Verdün 843 liegt die Begründung des wahren deutschen Reichs. Die Grenzen blieben im Wesentlichen die, welche Deutschland in den ältesten Zeiten hatte. Nur machten in Osten fremde Stämme, bis sie Kaiser Heinrich und Otto besiegten, die Grenzen unsicher; so rechnete man auch beide Ufer der

Digitized by Google

Donau an Deutschland, und der Rhein blieb abermals politische Grenze. Doch erhielt Ludwig noch Mainz, Speier und Worms, damit die Deutschen auch vaterländische Rheinweine trinken sollten. Hier schieden Franzosen und Deutsche auf ewig, denn beide können nur selbstständig und unabhängig neben einander bestehen, nie aber vereint; jede Vereinigung führt unwiderstehlich den Untergang des einen mit sich. Die Wahrheit dieses Satzes beurkundete der Rheinbund. Mit ihm war der erste Schritt zum Wiederaufleben der alten Frankenmonarchie geschehen, aber das Reich der neuen Franken dauerte zur Ehre Deutschlands kaum so viel Jahre, als das der alten halbe Jahrhunderte. Der Rhein ist Deutschlands Strom und nicht Deutschlands Grenze, ruft ein Schriftsteller unsrer Zeit, und er hat auch recht. Sprache, Sitte und Landesweise geben die triftigen Grundsätze für die Feststellung der Grenzen eines Landes. Die Länder jenseit des Rheins von Basel bis Düsseldorf und noch weiter hinab, bis ein gutes Stück hin über die Vogesen, die Länder an beiden Ufern der Mosel und diesseits der Maas sind hiernach trotz der zum Theil schon langen Vereinigung mit Frankreich deutsch. Anzugeben, wie manches einzelne Grenzland im Laufe der Zeit zu Deutschland kam und wieder verloren ging, würde hier zu weit in die besondere Geschichte der einzelnen Völker führen. Nur so viel ist hier noch nöthig zu erwähnen, dass mehrere derselben nicht als Theile des deutschen Reichs anzusehen sind, sondern nur vermöge der Lehnsverbindung von den deutschen Kaisern abhängig waren. Hierher gehört namentlich Italien, Lothringen, Burgund. Auch selbst die Verbindung Deutschlands mit der Schweiz von den ersten deutschen Kaisern her, bis auf Tell und die endliche Anerkennung ihrer Selbstständigkeit im westphälischen Frieden war mehr blos eine Lehnsver-

Digitized by Google

bindung. Durch diesen Frieden verlor Deutschland zugleich auch Elsass, und so wurden fort und fort seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer durch Frankreichs Habsucht vermindert, bis es mit dem Eintritte dieses Jahrhunderts ganz von dem jenseitigen Ufer des Rheins zurückgewiesen wurde.

Den besten Maasstab für Deutschlands eigentliche politische Grenzen giebt die Kreiseinthbilung Deutschlands unter Maximilian dem Ersten. Bei der Stiftung des deutschen Bundes endlich wurden die Grenzen des alten deutschen Reichs im Wesentlichen wieder hergestellt, und namentlich traten auch Preussen und Oesterreich mit denselben Ländern zu dem Bunde, die früher auch zu dem Reiche gehört hatten.

Die beste und deutlichste Auskunft geben hierüber Karten der verschiedenen Zeiten. Bemerkenswerth ist besonders der Atlas von Kruse, der die Begrenzungen nach den verschiedenen Jahrhunderten enthält. W.

B. Entdeckungskriege.

Es war eine glückliche Zeit für die Entdeckungslustigen, die Zeit des Tacitus und mancher Parry würde in jenen Tagen glänzenden Ruhm eingeerndtet haben, wenn er auch nur einige Buchten der unbekannten Insel entdeckt hätte, die ihn jetzt aussendet, um mitten durch ewige Eisberge eine Durchfahrt für ganze Flotten zu suchen. Die meisten Entdeckungen auf dem Wege der Schifffahrt geschahen damals blos zufällig, waren mehr eine Folge ungeschickter und unglücklicher Seereisen, und wenn auch die Phönizier und ihre mächtigen Enkel, die Carthaginienser, nach planmässigem Aufsuchen die Heimath bereichernder Schätze ausfindig

Digitized by Google

gemacht hatten, so hatten sie auch schon die engherzige Politik, die später namentlich den Holländern eigenthümlich war, solche Entdeckungen so geheim als möglich zu halten und mit ängstlicher Sorgfalt vor den Nachforschungen des Fremden zu bewahren. Sie bedachten nicht, dass die alles entdeckende Zeit auch dieses Geheimniss endlich einmal öffentlich macht, und dass dann die Folge für den verheimlichenden Theil gewöhnlich der gänzliche Verlust seiner bisherigen Vortheile ist, während die freiwillige Gestattung eines Antheils davon an Andre ihm den seinigen für ewige Zeiten, und in der Regel, bei höherer Geschicklichkeit, immer auch einen höheren Antheil verschafft haben würde. Ihr Benehmen war der ewigen Wahrheit von unbeschränkter Freiheit des Handels entgegengesetzt, und die Beschränkung einer solchen Wahrheit kann eine Zeit lang von Vortheil sein, rächt sich aber dafür zu ihrer Zeit an dem Schuldigen doppelt. — Eine andre jenen Zeiten eigenthümliche, Art der Entdeckungen war die von Tacitus berührte, durch Kriege. Sie kommt in unsern Tagen kaum noch etwa durch fortgesetzte Eroberungen der Engländer in Ostindien und immer höchstens in Bezug auf kleine, vielleicht früher schon bekannte, aber wieder vergessene Volksstämme vor. Denn die Expedition nach Egypten, so wohlthätig sie auch für die nähere Erkundung jenes wunderbaren Landes war, kann doch nicht hieher gerechnet werden. Immer aber ist Afrika der einzige Welttheil, in dessen unergründetem Innern reiche Entdeckungen eine Ausbeute des Krieges sein könnten, wenn er einst auf der wechselnden Bahn der politischen Lage unsres Erdbodens höhere Bedeutung erlangen, wenn vielleicht ein unternehmenderes Volk, als die Mauren und ein wissbegierigeres als die Türken ein Reich auf ihm gründen sollte.

Digitized by Google

Unter den Kriegen der Alten aber ist eigentlich, wenn wir des in die wundervollsten Mythen gehüllten, in graues Alterthum sich verlierenden Zuges des Bachus nicht gedenken wollen, keiner einer Entdeckungsreise so ähnlich, als der Eroberungskrieg des Alexander. Cäsarn bewogen höhere Pläne, die ihm eine beständige Uebung und Beschäftigung seines Heeres als wichtig erscheinen liessen, in den weiten Fluren Galliens sich umherzutummeln und höchstens können die wenigen Tage, die er am rechten Rheinufer zubrachte, und sein flüchtiger Uebergang nach Britannien als theilweise durch den Wunsch, auch jene Gegenden kennen zu lernen und auch in sie den Schrecken des römischen Namens zu tragen, veranlasst angesehen werden. Die spätern Kriegszüge der Römer in das Innere Deutschlands waren mehr Folge der immer sichtbarer werdenden Nothwendigkeit, bessere Schutzwehren gegen den drohenden Norden zu gründen, und dem wild schäumenden Strome jener gefürchteten Völker einen Damm entgegenzusetzen. Der Macedonier aber zog in jugendlicher Keckheit über die Trümmer des gestürzten persischen Reichs hinab in das fabelhafte Indien, auch dorthin den Ruhm seiner Waffen zu verbreiten, auch dort die Huldigungen nie gekannter Völker zu empfangen. Zauberische, allem Gesehenen unähnliche Gegenden, erfüllt mit wunderbaren Erzeugnissen der Natur durchzog er, seltsam gesittete Völker unterwarfen sich seinem Scepter. Wie eine furchtbare Naturerscheinung gieng er durch jene friedlichen Lande, und als er zurückgekehrt war, verschwand bald auch die Spur seines Zuges; nur dem geschwätzigen Alter liess er Stoff zu reichen Erzählungen, den Dichtern Veranlassung zu wunderbaren, durch Jahrhunderte verpflanzten Sagen zurück. — So musste es auch für den denkenden Römer einen eignen Reitz haben, in jenem finstern,

Digitized by Google

unbekannten Norden, den die Väter seiner Väter noch nicht gekannt, wo sie vielleicht nur ewiges Meer oder etwa die Sitze der glücklichen Hyperboräer sich gedacht hatten, immer mehr Spuren des Daseins wilder, zahlloser, furchtbarer Völker zu erblicken, unähnlich ihnen an Sitten und Sprache, mit fremden, blutigen Göttern, vielleicht nur durch schwache Bande an den heimathlichen Boden gekettet. Für den eroberungslustigen Fürsten aber musste es die lockendste Versuchung sein, auch in jene wunderbaren Regionen zu dringen und ihren barbarischen Fürsten sein Joch aufzudrücken, in Zeiten vorzüglich, wo noch der Krieg den Krieg nährte. Ein Glück vielleicht, dass Rom zu schwach war, und dass seinen Fürsten entweder die geistige Spannkraft, die allein zu grossen Unternehmungen befähigt, mangelte, oder, waren sie gross und gut, sie zu viele Wunden im Innern des Reichs zu heilen hatten, als dass sie an äussere Eroberungen, an bewaffnete Entdeckungsreisen hätten denken können. Auch fühlten sie früh, dass es gefährlich sei, den schlafenden Löwen zu wecken, wenn man die Kraft nicht hat, ihn zu bändigen. Schon Claudius verzichtete auf alle Eroberungspolitik jenseits des Rheins, und unser Schriftsteller glaubt die einzige Bürgschaft für das sichere Bestehen des Reichs in der Uneinigkeit der Deutschen suchen zu müssen. (Vergl. C. 33 maneat — discordiam).

Digitized by Google

Zweites Capitel.

Germaniens Bewohner möchte ich für ein Urvolk *) halten, das weder dauernde noch vorübergehende Fremdherrschaft vermischte **). Denn nicht zu Lande geschahen ehedem Auswanderungen ***), sondern in Flotten fuhren die heran, die ihre Wohnsitze zu verändern gedachten. Der Ocean aber, der gegen Germanien hin unermesslich sich ausstreckt, wogt gleichsam feindlich unsren Landkreise entgegen ****). Darum befahren ihn Schiffe von uns aus nur selten. Aber auch abgesehen von der Gefahr dieses furchtbaren und unbekannten Meeres, wer möchte Asien, Afrika oder Italien verlassen, und Germanien aufsuchen, wo ungestaltet der Boden, rau der Himmel, das Land nur von Heimischen mit Freuden zu bebauen und anzublicken ist? †). Sie feiern in alten Liedern ††), ihren einzigen Jahrbüchern, der einzigen Art, dem Enkel ver-

*) Siehe Cap. 2. A.

**) Siehe Cap. 2. B.

***) Siehe Cap. 2. C.

****) Andre: der entgegenliegende Ocean. Wer: aversus liest: der abgewandte.

†) Die Worte: nisi si patria sit können blos auf die letzten Worte des Tacitus von: tristem an gehen. Will man sie auf das Ganze beziehen, so tritt ein Widerspruch ein. Denn das Vaterland sucht man nicht erst auf.

††) Siehe Cap. 2. D.

Digitized by Google

gangener Zeiten Gedächtniss zu bewahren, den Tuiskon, den erdgebornen Gott und dessen Sohn Mannus, als den Ursprung und die Stifter des Volkes. Dem Mannus schreiben sie drei Söhne zu, nach deren Namen die, welche zunächst dem Ocean sitzen, Ingävonen, die im mittleren Lande *) Herminonen, die Uebrigen Istävonen genannt würden. Andre dagegen bedienen sich der Freiheit, die so alte Zeiten zulassen und versichern, dass mehrere dem Gotte entsprossen seien und mehrere Benennungen des Volkes, Marser, Gambrivier, Sueven, Vandalen, veranlasst hätten, und diess seien die echten und alten Namen **). Germanien übrigens sei ein neu Wort und jüngst erst aufgekommen. Denn die Völker, welche zuerst den Rhein überschreitend die Gallier vertrieben und jetzt Tungrer genannt werden, seien damals Germanen geheissen worden. So habe sich allmälig der Name nun nicht mehr für den einzelnen Stamm, sondern für das Volk geltend gemacht, so dass zuerst die siegreichen Tungrer, der Ankunft Schrecken zu erhöhen, Alle mit dem Namen Germanen belegten, bald auch sie selbst den gefundenen Namen annahmen ***).

*) Medii heisst hier nicht: die dazwischen wohnen. Denn die Ingävonen und Istävonen grenzten an einander.

**) Andre: und diess echte und alte Namen.

***) Siehe Cap. 2. E.

Digitized by Google

A. Der Ursprung der Deutschen.

Der grösste Theil des zweiten Capitels beschäftigt sich mit dem Ursprunge der Deutschen und mit der Frage, ob sie ein eingebornes, ein Urvolk seien, oder ob sie von einem andren bekannten Volke der alten Welt entsprungen, ihre damaligen Wohnsitze bei Gelegenheit einer freiwilligen oder durch drängende Ereignisse veranlassten Auswanderung gesucht hätten. Tacitus erklärt sowohl in diesem Capitel als in dem Anfange des vierten, dass er die Deutschen für Eingeborne halte und die Worte, deren er sich namentlich an der letzteren Stelle bedient, beweisen zugleich, dass schon zu seiner Zeit verschiedene Meinungen darüber obwalteten. Man darf sich daher nicht wundern, wenn im Laufe der Jahrhunderte und in gleichem Verhältnisse mit dem Dunkel, welches sich immer dichter über jene Völker verbreitete, auch die Zahl der über ihren Ursprung aufgestellten Hypothesen sich vermehrt hat, und wenn eben der gänzliche Mangel an bekannten Thatsachen hierüber, der dem Scharfsinne der Geschichtschreiber und Alterthumsforscher den weitesten Spielraum liess, sie zu den seltsamsten und originellsten Einfällen verleitet hat. Wer kalt und vernünftig über diese fruchtlosen Bemühungen nachdenkt, wird auf die ganze Sache wenig Werth legen, wird sich vielmehr freuen, wenn, wie Socrates die Philosophie von den Sternen herab auf die Erde holte, auch die Geschichte aus jenen unfruchtbaren Wäldern ans Tageslicht gezogen wird, und wird den Geschichtschreiber preisen, der statt über den dunklen Ursprung eines Volkes zu grübeln, lieber die Thatsachen der Geschichte beleuchtet, aus denen sich wichtige Lehren für die Wohlfahrt der jetzt lebenden Menschheit ergeben. Auch Tacitus

Digitized by Google

lässt sich in keine weiteren Erörterungen darüber ein, sondern stellt blos einfach seine Ansicht über die Sache auf, und giebt die Gründe an, die ihn zu seiner Meinung bewegen. Sein Räsonnement ist kürzlich folgendes. Auswanderungen geschahen ehemals blos zur See. Die Meere, welche Deutschland umgeben, werden nur selten von Schiffen aus andren Ländern durchschnitten. Niemand wird Asien, Africa oder Italien verlassen, um das rauhe Germanien zu bewohnen. Nur die Bande der Vaterlandsliebe können an seinen unfreundlichen Boden fesseln. Dazu kommt die erstaunliche Gleichheit in den Körperformen der Deutschen und endlich ihre eignen Sagen, welche als ihren Stammvater einen Sohn der Erde nennen. — Es ist leicht begreiflich, wie ein Römer auf dieses Räsonnement kommen konnte; es ist aber auch eben so leicht, die geringe Haltbarkeit der Gründe, aus denen es zusammengesetzt ist, darzuthun.

Was zuerst die Sagen der Deutschen betrifft, so finden wir ähnliche fast bei allen Völkern der alten und neuen Welt. Es ist tief in der Natur der menschlichen Seele begründet, den Ursprung seines Volkes in das grauseste Alterthum zu versetzen, und Orte, die uns lieb und theuer geworden sind, auch als die Wohnplätze unsrer Väter und Urväter anzusehen. Darum die übertriebenen, in ungezählte Jahrhunderte reichenden Zeitrechnungen der Egypter, Inder und Chinesen. Darum ist es ein Gegenstand ängstlicher Sorgfalt für Glieder vermischter Völker, ihre Abstammung von dem ältesten Stamme der Nation, von dem Urvolke zu erweisen. So blicken die stolzen Kastilianer mit Verachtung auf die, nach ihrer Ansicht, weniger reinen Katalonier herab, und wenn sie auch ihren Ursprung von den Urbewohnern Hispaniens nicht nachweisen können, so rühmen sie sich doch wenigstens einer gothischen Abkunft. So

Digitized by Google

schreibt sich der ärmste Abkömmling eines schottischen Clans gleichen, wo nicht höheren Adel als dem mächtigsten Herzoge der von ihm mit dem gehassten Namen der Sachsen belegten Engländer zu. Selbst offenbare Colonialvölker rühmen sich doch noch immer der Abstammung von einem alten und geachteten Mutterstaate, und die Geschichtschreiber der aus dem Zusammenflusse vielfacher Nationen entstandenen Römer bemühen sich sorgfältig, wenigstens ihrem Adel einen trojanischen Ursprung zu sichern. Der Mensch will einmal seinen Werth nicht sich allein verdanken, und liebt es, mit den Vorzügen grauer Urväter die zu ersetzen, die ihm selbst vielleicht abgehen. Solche Vorurtheile aber können manche glückliche Wirkung auf den Nationalgeist äussern, es kann als ein trauriges Zeichen der entfliehenden Nationalität betrachtet werden, dass sie sich immer mehr aus dem Leben verlieren, man kann in ihrem Verschwinden die Vorbereitung zu einem unangenehmen Mittelzustande erblicken, in welchem weder historisches Volksthum, noch philosophischer Weltbürgergeist herrscht, sie können aber nie Belege für historische Thatsachen gewähren.

Gleichheit körperlicher Eigenschaften, bei den alten Deutschen in trotzigen, blauen Augen, röthlichem Haar, grossen, nur zum Angriff geschickten Körpern ersichtlich, beweist nicht unbedingt für die Qualität eines Urvolkes: sie beweist blos, dass ein Volk lange Zeit in einem gleichen Zustande befindlich, einer gleichen Lebensweise ergeben gewesen sei. Die Deutschen hätten deswegen immer von einem bekannten, aber im Laufe der Zeiten entarteten Hauptvolke der übrigen Welt abstammen können. Die Griechen zu Homers Zeiten waren denen, die er besang, schon nicht mehr gleich und noch weniger glichen ihnen ihre Enkel. Jetzt würde es schwer sein, unter ihnen den blonden Menelaus ausfindig zu machen.

Digitized by Google

Lichtung der Wälder, die der Sonne freiere Bahn macht, Austrocknung der Sümpfe und tausend ähnliche Umstände verändern auch körperliche Gestaltung. Die Deutschen, die sich blos unter sich verheiratheten, alle gleiche Erziehung, gleiche körperliche Uebungen und gleiche Lebensweise genossen, mussten auch im Aeussern Aehnlichkeit gewinnen.

Wenn aber Tacitus meint, dass Boden und Klima Deutschlands so abschreckend sei, dass es keinem Volke der übrigen Welt würde eingefallen sein, seine alten Wohnplätze zu verlassen, um dort seinen Sitz aufzuschlagen, und dass nur die festen Ketten der Vaterlandsliebe unsre Vorväter an ihre Wälder binden könnten, so hat er nicht bedacht, dass sie ja in uralten Zeiten aus einem Lande dorthin gezogen sein könnten, wo auch kein milderes Klima geherrscht hätte, und dass z. B. das Italien, was Aeneas fand, wenig Vorzüge vor dem Deutschland des Tacitus haben mochte. Selbst wenn er in dem Glauben stand, dass das deutsche Klima zu seiner Zeit schon gemildert, früher aber noch abschreckender gewesen sei, so hat er doch nicht bedacht, dass es noch ein Gefühl giebt, was mächtiger ist, als alle Liebe zur Bequemlichkeit und zum ruhigen Genusse üppiger Naturschätze, ein Gefühl, das selbst die Bande der Vaterlandsliebe bricht, die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Sie konnte in unbekannter Vorzeit den ersten Stamm unsrer Urväter bewogen haben, irgend einem drohenden Joche zu entfliehen, und lieber in dunklen, unwirthbaren Wäldern der Freiheit zu leben, als in Ueppigkeit und Ruhe einem Eroberer zu frönen. Oder hat die Geschichte dafür keine Beispiele?

Am unhaltbarsten sind endlich die Gründe, die er aus der gewöhnlichen Art der ihm bekannten Völker, Colonien zu gründen, herleitet. Denn ohne des Zuges

Digitized by Google

des Brennus und seiner sogenannten Gallier zu gedenken, lag ihm denn die grosse Auswanderung der Cimbern und Teutonen so fern, die mit Weib und Kind, in ungeheuren Massen, mitten durch zahllose, kriegerische Volksstämme, über reissende Ströme und selten erstiegene Gebirge einherzogen und Rom erobert hätten, wäre Marius nicht gewesen? Konnte er nicht daraus eine anschauliche Idee von dem ungeheuren Drängen der Völker gewinnen, was in jenem dunklen Norden und Osten vielleicht schon seit Jahrtausenden hin und her gewogt haben konnte, was aber freilich erst lange nach ihm sich in eine feste, dauernde Bewegung nach Süden und Westen verwandelte und mit der Gestaltung einer neuen Welt endigte? Doch beweist diese Bemerkung des Tacitus wenigstens für die reine und unvermischte Erhaltung der Nation, ohne über ihren ersten Ursprung Licht zu verbreiten. Auch ist unser Geschichtschreiber insoweit zu entschuldigen, als der Zug der Cimbern mehr in die neuere Geschichte fiel, er aber von den frühesten Zeiten spricht.

So wenig es aber Tacitus gelingen konnte, die Deutschen mit historischer Gewissheit zu einem Urvolke zu stempeln, eben so wenig haben spätere Forscher vermocht, irgend eine Hypothese über die Abstammung der Deutschen von einem andren, bekannten Volke zu einer geschichtlichen Wahrheit zu erheben. Indem wir die blos etwa durch Sonderbarkeit ausgezeichneten billig übergehen, sei es uns erlaubt, wenigstens die wichtigste nach ihren Bestimmungsgründen zu beleuchten. —

Die Religion erklärte den Osten für die Wiege der Menschheit. Die Forschungen der Naturkundigen leiteten zum Theil auf Resultate, die jenen Behauptungen günstig waren. Daher die rastlosen Bemühungen, auch den Ursprung der Deutschen in jenen fruchtbaren Welt-

Digitized by Google

theil zu versetzen. Manches schien diese Ansicht zu begünstigen. Alte Sagen sind zu uns gedrungen, wonach Odin aus dem Lande der Asen gekommen sein soll. Allein einmal wird durch solche Sagen immer wenig erwiesen, um so mehr, da die von Tacitus angeführten für die entgegengesetzte Meinung zu sprechen scheinen. Anderntheils spricht jene Sage blos von der Ankunft eines einzelnen, ausgezeichneten Geschlechts, und wohl kann es sein, dass in alten Zeiten ein Mann aus fernem Lande bei jenen rohen Urbewohnern des Nordens einwanderte, ihnen manche fremde Erfindung, manchen Vortheil bei Ackerbau, Jagd oder Krieg lehrte und sich dadurch solches Ansehn und solche Ansprüche auf Dankbarkeit erwarb, dass seinem Andenken göttliche Verehrung geweiht wurde. Für die Einwanderung des ganzen Volkes aus Asien wird durch diese Sage nichts bewiesen. Wenn die Bewohner von Peru den Spaniern von einem vor langen Jahren zu ihnen gekommenen Sohne der Sonne erzählten, dem sie ihre Verfassung und ihre Einrichtungen verdankten, so kann man daraus höchstens auf eine frühere Entdeckung Amerikas, als die durch Columbus schliessen, nicht aber in jenen Zeitraum die erste Bevölkerung des ganzen Welttheils setzen.

Ein andrer Grund wird daher genommen, dass Herodot unter den Stämmen der Perser einen mit dem Namen der Germanier belegt. Hier ist aber theils weder Lesart noch Aussprache gewiss, theils ergeben sich aus der Stellung jenes Stammes, der der verachtetste, von keinen Eroberungen berührte war, keine Gründe zur Auswanderung, wiewohl ich mich hier fast nicht erwehren kann, auch die Hypothese aufzustellen, dass jener Stamm vielleicht nur noch aus den Resten eines grössern bestanden haben könne, dessen edelste Glieder, um drohender Unterjochung von Seiten der andren Stämme zu entge-

Digitized by Google

hen, entflohen wären. Dennoch aber ist anderwärts bewiesen und wird auch von uns beleuchtet werden, dass der Name: Germanen weder ein allgemeiner, noch ein eigentlicher Volksname war.

Wichtigere Gründe werden aus der Aehnlichkeit der Sitten hergenommen. Allein abgesehen davon, dass sich vielleicht ebensoviel gänzliche Verschiedenheiten zeigen, und dass manche geträumte Aehnlichkeit blos scheinbar oder zufällig ist, so ist überhaupt eine gewisse Verwandtschaft der Sitten und Gewohnheiten fast bei allen Völkern im ursprünglichen Zustande sichtbar und schon deshalb sehr natürlich, weil sie eine Wirkung der Natur ist. Selbst wenn diese Aehnlichkeit in den Grundlagen der ganzen Verfassung zweier Völker liegt, kann daraus noch kein vollgültiger Beweis für gleichen Ursprung gezogen werden, da auch diese sich in ähnlichen Verhältnissen ähnlich gestalten können. So aber walten sie mehr in zufälligen Einzelnheiten ob und haben schon deshalb wenig Gewicht.

Die stärksten Gründe hat man aber aus der auffallenden Aehnlichkeit hergenommen, die sich zwischen der persischen und deutschen Sprache zeigen soll; eine Aehnlichkeit, die nicht etwa blos in einzelnen Wörtern, sondern in dem ganzen Bau und der innern Oekonomie der Sprachen bemerkt worden ist. Die Sanscritsprache soll gleichsam als der Schlüssel zu beiden dastehen. Wohl ist es auffallend, dass alle diese Spuren so einstimmend auf eine Verbindung Deutschlands und Persiens hinführen und wohl könnten durch den letzteren, wichtigeren Moment auch jene früher berührten, allein stehend unbedeutenden, an Wichtigkeit gewinnen. Allein es ist dabei nicht zu verkennen, dass alle auf Etymologie gebaute Schlüsse schwankend sind, dass oft verschiedene Etymologen aus einem und demselben

Digitized by Google

Worte ganz entgegengesetzte Folgerungen gezogen haben, dass endlich das grosse Räthsel der frühesten Sprachenbildung überhaupt noch nicht erklärt ist, vielmehr leicht begriffen wird, wie die grosse Lehrmeisterin Natur auch ganz verschiedene Völker auf ähnliche Art des Ausdrucks der Gefühle und Empfindungen habe leiten können.

So bleibt also die ganze Streitfrage noch heute unentschieden. Wir wollen, wie Tacitus in einem andren Falle, jedem seine Ueberzeugung lassen, wollen uns aber freuen, dass die frühern Bewohner des Landes, das wir unser Vaterland nennen, ein kräftiges, freies und edles Volk waren, ein Volk, welches, möge nun sein Ursprung gewesen sein, welcher er wolle, durch Sitten und Wandel sich einen so hohen Grad von Achtung erworben hatte, dass einer der edelsten Römer in dem uns vorliegenden Werke es den stolzen Enkeln des Romulus als Musterbild vorzuführen sich veranlasst fühlte.

B. „Dauernde oder vorübergehende Fremdherrschaft."

Es scheint hier nothwendig, ein Wort zur Vertheidigung der Uebersetzung zu sagen, die um deswillen von dem wörtlichen Texte abweichen musste, weil hier zwei Worte in Frage kamen, die den Alten augenblicklich verständlich waren, dem Genius unsrer Sprache aber in ihrer wahren Bedeutung fremd sind, da die Begriffe nicht mehr im Volke leben. Die Alten hatten eine fast kindliche Vorstellung von der frühesten Entstehungsgeschichte der Völker. Man sieht z. B. aus den Stämmen der Athenienser, dass sie oft annahmen, irgend ein gefeierter Held, der sich einige Zeit in einem

Digitized by Google

Stamme aufhielt, habe eine Nachkommenschaft daselbst hinterlassen, die nach und nach mit den übrigen ursprünglichen Bürgern verschmolz, wenn auch der Urheber dieses eingeschobenen Stammes vertrieben oder freiwillig fortgezogen war. Dann aber war ein solches Volk durch Hospitia (Gastbesuche) eines andern vermischt. Wo aber Glieder fremder Nationen mit gewaffneter Hand einen Sitz in der Mitte eines Landes sich eroberten, wie z. B. die Phokäer in Marseille und mannhaft ihre Eroberungen behaupteten, da waren es adventus (Einwanderungen), die ein fremdes Reich mit dem alten Stamme verbunden hatten. Adventus bezeichnet also die dauernde Besitznahme eines Landes durch fremde Völker, Hospitium die vorübergehende. Herrschaft aber musste es sein, weil in jenen Zeiten der Fremde nur mit Gewalt in der Mitte des andern gestalteten Volkes sich behaupten, nur als Herrscher mit ihm verschmelzen konnte.

C. Die Auswanderungen.

Wenn Tacitus die Behauptung aufstellt, dass die frühesten Auswanderungen zur See geschehen seien, so schliesst er aus den ihm bekannten besondern Thatsachen auf die allgemeine Regel und folglich aus seinem Standpunkte richtig. Der Zug der Cimbern gehörte in die neuesten Zeiten. Andre wie z. B. die Auswanderung der Kinder Israel aus Egypten konnten ihm nicht bekannt sein. Die ihm bekannten griechischen Colonien waren von Flotten gegründet. Carthago war eine Pflanzstadt der Phönizier; zur See kamen die Stifter der meisten Freistaaten Italiens, selbst Rom hielt für den Stammvater seiner frühesten Fürsten den über's Meer geflüchteten Aeneas. Aus allem gieng hervor, dass in den frühesten

Digitized by Google

Zeiten der damaligen civilisirten Welt Auswanderungen nur auf dem Wege der Schifffahrt vorgenommen wurden, und wir wollen uns bemühen, einige Gründe für diese Erscheinung aufzusuchen.

Soweit nur Tacitus von den frühesten Staatenverhältnissen der ihm bekannten Welt glaubwürdige Nachrichten haben konnte, zeigten sich ihm grosse, weitumfassende, von despotischer Hand gezügelte Staaten und neben ihnen einige kleine, frühzeitig zu politischer und moralischer Bildung gereifte Volksstämme. Die Völker, welche in jenen mächtigen Reichen des Ostens ihren übermüthigen Fürsten fröhnten, waren durch das erniedrigende Joch, in dem sie schmachteten, zu knechtischer Indolenz herabgewürdigt und eine grosse Bewegung von ihrer Seite um so weniger zu erwarten, als eine allgemeine Auswanderung nur in solchen Staaten vorzukommen pflegt, wo das Volk die Hauptrolle spielt. Dabei lebten sie grösstentheils in fruchtbaren, geringe Arbeit mit hinreichenden Früchten belohnenden Ländern und in einem Klima, was zufriedene Ruhe und sorglose Trägheit jederzeit begünstigt hat. Die kleinen Stämme, die an ihren Grenzen sich frei zu erhalten gewusst hatten, waren, so lange sie ihre Freiheit zu behaupten vermochten, in einer zu günstigen Lage, als dass sie eine Veränderung hätten wünschen können; wenn sie aber der Unterdrückung nicht mehr zu entgehen hoffen konnten, so war das Meer der natürlichste Ausweg, der ihnen blieb, und es wäre ein fruchtloses Vermessen gewesen, wenn sie den sie bedrohenden Massen selbst entgegengezogen wären. Die Freistaaten des eigentlichen Griechenlands aber waren zu sehr in einzelne, kleine Stämme zersplittert und hatten doch auch zu früh ein gewisses politisches System gegründet, als dass hier an grosse Völkerzüge zu denken gewesen wäre. Dabei war auch für sie der zu

Digitized by Google

Lande zugängliche Theil der Erde verschlossen. Er konnte wohl von ihren vereinten Kräften erobert werden; ein einzelner Stamm konnte aber nicht daran denken, in ihm sich einen Wohnsitz aufzusuchen. Auch ist zwischen Eroberung eines Reichs, mit dem wir schon lange in politischer Verbindung gestanden haben, und Auswanderung in ein fernes, unbekanntes und unbewohntes Land ein bedeutender Unterschied. Der Hauptgrund aber jener Erscheinung liegt darin, dass in jenen Zeiten, wenige Beispiele drängender Nothwendigkeit ausgenommen, nur handeltreibende und seefahrende Völker Colonien begründeten. Einmal liegt es in der Natur eines Ackerbau treibenden Volkes — denn grosse Nomadenvölker gehörten weniger in das System der damaligen politischen Welt — innige Anhänglichkeit an seine alten Sitze, an die Wälder, die es gepflanzt, die Felder, die es urbar machte, die Hütten, unter deren Dache schon seine Väter und Urväter schlummerten, zu gewinnen, während der Seefahrer und Kaufmann, der damals noch gezwungen war, persönlich die entlegensten Völker aufzusuchen, um gegen die Erzeugnisse seiner einheimischen Industrie die Schätze einzutauschen, die ihnen die mütterliche Natur reichlich an Unwissende verschwendete, sich leichter an fremde Sitten und fremden Boden gewöhnte, das Glück des eignen Heerdes und des ruhigen Besitzthums zu schätzen verlernte und durch weniger feste Bande an die heimische Erde gekettet wurde. Ferner vermehrt sich ein ackerbauendes Volk bei weitem nicht in dem Maase, wie ein handelndes. Handel bewirkt Luxus und Verschwendung. Ein Handelsstaat zieht eine Menge unternehmender, heimathloser, zu Allem entschlossener Menschen aus allen Ländern zu sich, denen er für leichte Mühe reichlichen Lohn verspricht. Der unzureichende und wohl noch vernachlässigte Boden

Digitized by Google

vermag nicht die Menge seiner Bewohner zu ernähren: eine Stockung im Handel verwandelt den glänzendsten Reichthum in drückende Noth. Während in ackerbautreibenden Staaten der Sohn auf dem Erbe seiner Väter bleibt und die Früchte seiner Arbeit nicht ohne eignen Schweiss geniessen kann, freut sich der Sohn des Kaufmannes der erworbenen Schätze seiner Vorfahren, des Geldreichthums, vergeudet sie oft im üppigen Wohlleben und steht nun als ein müssiger, unnützer, an allem verzweifelnder und zu nichts fähiger Mensch unter seinen Mitbürgern. Alles Umstände genug, die öftere Aussendung von Colonien aus solchen Staaten zu motiviren. Endlich gewährte es auch vielfache Vortheile für eine handeltreibende Nation, in den entlegenen Ländern, aus denen sie damals, unter ungleich höheren Gefahren, als jetzt bei gestiegener Ausbildung der Schifffahrt und der Erdkunde uns bedrohen, ihre Güter holten, und wo noch eifersüchtige, rohe und ihnen an physischer Kraft überlegene aber nicht durch die Erfindungen neuerer Kriegskunst im Zaum gehaltene Völker ihre Züge gefährdeten, Pflanzstädte zu besitzen, wo sie sicher von ihren Anstrengungen ruhen, ihre Schiffe herstellen, ihre Waaren bergen und einen dem unsrigen ähnlichen Handelsverkehr organisiren konnten. Diesen Ursachen verdanken namentlich die Pflanzstädte an den Küsten Spaniens ihre Entstehung. Rechnen wir nun noch hierzu die grössere Leichtigkeit, mit der schifffahrende Nationen, bei höherer Kenntniss der Länder und bei der grösseren Zahl von Schiffen, die sie besassen, Auswanderungspläne verwirklichen konnten, so wird der Umstand, dass solche Staaten die meisten Colonien stifteten und hierin wieder die von Tacitus flüchtig erwähnte Erscheinung hinlänglich erklärt.

Digitized by Google

D. Die Dichtkunst der Deutschen.

Der Naturforscher, der Philosoph, der Geschichtschreiber finden alle im Verfolge ihrer Studien Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, dass in den von ihnen angebauten Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit dem ersten Blick anscheinende Widersprüche begegnen, die sich erst bei sorgfältigeren Eindringen in die Natur der beobachteten Erscheinung in den vollkommensten Einklang auflösen und dann für die Mühe der gründlichen Erforschung durch desto tiefere Blicke in das eigentliche Wesen des Ganzen belohnen. Zu dieser Bemerkung veranlasst mich unter andern die Erscheinung, dass Sinn für Dichtkunst sich eben sowohl bei ganz ungebildeten, dem Naturzustande nahen Völkern, als bei Nationen, die auf sehr hoher Stufe der Bildung stehen, findet, und dass er nur bei den Völkern, die in einem Mittelzustande der Cultur schweben oder deren Bildung eine einseitige Richtung genommen hat, nicht ohne nachtheilige Wirkung für den Charakter eines solchen Volkes vermisst wird. —

Die erste Gesittung der griechischen Stämme wird in fabelhaftes Dunkel gehüllten Sängern zugeschrieben, bei deren göttlichen Tönen die Bäume ihre Stelle verliessen und Steine sich von selbst zu festen Mauern zusammenfügten. Schon zu der Zeit des trojanischen Krieges tönten die Hallen der griechischen Fürsten von Gesang und Tanz wieder. Homer verewigt als hoch im Volke geehrte Sänger Femios und Demodokos, von deren Liedern vielleicht schwache Nachklänge bis zu ihm gedrungen waren, und auch seine unsterblichen Gesänge, unübertroffen an Frische und Jugendkraft, ewige Muster für alle Zeiten und Völker, schön noch in ihren Mängeln, verdanken ihre Entstehung Zeiten, die die Kunst noch nicht kannten, dem Tone Zeichen zu leihen und würden längst im

Digitized by Google

Stürme der Jahrhunderte verrauscht oder nie entstanden sein, hätte nicht im ganzen Volke jener begeisterte Sinn für alles Grosse und Schöne gelodert, der in den glücklichen Jugendtagen der Erde der Grundzug des Charakters ganzer Völker war und der es leicht machte, von Munde zu Munde die Gesänge des blinden Barden zu verpflanzen. Die zweite Periode der griechischen Dichtkunst, in welcher mehr die künstlichen, mit Reflexion und Berechnung verbundenen Theile der Poesie angebaut wurden, fällt in die Zeiten, wo im ganzen Bereiche der hellenischen Sprache ein hoher Grad von Bildung verbreitet war, und das Jahrhundert, dem das griechische Drama seine höchste Blüthe verdankt, erzog auch die scharfsinnigsten Philosophen, die trefflichsten Geschichtschreiber, die feurigsten Redner. Als mit dem Untergange der Freiheit der Griechen auch der freiere Aufschwung ihres Geistes verschwand, als mit ihrer Verschmelzung in das grosse Weltreich, das die Enkel des Romulus errichtet hatten, ihre Bildung Gemeingut der ganzen civilisirten Erde wurde, da wendeten sich ihre Gelehrten auf spitzfündige Untersuchungen, auf Sprachforschungen, auf Erklärung der grossen Werke ihrer Väter; aber der schöpferische Geist war gewichen und die alexandrinische Periode ist das bleierne Zeitalter der griechischen Literatur. Furchtbar musste Hellas für den Ruhm büssen, einige Jahrhunderte hindurch das blühendste, edelste, gesittetste, ja das glücklichste Volk der Erde gewesen zu sein. Ueber ein Jahrtausend in den Ketten des Auslandes schmachtend, ward es immer aus einem Joche gerissen, um unter ein härteres gebeugt zu werden. Ein Wunder ist es zu nennen, dass unter diesem erniedrigten, entwürdigten, dem schimpflichsten Loose anheimgefallenen Volke nur noch die entfernteste Spur von dem Adel der Gesinnungen, dem

Digitized by Google

Sinne für das Erhabene und Schöne lebe der ihnen glückliche Vätern eigenthümlich war. Aber mitten unter diesen Stürmen, mitten durch die Nacht, die über Helas schönen Lande lastete, erhielt sich wie ein Lebendiges Licht im nebelhaften Dunkel, wie eine grüne Schlingpflanze, die mit üppigen Gewinden den kahlen Felsen umwebt, seine schwarzen, sonnverbrannten Wände dem Auge zu entziehen und ihnen ein freundlich lebendes Ansehen zu gewähren, das Volkslied und die (vor kurzem noch) verachteten Enkel des Heldenen, an Sitten und Bildung vielleicht der Stufe nahe, von der Orpheus ihre Väter hob, an Kraft und Energie tief unter ihr, haben noch immer eine unerschöpfliche Quelle fröhlicher, lebensvoller Gesänge und ihre schattigen Thäler tönen vom einfachen Weisen wieder, die wie in den Zeiten der gefeierten Rhapsoden, ungeschrieben vom Vater dem Sohne überliefert wurden und Jahrhunderte leben, während ihre Urheber längst vergessen sind.

Die Römer, das kann man wohl behaupten, hatten keinen Sinn für Dichtkunst. Die Ursachen liegen nicht ferne. Zuerst waren die Römer kein Urvolk. Rom ward von Abenteurern aus allen Gegenden Italiens gegründet. Solche Stifter, kühne, verwegene, unternehmende Menschen, heimathlos, vielleicht schuldbefleckt, konnten keinen Sinn für die zarte Blüthe der Poesie in sich tragen, die nur aus der Hütte der Unschuld und Sittenreinheit*) grünt. Es ist nicht zu läugnen, und die Erfahrung hat es gelehrt, dass auch starke, muthige, ja wilde Gemüther Sinn für Dichtkunst empfinden, aber sie müssen noch empfänglich sein für die heilige Stimme der Natur, die

*) Die Sittenunschuld der Römer war keine natürliche, sondern eine politische Tugend.

aus ihr spricht, sie müssen ein offnes, kindliches, einfaches Herz besitzen, das sich gern den süssen Ahnungen hingiebt, die es an die Spiele seiner Kindheit und die Träume seiner Jugend erinnern, die aus dem grünen Hain und dem schäumenden Bergstrom zu ihm reden und in wunderbaren Sagen von Himmel und Erde sich entfalten. Menschen aber, die viele Seiten des Lebens kennen gelernt haben, ohne doch die Lust zum Leben und den Sinn für die Freuden der Sinnlichkeit zu verlieren, die genöthigt sind, ihre Tage im Kampfe mit der Welt ausser sich hinzubringen, ohne Zeit zu gewinnen, die Welt in sich zu beachten, gefallen sich nicht in dem geistigen Reiche der Träume, noch in den heitren Spielen unschuldiger Freude. Herrschsucht und Eigennutz bezeichnet die Geschichte der Römer von Anbeginn. Fortwährende Kriege, erst für die Erhaltung, dann für die Ausbreitung ihrer Macht beschäftigten sie. Raue, den Sinn für das Schöne verachtende Tugend war ihre Politik. — Der kriegerische Sinn der Römer war sonst kein Hinderniss für die Entfaltung eines dichterischen Lebens unter ihnen. Kriegerische Völker haben mehr Sinn für Poesie als nicht Kriegerische. Die Letztren besitzen selten die moralische Spannkraft, die innre Begeisterung, die dem Dichter den lohnendsten Erfolg verspricht. Sie verfallen leichter in Trägheit, Sinnenlust, Indolenz, entfernen sich von dem heiligen Reiche der Natur, ohne doch durch unternehmenden, vielseitigen Geist auf der andren Seite eine Stufe der Bildung zu erwerben, wo sie wieder für die Reize der Kunst empfänglich würden *). Doch wirken auch auf sie die Zweige der Poesie, die sich der Spe-

*) Blosse Handelsvölker haben keinen Sinn für die Kunst, überhaupt für nichts als Gewinn.

lution nähern. In das Gewand der Dichtkunst kleiden sie ihre Ansichten über den Himmel, die Entstehung der Erde, die unbekannte Götterwelt. In Zeiten allgemeinen Sittenverderbnisses haben einzelne, über die Menge erhabene Geister, voll edler Entrüstung über den Verfall ihres Volkes und der Menschheit, kühne, männliche, in das Innerste greifende Worte ihrem erschlafften Zeitalter zugerufen und im heiligen Eifer die Rache des Himmels verkündigt. — Mit keinem Gefühl ist die Dichtkunst so eng verschwistert, wie mit der Vaterlandsliebe. Die orientalischen Gesänge sind zum Theil Jahrtausende alt. Aber sie können noch Jahrtausende lang im Munde des Volkes leben und nie werden sie ihren Eindruck auf das Herz der Völker verfehlen, für die sie bestimmt waren. Längst sind die Geschlechter entschwunden, die mit trunknen Ohr den Worten jener kühnen Sänger lauschten. Aber die Natur, die jene glühenden Gefühle einhauchte, die Wunder der Schöpfung, die zu diesen feurigen Gesängen begeisterten, sind unveränderlich dieselben geblieben und haben mit ihrem eignen Bestehen auch die zauberischen Schilderungen ihrer Grösse und die an sie geknüpften Betrachtungen verewigt. Was ist aller Genuss, den das Anschauen der vollendeten Harmonie in den Werken ihrer Dichter den gebildeten Völkern gewährt, gegen das namenlose Gefühl, das den schottischen Hochländer bei irgend einer rauhen Weise durchzuckt, die ihn an seine nebelvollen Haiden erinnert! *) Die Römer aber hatten nicht die eigentliche

*) O Kaledonia, ernst und wild,
Die du so lieb, die du so mild
Auf deinem mütterlichen Schoos
Das Kind der Dichtkunst ziehest gross!
Des Felswalds Land, der Haidenfläche,
Land des Gebirgs, der Seen, der Bäche,
Land meiner Väter!
(*W. Scotts letzter Minstrel, übers. von Strack.*)

Digitized by Google

Vaterlandsliebe. Ich weiss, was ich sage. Sie hatten ausser den Mauern der sieben Hügel kein Vaterland. An das Gebiet, das sie sonst besassen, fesselten sie keine Bande; es war ein rastlos sich vergrösserndes, immer wechselndes Ganze und bald konnte es dem Römer gleichgültig sein, ob er in Tarent oder in der Umgegend Roms wohnte. Der Staat als Idee war ihr Vaterland. Die Unabhängigkeit, der Ruhm und die Macht Roms war ihr Stolz und die Triebfeder ihrer Handlungen. Alle ihre Gefühle und Gedanken, es ist wahr, bezogen sich auf Rom. Aber das lebhafte Gefühl inniger Anhänglichkeit an die heimischen, durch blutige Kämpfe behaupteten, durch eigenthümliche Schönheiten, durch alte, geliebte Sitten, durch der Volkseigenthümlichkeit entsprechende Landesart theuren Sitze kettet, das kannten sie nicht. Wenn es auch das drückendste Gefühl für den Römer war, aus Rom verbannt, im fremden Lande seine Tage beschliessen zu müssen, so lag doch der Grund nicht in einer Sehnsucht nach theuren Gegenständen in der Heimath, wie es z. B. bei den Schweizern der Fall ist, sondern in der Entbehrung des Einflusses auf die Leitung der Staatsangelegenheiten, in dem Mangel des Bewusstseins, zu den Herrschern der Erde zu gehören, und in der Versagung so manches stolzen Rechtes, was nur bei dem Aufenthalte in Rom in seinem ganzen Umfange ausgeübt werden konnte. In zu tiefer Abhängigkeit standen die Provinzen von Rom, als dass der Stolz des Römers nicht hätte manche Kränkung erleiden müssen, wenn er als Privatmann sich dort niederlassen sollte. Das italische Land aber, als Land, hatte nicht mehr Reitze für ihn und konnte nicht mehr haben als z. B. Griechenland oder die paradiesischen Auen Kleinasiens. Folglich fiel bei den Römern der Einfluss der Dichtkunst hinweg, den sie unwillkührlich auf die Herzen eines

Digitized by Google

Völker finden, die in ihren Erzeugnissen freundliche Bilder theurer, geliebter Gegenstände und ernste Schilderungen bekannter gewaltiger Naturerscheinungen finden. — Viele Völker gewinnen eine lange Vorliebe für Gesänge, die sich mit der Feier bewunderter Nationalhelden beschäftigen, dem Stolze der Enkel schmeicheln, oder sie zu freudiger Nacheiferung anspornen. Den Römern aber mussten schon politische Gründe eine zu hohe Ueberschätzung der Thaten ihrer vornehmen Geschlechter gefährlich erscheinen lassen, und ihr System liess überhaupt auch die höchsten Anstrengungen und die grössten Aufopferungen für den Staat als Pflicht, nicht als Tugend erscheinen, gab ihnen einen höheren Werth, aber einen geringeren Reiz. Als neu entstandenes Volk besassen sie wenig alte, in graue, dunkle Zeiten sich verlierende Sagen, die der andren Nationen der dichterischen Phantasie ein so reiches Feld öffnen. Auch war der kriegerische Sinn, der in ihnen wohnte, nicht eine Wirkung des romantischen Geistes, der die Gefahren aufsucht, weil sie Gefahren sind, den das Neue, Abenteuerliche lockt, — ein Sinn, der eng mit dem Dichterischen verwandt ist — sondern in ihnen lebte eine berechnende Kriegslust. Sie kämpften weder um ihren Heerd zu schützen, noch um zu kämpfen, sondern um zu erobern. Sie waren weder ein bloss tapfres Volk, wie die Griechen, noch ein bloss kriegerisches, wie vielleicht die Deutschen, sondern ein Eroberervolk. Sie brauchten keinen Tyrtäus, wie die Spartaner, um sich zum Kampfe zu begeistern, sie liessen keinen wilden Schlachtgesang ertönen, eben so wenig wie unsre Regimenter. In einem Eroberervolke kann nie der Sinn für Poesie wohnen; denn der Dichter hasst die ängstliche Berechnung, und der Krieg aus Politik hat nichts poetisches. Es war einmal eine Zeit, wo es möglich gewe-

Digitized by Google

nen wäre, dass sich auch bei den Römern eine eigenthümliche Poesie hätte bilden können. Ich meine die Zeit kurz nach dem zweiten punischen Kriege. Hier hatte die Republik lange genug bestanden, um nicht mehr die Mängel einer losen, unbegründeten Zusammenfügung zu empfinden, die mancherlei Stämme, aus denen sie zusammengesetzt war, zu einem Volke verschmolzen, die alte Strenge der Sitten, die römische Tugend hatte noch nicht aber durch die Berührung mit vielen Völkern des Auslandes, selbst durch die furchtbare Gefahr, die über den stolzen Rom geschwebt hatte, gemildert worden. Die Regierung ward durch Mässigung und Weisheit geleitet; grossartige Unternehmungen aller Art hatten eine Menge von Zügen edler Selbstverläugnung und kriegerischer Tugenden entwickelt; der Ursprung der Republik war durch die Länge der Zeit mit manchen fabelhaften Erzählungen umhüllt, die Stoff zu Sagen boten; es war durch die Bekanntschaft mit milder gesitteten Völkern eine gewisse Neigung zu höherer Bildung, ein Zug von Wissbegierde *) erwacht. Die Besitzungen der Römer waren noch nicht zu ausgedehnt, und leicht konnten sie Italien als ihr Vaterland betrachten und als solches lieben lernen. Hätten sie damals sich mit ihren Besitzungen begnügt, oder vielmehr hätten sie sich damit begnügen können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sie wieder zu verlieren; wären sie aus einem Eroberervolke ein blos tapfres geworden; — denn zu einem romantisch kriegerischen waren sie schon zu politisch gebildet — hätte ein Mann die Leitung der Republik in seinen Händen gehabt und zu behaupten vermocht, der mit Einsicht in die Quellen der Volksgrösse die Geschicklichkeit verbunden hätte, die rauhen, unbeugsa-

*) Freilich möchte diese blos den Und Volksbildung muss bei einigen Barbaren statt fin vom Volke ausgehen

nen Sitten durch weise Benutzung der Wissenschaften zu bilden, dabei aber sie vor dem Herabsinken in Ueppigkeit und Luxus durch kräftige Institute zu schützen und ihrem politischen Systeme für immer den Geist der Mäßigung und Weisheit einzuhauchen — und ein solcher Mann war vielleicht Scipio — so hätte leicht auch im römischen Volke ein Sinn für eine volksthümliche Poesie erwachen können, und auf der andren Seite hätte das ganze Staatsgebäude der Römer eine ganz andre und wohl dauerndere Richtung genommen. Aber anstatt dessen trieb sie unersättlicher Ehrgeiz mit Gewalt der Weltherrschaft und — dem Untergange entgegen. Jede Eroberung lehrte ihnen neue Künste und neue Laster. Die Erfahrungen der ganzen Welt wurden ihr Eigenthum und weder benutzt, noch verstanden. Es erhoben sich Dichter unter ihnen, ausgestattet mit Kraft und Schönheit und lieferten, das ist nicht zu läugnen, Werke, die mit denen der Griechen wetteifern konnten. Aber es waren Griechen, nur im lateinischen Gewande. Es ist keine römische Poesie, die im Virgil und Horaz uns begegnet. Sie konnten an dem Hofe der Kaiser wirken, sie konnten dem an griechische Sitten und Bildung gewöhnten Patricier schmeicheln, sie konnten aber nicht in dem Herzen des Volkes leben. Die Poesie der gebildeten Stände aller gebildeten Völker ist Eine. Die Poesie des Volkes muss der Bildung vorangehen. —

Die Bemerkungen, die ich hier mitgetheilt habe, scheinen nicht unmittelbar in den Plan unsres Werkes zu gehören. Aber ich werde oft Gelegenheit finden, an sie zu erinnern, wenn ich den Hauptzweck dieses Aufsatzes, meine Gedanken über die Dichtkunst der alten Deutschen, behandle. Der Sinn für Poesie ist bei allen Völkern derselbe. Er kann sich bei Verschiedenen verschieden entfalten, aber man kann aus den Ursachen, die

Digitized by Google

ihn bei dem einen Volke erregten, auf die Wirkung bei den andren Völkern schliessen. —

Wir haben keine faktischen Beweise, dass die frühesten Bewohner Deutschlands eine Poesie hatten. Tacitus spricht von Gesängen, in denen sie den ersten Ursprung ihrer Stämme und den Ruhm ihrer Helden *) gefeiert haben sollen. Er erwähnt an andren Orten, was auch von andren alten Schriftstellern geschieht, der Schlachtgesänge, mit denen sie den Kampf zu eröffnen gewohnt gewesen wären. Diess ist alles, worauf sich unser Glaube an das vormalige Bestehen einer eigenthümlichen Poesie unter jenen Völkern gründet. Reste von altdeutschen Gesängen sind nicht auf uns gekommen. Als das Nibelungenlied auf einmal zu hohem Ansehen gelangte, vielseitiger Prüfung unterworfen und in vielfachen Bearbeitungen zur öffentlichen Kunde gebracht wurde, träumte wohl mancher begeisterte Patriot, in ihm die Spuren uralter Dichtkunst zu entdecken und fasste den stolzen Gedanken, dass so die Deutschen den Griechen ein Nationalepos an die Seite stellen könnten. Aber eben die nähere Ergründung und Beleuchtung dieses Werkes, wo sie von kalten und partheilosen Männern angestellt wurde, zeigte, dass es einer weit spätern Zeit angehöre und liess dabei, unbeschadet dem Verdienste, das es als treues Sittengemälde und als reiche Quelle lieblicher und rührender Züge behält, eine Gleichstellung mit dem Homer als lächerlich erscheinen. Auf gleiche Weise sank das Ansehen der Edda und andrer Produkte der skandinavischen Poesie, in Bezug auf daraus für deutsche Dichtkunst zu hoffendes Licht, eben so schnell, als es sich gebildet hatte. Die äussern Beweise für eine ur-

*) Tacit. Annal. 2, 88.

Digitized by Google

deutsche Poesie sind daher nur schwach und mangelhaft. Wir wollen sehen, ob sich innere finden, die für haltbarer erklärt werden können. Der Sinn für Dichtkunst, in seinem ersten Erwachen fast identisch mit dem für Musik, zeigt sich bei allen Völkern, die sich nur einigermassen über die Stufe thierischer Rohheit erhoben haben. Alt wie die Welt sind die orientalischen Gesänge. Die Neger im Innern Afrikas, die friedlichen Bewohner der Südseeinseln, die kriegerischen Stämme, die die Wildnisse am Mississippi durchzogen, alle brechen bei Tanz oder Krieg in freudige Jubellieder aus. Weit entfernt, dass der Zustand des Naturlebens für die Ausbildung dieser, wie es scheint, den Menschen angebornen Neigung weniger geeignet sei, hindert vielmehr die bis zu einem gewissen Grade gestiegene Bildung die allgemeinste Verbreitung und das regste Aussprechen, das eigentlich Volksthümliche derselben. Die Deutschen waren ein kriegerisches Volk. Aber ihr kriegerischer Sinn zeigte sich theils im tapfren Schutze ihres Heerdes und ihrer Sitten, theils in freudigen Zügen nach Gefahr und Beute. Beides bot dem Sinne für Dichtkunst Nahrung. Sie waren ein sagenreiches, dem Zauber dunkler Ahnungen und dem unerklärten Walten des Schicksales gern sich hingebendes, von den zarten Gebilden der Mährchenwelt umgebenes Volk. Neigungen, die nur dem dichterischen Gemüthe eigenthümlich sind. Sie hatten ein Vaterland, das sie liebten, Sitten, die sie achteten. Dies versprach den Gesängen die erwünschteste Wirkung. Die Deutschen hatten eine Poesie.

Aber wie waren die Gesänge, die in ihren dunklen Wäldern ertönten? Eine schwer zu beantwortende Frage, um so schwieriger, als auch hier der gänzliche

Digitized by Google

Mangel einiger Reste der alten Dichtkunst als fast unübersteigliches Hinderniss in den Weg tritt.

Dass die Gesänge der alten Deutschen auch mit den frühesten uns bekannten hellenischen Gesängen nicht auf eine Stufe gesetzt werden können, liegt wohl am Tage. Die wunderbare, von der Natur selbst den Griechen gelehrte Erfüllung aller Regeln, die der scharfsinnigste Kunstrichter nur aufzustellen vermag, die innre Harmonie aller Theile zum Ganzen, die enge Verbindung der Kraft mit Grazie, der Hoheit mit kindlicher Natürlichkeit, der Tiefe mit Klarheit, das Durchschauen aller Verhältnisse des Lebens, das, ohne in trockne Reflexionen auszuarten, in grossartigen Zügen sich ausspricht, alle diese Eigenschaften konnten nur unter Hellas glücklichen Himmel das Eigenthum auch der frühesten, von der Natur erzogenen Sänger werden. Die Griechen hatten Alles, was ein Volk zu einem dichterischen machen kann; sie lebten noch überdem in einem Lande, das geschickt war, ihnen Neigung zu den sanften Freuden des Lebens, zur Ruhe, Geselligkeit, zum idyllischen Genusse der Natur zu verleihen, ohne doch sie in Schwäche und träges Selbstvergessen versinken zu lassen; sie hatten noch den Vortheil, dass sie ein romantisches Volk gewesen waren, und ein tapfres wurden. — Die kühnen, feurigen Gesänge des Orients, sind Erzeugnisse der glühendsten Phantasie, strömen von Flammen über, wie nur die mittägliche Sonne sie entzünden kann. In jenen wunderbaren Ländern, wo die Natur ihre schöpferische Kraft aufs äusserste angespannt, und in furchtbar riesigen Gestalten sich gefallen hat, unter seltsam gewachsnen Bäumen, umringt von wilden, ungeheuren Gethiere, wo blauer der Himmel sich wölbt und goldner die Sterne erglänzen, wo uralte Sagen von wunderbarer Entstehung der

Welt und der Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurden, wo das Gemüth, nach leicht befriedigter Sinnlichkeit, geneigt ist, den Geburten einer erhitzten Einbildungskraft sich hinzugeben, wo Alles, was geschieht, den Stempel des Ungeheuren trägt und selbst die Menschen nicht als Einzelne, sondern in Masse handeln, musste auch die Poesie einen kühnen, erhabenen, in übertriebenen Schilderungen sich gefallenden Charakter gewinnen. Wollte der Dichter über das Gewöhnliche sich erheben, so musste er unnatürlich *) werden, da das Grösste dort natürlich war. Unter Deutschlands kalten, neblichen Himmel aber, in seinen feuchten Wäldern, unter Völkern, wo Kraft des Einzelnen entschied und Kampf und Anstrengung um Lebensunterhalt weichliche Sinnlichkeit unterdrückte, konnten keine, jenen bilderreichen, schwärmerischen Gesängen ähnliche Produkte entstehen. — Die frühesten uns bekannten Reste deutscher Dichtkunst geben auch keine Belege für Vermuthungen über ihre verschwundenen Vorgänger. Christliche Ansichten, mönchische Gelehrsamkeit, Anklänge an die einmal als Normalpoesie anerkannten Werke der Alten haben jede Spur früherer Volksthümlichkeit verschwinden lassen. — Die Poesie der Minnesänger war keine deutsche. Sie trägt das Gepräge provençalischer Dichterschulen. — Schon in der frühesten Zeit bemerkt man unter dem deutschen Volke eine Neigung zu neckenden Witzworten, zu launigen, oft derben Schwänken, zu scharfer aber gutmüthiger Satyre über Grosse und Weltstolz, zu kurzen, kräftigen Sätzen, voll von Regeln über Lebensweisheit und Sitten. Sie zeigt sich in dem ausserordentlichen Reichthume an Sprüchwörtern, (deren viele gereimt sind) in

*) Im guten Sinne.

Digitized by Google

der Vorliebe, mit der alte Chroniken schnell verbreitete Witzworte, kurze, bündige Aussprüche volksthümlicher Helden verbreitet haben, in der wunderbaren Aufnahme, die manche Volksbücher, voll ähnlicher Schwänke, manche scharfe Satyren fanden — wie Eulenspiegel, Reinecke Fuchs, das Narrenschiff u. a. — in der Menge von Fabeln und der grossen Vorliebe dafür, die sich in jedem Alter der deutschen Geschichte zeigt und bei dem Volke bis in die neuesten Zeiten erhalten hat. Sie klang selbst bei den Meistersängern wieder, die aus dem Volke stammten. Sie zeigt sich namentlich bei den im Vaterlande gebliebenen Stämmen; auch bei den Holländern. Selbst unsre alten Volkslieder tragen mehr einen scherzenden Charakter, nicht den wehmüthig ernsten Ton der englischen Romanze*). Es kann hier nicht davon die Rede sein, ob die hiernach entstandenen Produkte zu den edleren Gattungen der Poesie gerechnet werden können, ob sie Bürgschaft für den dichterischen Genius einer Nation geben; wohl aber kann die Frage von Wichtigkeit erscheinen, ob diese Neigung als eine Urneigung des deutschen Volkes betrachtet und mithin hieraus ein Schluss auf die älteste deutsche Poesie gezogen werden könne. Und auch diese Frage glaube ich verneinen zu müssen. Eine solche Sitte konnte bei einem Volke, das mehr einen ernsten, tiefsinnigen, zum Kampfe geneigten **) Charakter trug, nicht stattfinden. Sie eignete sich nicht

*) Ich glaube, dass unter den neuern Dichtern in Bezug auf Balladen Bürger den deutschen Ton am richtigsten getroffen hat. Es ist etwas Nüchternes noch in seinen schauerlichsten Parthien. Das Wunderbare hat bei ihm nicht den geheimen Reiz, den es in höherer dichterischer Behandlung erhält.

**) Später zog sich der eigentlich kriegerische Sinn mehr in den Adel.

Digitized by Google

für Männer, die viel auf sich abgeschlossen lebten, ihren Einrichtungen nach eine Einmischung in die Angelegenheiten des Nachbars nicht billigten, über Alles das Hausrecht und die persönliche Unabhängigkeit hielten. Endlich hatte diese Gewohnheit theils ihren Ursprung in grossen, bevölkerten Städten, theils ist sie, wo sie sich allgemein ausspricht, eine Folge des Druckes, der auf dem deutschen Volke lastete. Zu grosse Vorrechte waren den deutschen Männern genommen worden, zu wenig war ihre Stimme bei den grossen Staatshändeln von Einfluss und zu schwer litten sie doch unter dem Drucke blutiger, eiserner Zeiten, als dass sie nicht zur Gegenwehr unfähig und nach und nach zu duldender Gutmüthigkeit gewöhnt — zu dem letzten Hülfsmittel des Unterdrückten hätten greifen sollen, der über seine Verfolger wenigstens spottet, wenn er sich ihrer nicht erwehren kann *). Adel und Clerus schwelgten in Roheit und Ueppigkeit. Das Volk trug und lachte. Daher die Neigung zu gutmüthiger Satyre. Das Volk hatte nichts mit den grossen Staatsinteressen zu thun. Die Thätigkeit seines Geistes konnte daher ihre Richtung nicht darauf nehmen. Deshalb wurden die Regeln der Klugheit in Bezug auf das Leben und die geschickte Führung desselben in schlimmen Zeiten durchdacht und sie sprechen sich in den Sprüchwörtern und kurzen, körnigen Sentenzen aus. — Bei allen Stämmen deut-

*) „Die wahre Freiheit leidet nicht, sich durch andre, als durch seine eignen gewillkührten Mitgenossen in vorkommenden Fällen verurtheilen und taxiren zu lassen. Dass eine Nation dieses Recht verliert, ist wohl mehr geschehen, dass sie es aber verliere, ohne es zu fühlen, und ohne darüber einen Seufzer auszustossen, das ist zu bewundern" Möser. Die Deutschen thaten noch mehr, sie scherzten über ihr Unglück.

Digitized by Google

schen Ursprungs zeigt sich eine vorwaltende Neigung zu alten Sagen, zu den schauerlichen Gebilden der Mährchenwelt, zu kleinen, unendlich reitzenden Erzählungen von dem unbekannten Wirken geistiger Wesen und von den Sterblichen, die zur glücklichen oder unglücklichen Stunde mit ihnen in Berührung gekommen. Also waren diese vielleicht die Gegenstände, die dem deutschen Dichter Stoff zu schauerlichen Romanzen darboten? Aber auch dieser Kreis der Dichterwelt ist mehr rühligen Zeiten eigenthümlich, und die dichterische Einkleidung solcher Sagen erfordert bereits eine Neigung, dem zu behandelnden Gegenstande ein kunstvolles Gewand zu verleihen. Bei allen Naturvölkern aber ist die Poesie eine Wirkung des augenblicklichen Gefühls. War auch die Verfassung der Deutschen in manchen Beziehungen ausgebildeter, als die von Völkern auf ähnlicher Stufe der Bildung, hatten auch Volksstaat und Landeseigenthümlichkeit sie frühzeitig zu einer sorgfältigen Bestimmung ihrer Rechte, zu einem gründlichen Nachdenken über ihre gegenseitigen Verhältnisse gebracht, die feineren Künste des Lebens waren ihnen doch fremd. Ihre Sprache, in rechtlicher Beziehung vielleicht reicher und auf jeden Fall edler als unsre heutige, war in allem Übrigen arm, wenn auch schon in ihr die ersten Grundzüge der ungemeinen Bildsamkeit lagen, die sie jetzt zu einer der reichsten gemacht hat. Ein Volk, das Veränderungen nicht liebt, das selten in Berührung mit fremden Stämmen kommt, das einen ernsten, festen Charakter besitzt, ist mehr zum Denken als zum Reden geneigt. Aber eben deshalb sind bei einem solchen Volke augenblickliche Aufwallungen des Gefühls, die sich in kurzen, kräftigen, gehaltvollen Sätzen aussprechen, Regungen des dichterischen Sinnes. Vieles ist ihnen Poesie, was es einem

Digitized by Google

gebildeten Volke nicht mehr ist. Oft überrascht uns in den Rechtsbüchern der ältesten Zeit eine symbolische Beziehung, die uns bei dem ersten Anblicke gewöhnlich erscheint, in der aber die Keime eines hohen poetischen Sinnes liegen. In solchen kühnen, bestimmten, über den Kreis des Gewöhnlichen sich erhebenden Gedanken gefiel sich die begeisternde Poesie unsrer Urväter. In ihnen sprechen sich alle ähnliche Völker, die über die Stufe der Thierähnlichkeit gerückt sind und einen ernsten, nachdenkenden Charakter besitzen, aus. Nie verfehlen solche poetische Aufwallungen ihre Wirkung bei männlichen Völkern. Die Lieder, in denen die Deutschen die Entstehung ihres Geschlechts und ihrer gefeierten Nationalhelden zu verewigen gedachten, konnten noch nicht zu kunstreichen Verflechtungen gereift sein. Sie mochten wenig mehr als die Namen ihrer Ahnen mit kurzen Bemerkungen enthalten. Der Sage blieb es überlassen, die Thaten jener Männer zum Volkseigenthume zu machen. Die Gesänge, womit sie sich zur Schlacht begeisterten, mochten kurze, kräftige Zurufe und Ermunterungen enthalten, bei einem kriegerischen Volke hinreichend, in Feuer zu setzen. Bei ihren Waffentänzen mögen einzelne, oft wiederholte, den Takt der Musik verkörpernde Sätze gesungen worden sein. Bei Zechgelagen sangen sie auf jeden Fall auch, und vielleicht dass hier noch am meisten kräftige Ausbrüche der Lust und des Freudentaumels, wenn auch in augenblicklicher Aufwallung entstanden, länger bewahrt und bei diesen jubelvollen Festen wiederholt wurden. Kurze, feierliche Bitten mochten auch bei ihren Opfern gesungen werden und sich wohl meist auf gleiche Weise aussprechen. Sonst dürfen wir aber nicht an grosse Nationalgesänge, die im Munde Aller gelebt hätten und vom Vater

Digitized by Google

dem Sohne überliefert worden wären, denken. Dazu standen sich schon die einzelnen Stämme zu fern und der gemeinschaftlichen Annäherungen waren zu wenige. Eben so wenig aber können wir bei ihnen eine eigne Dichterkaste statuiren, und alle die schönen Bilder, die man sich, von Missverständnissen verleitet, von den Barden der alten Deutschen gemacht hat, sind ohne hinlänglichen Grund. Es ist nicht denkbar, dass bei einem Volke, dem die Künste des Lebens so fremd waren, das in täglichen Kämpfen mit Fremden und mit dem Ungemache des Klimas sich behaupten musste, das wenig Sinn für die Bequemlichkeiten des geselligen Lebens besass, ein eigner Dichterstand sich hätte erhalten können. Auch finden wir ihn bei andern Völkern nur da, wo ein mächtiger und ausgebreiteter Priesterstand sich zeigt, zu dem er dann in mannichfaltigen Beziehungen steht. Uebrigens liegen die Gründe, die die Annahme desselben veranlassten, sehr nahe. Einmal haben die Germanen das Unglück gehabt, viele Sitten und Gebräuche ihrer Erbfeinde, der Gallier*) auf sich übertragen zu sehen; dann gaben zufällige Wortähnlichkeiten **) Veranlassung, und endlich konnten

*) Es ist eine sonderbare Art von geistigen Zwange, mit der manche Herausgeber des Tacitus noch immer bei Gelegenheit der Barden eine Menge von Stellen häufen, die nichts beweisen. Wie kann ein aufrichtiger Gelehrter als Beweis für das Dasein der Barden Caes. 6, 14 citiren, der geradezu blos von den Galliern spricht? So Lucan, der 1, 444 — 465 fast blos eine poetische Umschreibung des Cäsar liefert.

**) Das unglückliche Baritus im 3ten Capitel hat viel zu der herrschenden Meinung beigetragen. Allein aus der Schilderung des Tacitus geht schon nicht undeutlich hervor, und aus den ausführlicheren Worten andrer Schriftsteller ergiebt sich, dass diese Beschreibung auf die Kämpfer selbst geht, dass der ganze gesangähnliche Klang aus den, je nachdem die Schlacht gieng, bald freudigen, bald zürnen-

Digitized by Google

sich viele Schriftsteller bei der Beurtheilung der Sitten der ältesten Deutschen nicht von den Vorstellungen des Mittelalters losreissen und mochten sich dann freilich die Wanderungen eines Barden recht anschaulich machen können, wenn sie ihn sich unter dem Bilde eines Minnesängers vergegenwärtigten, der von Burg zu Burg ziehend überall gastfreundliche Aufnahme und Ehre und Kost in Fülle findet. — Was endlich die äussere Form der urdeutschen Lieder betrifft, so hat das Vorherrschen des Reims in den Dichterwerken des Mittelalters und wieder die den isländischen und den angelsächsischen Poesieen eigenthümliche Alliteration zu dem Glauben veranlasst, als sei eine von beiden Formen, oder als seien Beide als urdeutsche Sangesweisen zu betrachten. Dennoch aber sind beide Formen immer für die naturgemässeste Poesie zu künstlich. Die früheste Form der Poesie war eine Nachahmung des Tactes der Musik. Folglich konnte blos auf die Länge oder Kürze, nicht aber auf den Klang der Worte geachtet werden. Bald aber mochte das Ohr in den vielen ähnlich lautenden Wörtern, die sich in der alten deutschen Sprache fanden, von der mehrere Dialekte überhaupt melodischer scheinen, als unsre heutige Sprache ist, etwas Musikalisches finden, und da sich die Sprache nicht so recht an die künstlicheren Formen der griechischen und römischen Gesänge fügte, so zog man bei

---

den, bald stärkeren, bald schwächeren Tönen der Kämpfer entstand, folglich mehr einem Schlachtgeschreie, als einem Schlachtgesange glich. Allerdings ist es poetischer, sich auf einem nahen Hügel die Barden zu denken, wie sie zu der grossen Oper aufspielen. — Die ganze gewöhnliche Ansicht von den Barden hat vorzüglich der scharfsinnige Rühs angegriffen und nach meiner Meinung umgestürzt.

Digitized by Google

weiterer Ausbildung der Dichtkunst die Form vor, zu der die Sprache am geeignetsten war. —

In vielen der hier mitgetheilten Bemerkungen liegt bereits der Grund, warum uns keine Reste jener alten Poesie geblieben sind. Und selbst wenn allgemein verbreitete Nationallieder existirt hätten, so mussten sie in den Stürmen der Völkerwanderung untergehen. Der beständige Wechsel der Sitze auch bei den Nationen, die zu einer höheren Ausbildung gediehen waren, das gänzliche Zersplittern einiger Stämme, die neue Bildung Andrer aus den Resten vergangener Völker, die Verlassung der alten Wohnplätze, die grosse Veränderung der Ansichten und der Interessen, diess alles musste dazu beitragen, die alten Sagen und Lieder aus dem Gedächtnisse des Volkes zu verwischen. Fand ja ein Volk solche auf den Wohnsitzen des Andern noch vor, so vermischten sich die Mitgebrachten mit den Vorgefundenen zu unförmlichen Gebilden. Bald erfolgte eine gewaltsame Umwandlung der Sitten; der katholische Clerus wendete alle seine Kräfte an, das Andenken an die heidnischen Zeiten zu vertilgen, und da es nur in den Händen der Geistlichkeit stand, die alten Spuren urdeutscher Bildung durch Schrift zu bewahren, so war es natürlich, dass es nicht geschah. — Es kann hier nicht der Ort sein, die Richtung, die der Sinn für Dichtkunst in späteren Zeiten bei den Deutschen genommen, in ihrem Fortgange zu verfolgen. Es würde zu weit führen, darzuthun, wie eng immer die in verschiedenen Zeiten vorzugsweise blühenden Zweige der Poesie mit dem jedesmaligen Treiben der Zeit in Wechselwirkung standen. Aber nur eine Literärgeschichte, die diesen Weg verfolgt, kann Werth haben. — Einen grossen, erhabenen Aufschwung hat oder hatte unsre Dichtkunst genommen. Deutsches Genie und deutsche

Digitized by Google

Kraft hat unsre Poesie auf Eine Stufe mit der der gefeiertsten Nationen des Alterthums und der neueren Zeiten gehoben. Unsre Poesie ist Eigenthum der Menschheit geworden. Der volksthümliche Charakter aber, den die Gesänge der Alten hatten, den viele Dichtungen der Britten, den namentlich Tassos und Ariosts glühende Gebilde tragen, den ist sie noch weit entfernt zu besitzen. Ob der Grund hiervon in den Dichtungen oder im Volke liege, das ist eine Frage, deren Beantwortung — zu weit führen würde. —

E. Der Name der Germanen.

Fast über keine Stelle der Germania des Tacitus ist so viel gestritten worden, als über die letzten Zeilen dieses Capitels. Wir haben die Lesart und die Erklärung angenommen, von der wir glaubten, dass sie durch die meisten innern und äussern Gründe gerechtfertigt sei. Cäsar kennt noch keine Tungrer. Vielmehr erwähnt er ausdrücklich, nachdem er gesagt hatte, fast alle Belgier seien germanischen Ursprungs, dennoch die Condruser, Eburonen, Cäräsen und Pämanen, aus deren Resten sich später die Tungrer bildeten, als gemeinschaftlich unter dem Namen: Germanen begriffen. Der Name: Tungrer wurde diesen Völkerschaften erst in den römischen Listen beigelegt. Diese Völker nun, welche zuerst den Rhein überschritten und sich Sitze im belgischen Gallien erkämpften, wurden von den Galliern Germanen genannt, und da bald mehrere kriegerische Stämme nachrückten, so wurde der Name von den gefürchteten Vorgängern auch auf die Nachfolger und endlich auf die Gesammtheit übergetragen, eine Idee, die wahrscheinlich sowohl die Ersten, als die

Digitized by Google

Letzten begünstigten. Die Römer kannten anfangs die Germanen blos durch die Gallier, bedienten sich folglich der bei Diesen vorgefundenen Benennung und ein Name, den Sie einer Nation beilegten, musste allgemein werden. Allein woher kam dann der Name der Germanen? Die verschiedenartigsten Ableitungen sind hier aufgestellt worden. Am häufigsten wird es von dem gallischen Worte: ger (Krieg), was in guerre, war u. s. w. wiederklingt, hergeleitet, so dass die Tungrer Kriegsmannen genannt worden wären. Die Alten zeigen mehr Neigung, es als von dem lateinischen Worte: germani (Brüder) entstanden zu betrachten. Woher wäre aber den Deutschen ein lateinischer Name gekommen? Die Gallier würden sie doch ohnstreitig mit einem aus ihrer Sprache entlehnten belegt haben. Wenn aber der Name: Germani blos die römische Benennung gewesen wäre, woher käme es, dass Cäsar nirgends mit einem Worte des gallischen Namens gedenkt, wiewohl er die Gallier selbst über ihre Verhältnisse zu den Germanen zu ihm sprechend einführt. Auch haben Viele einen Grund gegen diese Ableitung in den Worten des Tacitus gesucht, der in den Namen der Germanen eine Ursache zur Furcht für die andren Völker legt. Dagegen hat eines Theils Rühs, ohne sonst dieser Ableitung beizupflichten, erinnert*), dass die Furcht blos durch den Wahn veranlasst worden sei, alle jenseits des Rheins wohnenden Völker führten denselben Namen und seien folglich Stammgenossen, Vertheidiger und Rächer der Tungrer, anderntheils hat schon Broter angenommen, dass die später über den Rhein kommenden Deutschen

*) Eine ähnliche Meinung hat schon Petiscus, weicht jedoch dabei nicht von der Erklärung des fraglichen Wortes als: Kriegsmannen ab.

Digitized by Google

dich dieses Namens bedient hätten, um sich als Nachfolger der gefürchteten Tungrer anzeigen. — Möser, der überall den Begriff der Wehren hineinträgt, scheint dieses Wort mehr als ein den Zustand der Tungrer als den freier Wehren (Wehrmannen) bezeichnendes anzusehen. — Auf das andre Extrem geräth Rühs, der es für ein ganz gleichgültiges Wort hält, das nur zufällig der Name eines einzelnen Stamms gewesen sei. — Andre haben es von ger (Spies, Spiesgesellen) abgeleitet, andre anderswoher. Wir haben jedoch keinen Grund gesehen, von der gewöhnlichen Ableitung, die natürlich und befriedigend scheint, abzuweichen. Im Ganzen kommt auch auf diese Frage wenig an. Wohl aber ist es von Bedeutung, dass nach der von Tacitus mitgetheilten Meinung der Name der Germanen als ein erst spät entstandener und keineswegs als ein ursprünglicher Volksname anzusehen ist. Ein solcher hat wohl nie existirt. Dann zerfällt aber auch die Ableitung der Deutschen aus Persien, insofern sie auf den von Herodot erwähnten, dem Worte: Germanen ähnlich lautenden Namen gebaut ist.

Um übrigens einen Beweis von der Verworrenheit unserer Stelle zu geben, wollen wir einige sich besonders widersprechende Arten zeigen, wie sie übersetzt werden könnte und zum Theil übersetzt worden ist.

Zuerst bewirkt die Verschiedenheit der Lesart, dass Manche annehmen, diese Völker würden bald Tungrer, bald Germanen genannt. Im Folgenden kann so übersetzt werden: „dass zuerst Alle nach dem Sieger aus Furcht, bald von sich selbst mit dem vorgefundenen Namen Germanen genannt wurden;“ oder so: „dass zuerst Alle vom Sieger, des Schreckens wegen bald auch von sich selbst, mit dem erfundenen Namen Germanen belegt wurden.“ Manche Variation kommt noch

Digitized by Google

Drittes Capitel.

Auch Herkules *) sei bei ihnen gewesen, erzählen sie, und wenn sie zur Schlacht gehen, preisen sie ihn im Gesang als den Ersten der Tapfern. Denn Schlachtgesänge **) sind bei ihnen üblich, durch deren Anstimmen, was sie Barit heissen, sie die Gemüther entflammen und durch den Gesang selbst den Ausgang des bevorstehenden Kampfes vorausdeuten. Denn wie die Reihen jubelnd entweder oder schwachmüthig ihr Lied anstimmten, so dringt auch später das Heer entweder kühn dem Feinde ein Schrecken vor oder weicht zagend zurück. Vorzüglich streben sie nach Rauheit des Tones und halten die Schilde vor den Mund, dass die Stimme zurückprallend im gebrochnen Getöse voller und stärker aufschwelle. Uebrigens glauben auch Manche, dass Ulysses, auf jener langen und fabelhaften Irrfahrt in diesen Ocean verschlagen, die Länder Germaniens besucht

*) Siehe Cap. 3. A. **) Siehe oben Cap. 2. D.

Digitized by Google

habe, und dass Asciburg, was am Rheinufer gelegen noch heutiges Tages bewohnt wird, von ihm gegründet und benannt worden sei. Ja es sei sogar ein dem Ulysses geweihter Altar, mit beigefügtem Namen seines Vaters Laertes, in früherer Zeit an derselben Stelle entdeckt worden; auch seien einige Denksteine und Grabmäler mit griechischen Inschriften in Germaniens und Rhätiens Gränzländern noch jetzt vorhanden. Ich habe nicht im Sinne, diese Sagen mit Gründen zu beweisen, oder zu widerlegen; nach eigner Ansicht mag Jeder Glauben beimessen oder verweigern.

A. Herkules und Odysseus in Deutschland.

Wer hebt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Wieland.

Jedes Volk, dessen Ursprung sich in ein graues Alterthum verliert, hat seine Mythen. Bei dem Vorrücken der Jahrhunderte hüllen sich die entferntesten Sagen in ein immer dichteres Dunkel, und die Thaten derselben Helden, denen sie ein Gegenstand der Bewunderung und des freudigen Staunens waren, erwecken nun gleiche Empfindungen in der Brust späterer Nachkommen. Gesänge von den Thaten Odins und seiner Asen übten ihre Rechte in langen Winterabenden an dem rauchenden Heerde der Zeitgenossen Hengist und Horsas aus; allein schon waren sie mit dem Nimbus göttlicher Grösse umhüllt, während sie vielleicht früher blos als

Digitized by Google

grosse Thaten muthiger Sterblichen bewundert wurden. Die gewaltigen Unternehmungen Karls und seiner Franken, dem Jahrhunderte, in dem sie geschahen, nur zu sehr im Lichte menschlicher Pläne stehend, waren schon mit dem Schimmer der Mährchenwelt ausgestattet, oder traten in dem Gewande frommer Legenden einher, als sie den normännischen Edlen zum Zuge in das gelobte Land begeisterten und Thaten ritterlicher Schwärmerei bewirkten. Für uns sind nun die Zeiten der Kreuzzüge das geworden, was die Thaten Arturs oder der Pairs von Frankreich in den Burghallen des Mittelalters waren, und der Heldenmuth des löwenherzigen Richard erweckt in uns die Gefühle, mit denen Thors kräftige Streiche Wittekind und seine Sachsen erfüllten. Zu fern steht uns bereits die Sagenwelt des Nordens, als dass sie Eindruck auf unser Herz zu machen vermöchte; selbst Lancelot und seine Freunde müssen im Gewande ihnen fremder Ritterlichkeit erscheinen, sollen sie uns mit freudigen Schauern erfüllen. So stehen beim Beginnen der Dämmerung die fernen, den Horizont begränzenden Gebirge in wunderbaren Gestalten vor uns da und erfüllen uns mit sehnsüchtigen Ahnungen; wenn aber die Nacht ihren dunkeln Mantel weiter ausbreitet, so verschwindet nach und nach der ferne Hintergrund und die nahen Bäume, durch deren Oeffnungen wir ihn vielleicht betrachtet hatten, treten nun für uns in dasselbe wunderbare Licht, in welchem früher jene Höhen standen. Wenn aber das Romantische zum Mythischen wird, so bleibt es nicht mehr Gegenstand der Dichtung, sondern es fällt wieder der Forschung anheim. Anziehender werden nun für uns die Bemühungen des Alterthumsforschers, der mit philosophischen Geiste sinnvolle Hypothesen über die Entstehung und innere Verkettung der alten Götterwelt auf-

Digitized by Google

stellt. Belohnender werden die Forschungen des Geschichtschreibers, wenn er die Existenz oder Nichtexistenz jener alten britischen Helden darzuthun sich bemüht. Aber der Zauberstab des Dichters verfehlt seine Wirkung, wenn er jene Gebilde nicht mit einem neuen, uns bekannteren Gewande bekleidet.

Die Alten hatten so gut ihre romantische Zeit, wie wir. Wir bemerken es nur nicht so leicht, weil das, was ihnen romantisch war, es nicht mehr für uns ist. Wenn die göttlichen Wesen, die den Olymp bewohnten, früher Menschen waren und durch den wohlthätigen Einfluss, den ihre Thaten auf die Menschheit äusserten, sich göttliche Verehrung erwarben, so war es eben diese Entrückung aus dem menschlichen Standpunkte, die ihnen den romantischen Reitz benahm und sie zu Gegenständen der Ehrfurcht, aber nicht der Nacheiferung machte. Der Herkules, der unter die Götter versetzt, in Hebes Armen ewigen Glückes sich freut, verschwindet aus den alten Dichtungen, die um seine fernen Züge, seine kühnen Unternehmungen und jede dunkle Spur von seinen Thaten einen so reichen Sagenkreis verbreiten. Im Homer *) erscheint offenbar seine doppelte Natur, die romantische und die mythische, in zwei Wesen verkörpert und während der Dichter uns das ich möchte sagen irdische Bild des Helden in der Unterwelt handelnd und redend malt und dabei die herrliche Idee durchführt, dass selbst dieser durch den Beschluss der Götter in den Olymp emporgehobene Heroe dennoch wenigstens in seinem Schattenbilde den Mächten der Unterwelt die Schuld aller vom Weibe Gebornen zahlen musste, so sagt er blos flüchtig, dass Herakles selbst unter den unsterblichen Göttern sitze

*) Odyss. 11, 600—625.

Digitized by Google

und Hebes Reitze geniesse, ohne uns das göttliche Wesen des Iovissohns vor die Augen zu führen. — Die Götter, die in Homers göttlichen Gesängen wirkend und rathend auftreten, sind im menschlichen Gesichtspunkte gezeichnet. Aber selbst so haben sie weder für uns noch hatten sie für die Alten das Interesse, was die kühnen Sterblichen, die sie begünstigen oder hassen, uns einflössen. Denn sie stehen über den Wechsel menschlicher Schicksale erhaben; wir haben sie nicht leiden gesehen *) und fühlen nicht mit ihnen. Darin liegt auch neben manchen andern Ursachen ein Hauptgrund, warum die Verwandlungen des Ovid nie den Eindruck machen werden, den ein so reicher Schatz von Sagen und Wundern versprechen sollte. Auch war Ovid eine zu verkünstelte Seele, als dass er den Sinn des Romantischen, das wenn irgend etwas natürliche, ja kindliche Einfachheit fordert, nur zu ahnen vermocht hätte. Sonst war in der Geschichte der Römer, eines neu entstandenen Volks, nichts Romantisches, als die Schicksale des Aeneas. Grund genug, warum sie zu dem einzigen Heldengedichte benutzt wurden, das in der Seele des Volks wiederklingen konnte. In uns aber erregen selbst die Helden des Homer keine romantischen Gefühle mehr. Theils sind auch sie uns zu fremd, theils stehen sie wieder, von Meisterhand gezeichnet, zu klar vor uns da, vor allem aber lebt in uns auch nicht der mindeste Glaube mehr an die Wunder, die sie umgeben. Das Romantische muss sich auf

*) Wenn im Gewühle des Kampfes Ares und Aphrodite verwundet werden, so freuen wir uns dieses Ereignisses; denn wir wissen, dass es keine Folgen hat, und gönnen ihnen die vorübergehende Strafe für ihren Uebermuth und ihre Keckheit.

Digitized by Google

Gefühle gründen, die zwar von der strengen Vernunft verworfen werden, die aber doch in der Brust des Fühlenden nachklingen und von deren Veranlassungen dunkle Ahnungen in uns schlummern, die es uns leicht machen, die kalte Wirklichkeit zu vergessen und uns zum Glauben an jene wunderbaren Ereignisse zu zwingen. Wir glauben Alle nicht mehr an die neckenden Kobolde des Mittelalters oder an die gespenstischen Ahnfrauen, die unsrer Väter tönende Hallen durchschwebten. Dennoch aber ist es der dichterischen Seele leicht, einen Schatten des Glaubens an sie in sich zurückzurufen und dann erheben sich wehmüthig süsse Schauer in unsrer Brust. Pallas Athene aber oder die rosige Göttin von Lesbos können als Ideale der Weisheit und Schönheit, als klare, vollendete Geschöpfe einer hohen, ergreifenden Poesie den mächtigsten Reitz auf uns äussern, wir können sie bewundern, uns ihrer freuen, an der vollendeten Harmonie ihrer Erscheinung uns ergötzen, allein sie sind blos noch Kunstwerke für uns. Wir fürchten sie weder, noch lieben wir sie; es sei denn, dass wir als Kinder von ihnen hörten, wo in uns noch nicht die innere Anschauung von ihrem eigentlichen Wesen lebte, die wir jetzt besitzen. So können uns die homerischen Helden begeistern, sie können einen weit feineren, wohlthätigeren, Geist und Herz erfrischenderen Eindruck auf uns machen, als die Wesen der Sage, allein sie sind für uns keine romantischen Gebilde mehr. Desto mehr aber waren sie und alle die kühnen Heroen der griechischen Vorwelt es für die Alten, für die die Thaten des Herkules, des Theseus, des Perseus, Jasons kühner Zug und alle diese lebendigen Sagengebilde denselben romantischen Reitz hatten, den für uns die kühnen Ritterzüge des Mittel-

Digitized by Google

alters besitzen *). Hierin liegt aber auch die Ursache, warum immer neue Sagen über die Thaten jener Helden sich verbreiteten und warum die Alten überall Spuren ihres Daseins zu erblicken glaubten. Tacitus giebt uns einen Beweis davon. Irgend ein Schlachtgesang mochte angestimmt worden sein, der das Andenken eines tapfern Helden feiernd die Gemüther der Kriegen zu freudiger Nacheiferung entzünden sollte. Eine geringe Aehnlichkeit des Namens konnte den lauschenden Römer zu dem Glauben bewegen, dass dieser Gesang niemand anders als dem hohen Herakles gelten könne und so gelangte die Nachricht immer entstellter zu unsern Geschichtschreiber **). Dass jenen Helden wirklich seine Irrzüge bis in die Wohnsitze der Deutschen geführt hätten, dass, wie das Gerücht gieng, im Lande der Friesen sogar nördliche Säulen des Herkules sich vorfänden (cap. 34) wäre widersinnig anzunehmen. Allein wir können nicht einmal glauben, dass sein Dienst auf irgend eine Weise zu den Deutschen gedrungen sei. Die Gottheiten, welche als Symbole all-

*) Eine poetische Erzählung, die im Alterthume spielte und ganz im alten Kostüme gehalten, mit allen den frischen, natürlichen, ich möchte sagen irdischen Zügen ausgestattet wäre, die den Alten eigenthümlich waren, könnte vielleicht ein schönes Gedicht sein, würde aber nie als Romanze betrachtet werden, nie und nimmer den Eindruck auf uns machen, den z. B. Göthes Erlkönig oder Stolbergs Büssende macht. — Eine Geschichte des Romantischen bei allen Völkern und zu allen Zeiten fehlt noch ganz und würde um so erwünschter sein, als schon der so sehr von Ort und Zeit bedingte Begriff des Romantischen noch gar nicht bestimmt ist.

**) Rühs glaubt, das Missverständniss rühre vielmehr von einem Deutschen her, der von Herkules gehört und das Gehörte auf einen heimischen Helden übergetragen habe. Diess scheint mir aber weniger natürlich.

Digitized by Google

gemeiner Naturkräfte dastehen, können allen Nationen gleich, können von einer zu der andern verbreitet und freudig von ihr angenommen worden sein. Herkules aber trägt zu sehr das Gepräge eines historischen, durch Dichter und Sagenkundige zu göttlicher Ehre erhobenen Helden, ist zu sehr Nationalgott, als dass sich seine Verehrung auch über den Rhein erstreckt haben sollte. Wollen wir aber auch annehmen, dass in ihm die Idee der Stärke personificirt sei, so folgt daraus doch nicht, dass es ein und derselbe Gott ist, der uns bei verschiedenen Völkern begegnet. Es ist blos ein und dieselbe Idee, unter verschiedenen, wiewohl natürlich ähnlichen Gestalten. Oder sollten die Deutschen so arm an vaterländischen Helden gewesen sein, dass sie sich den Heroen eines ihnen fremden Volks zum Gegenstande ihrer Gesänge hätten wählen müssen. Tacitus selbst giebt uns deutliche Beweise, dass er an dem Vordringen des Herkules nach Deutschland gezweifelt habe, wenn er (cap. 34) ungewiss hinstellt: „sei es, weil Herkules jene Gegenden wirklich betreten oder weil wir übereingekommen sind, was irgendwo preiswürdig ist, mit seinem Ruhme zu vereinigen.“ —

Auch die Irrfahrten des Odysseus *) standen für die Alten in einem wunderbar romantischen Lichte und wenn wir in der Odyssee das Bild der Weisheit und Standhaftigkeit bewundern, die mitten durch drohende Gefahren und lockende Versuchungen, Ein Ziel fest im Auge haltend, ihren Weg verfolgt, wenn uns die

*) Beiläufig erwähne ich einer Meinung des gelehrten Reiske, die er in einem Briefe an Lessing (Taschenausg. 26, 355) ausgesprochen hat, wonach Odysseus, Ulysses und Eule (Eulenspiegel: Eulens Lebenslauf) drei verschiedene Namen von Einer Person sein sollen.

Züge rührender Sittenunschuld, bewundernswerther Gastfreundschaft, Treue und Anhänglichkeit erfreuen, so hatten die wunderbaren Ereignisse, die sie schildert, bei den Alten auch noch die mächtigste Wirkung auf die Phantasie und ihre niedrige Stufe, auf der bei ihnen die Erdkunde stand, und die wenige Sichtung mit der sie das Wunderbare von dem Natürlichen zu trennen verstanden, liess alle die Gefahren und Reisen des Helden von Ithaka in einem weit grossartigeren und furchtbareren Lichte erscheinen. Leicht erklärlich ist es daher auch, wenn ihn die lebendige Einbildungskraft der Alten auch nach Spanien dringen und dort Lissabon gründen liess, ja endlich auch Spuren von ihm in Deutschland, an den Ufern des Rheins erblickte. Dabei kann ich meine Ueberzeugung nicht verhehlen, dass nach der Ansicht der alten Alterthumsforschen Odysseus unmöglich auf der von Homer geschilderten Irrfahrt nach Deutschland gedrungen sein konnte; denn der Gang dieser Reise war selbst den Alten im Ganzen bekannt. Wohl aber hat Homer selbst ihrer Phantasie einen ganz andern und viel weitern Spielraum eröffnet, wenn er in seinem Werke eine zweite und grössere Reise seines Helden vorbereitet. Als nehmlich Odysseus bis zu den Wohnungen der Todten drang, den blinden Seher Tiresias wegen seiner Heimkehr zu befragen, so liess ihn dieser zwar eine, wiewohl unter unglücklichen Umständen zu erfolgende Zurückkunft hoffen, kündigte ihm aber auch an, er müsse nach Ermordung der Freier *) ein breites Ruder nehmen und wandern, bis er zu Männern gelange, die weder das Meer kennten, noch gesalzne Speise genossen, noch Schiffe oder deren Geräthe gesehen. Ein Zeichen sollte

*) Hom. Odyss. 11, 120—132.

es ihm sein, wann ihm ein Wandrer begegne, der ihm sage, er trüge des Wurfelers Schaufel auf der Schulter. Dann solle er das Ruder in die Erde stellen und dem Poseidon Opfer bringen. Dann erst verspricht er ihm einen sanften Tod im ruhigen Alter — womit freilich einem Deutschen — wie sie sonst waren — wenig gedient gewesen wäre. Die ganze Erzählung wiederholt Odysseus mit ähnlichen Worten *), als er zum ersten Male wieder das eheliche Lager der Penelope theilt und nirgends findet sich eine auflösende Andeutung, nirgends ein Merkmal, dass diese Fügung des Schicksals aufgehoben und erlassen sei. Auch sind über das spätere Leben und das Ende des Odysseus nur wenige, sich widersprechende Nachrichten vorhanden. Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, dass sich in dem ganzen Alterthume so wenig Spuren von dieser zweiten Reise des Laertiaden vorfinden, dass kein späterer Dichter sie zu einer Nachahmung der Odyssee benutzte und kein Freund von Hypothesen — deren es ehedem eben so gut gab, wie jetzt — darauf seine Schlüsse gründete. Und wer sollte mir zu glauben wehren, dass Homer selbst oder irgend ein andrer griechischer Rhapsode in den goldnen Zeiten der Dichtkunst, wo noch die Lieder jener grauen Sänger, nicht durch Schrift bewahrt, aber von Munde zu Munde fortgepflanzt, im Volke lebten, die Schicksale dieser zweiten Irrfahrt zu einem Romanzenkranze benutzt habe, den die neidische Zeit vor seiner Sammlung unterdrückte? Auf jeden Fall scheint es mir wahrscheinlich, dass die Sagen, welche Odysseus nach Spanien und Deutschland dringen liessen, dunkle Nachklänge von älteren, auf diese zweite Reise sich beziehenden waren und einem Genie, das

*) Hom. Odyss. 23, 267—281.

Digitized by Google

mehr geeignet ist, unbedeutende und anscheinend nichtssagende Umstände zu wunderbaren Verkettungen zu vereinigen, mag es vorbehalten bleiben, in den Resten der Alten, etymologischen Untersuchungen und vielleicht auch im Sanscrit die Spur jener Irrfahrt zu verfolgen, und nach und nach die vollständige Reisebeschreibung des Laertiaden zu ergründen. Will er diess mit den auf die Aehnlichkeit zwischen Askiburgium und Asburg, dem Wohnsitze Odins, gestützten Vermuthungen einer Verwechslung des Odysseus mit Odin *) verbinden, so kann er endlich die Welt mit der ungemein wichtigen und heilbringenden Entdeckung überraschen, dass Odysseus wirklich in Deutschland gewesen sei, dort die Männer gefunden, die das Meer nicht kennen, noch gesalzne Speisen geniessen, dort seine schuldigen Opfer dargebracht, vielleicht an der Rückkehr verzweifelt und bei seiner bekannten Schlauheit die Unwissenheit des Volks benutzt habe, sich ihm durch Mittheilung nützlicher Künste wichtig zu machen, ja endlich sich göttliche Verehrung zu erwerben. So kann es der scharfsinnige Mann, auf den ich hoffe, endlich dahin bringen, zu erweisen, dass die alten Deutschen in ihrem Odin niemand anders als den frommen Dulder Odysseus angebetet haben, und zuletzt wohl gar, dass wir alle Enkel des Laertes seien. Bis aber diese Vermuthungen gerechtfertigt sein werden, woraus ohnstrei-

*) So eilig auch viele Alterthumsforscher diese Vermuthung ergriffen und fast zur Gewissheit erhoben, so ist sie doch bald, so wie die Anwendbarkeit der skandinavischen Sagen auf Deutschland und das Alter der Edda verdächtig wurde, in ihrem Ansehn gesunken. Rühs, vor dessen partheilosen Scharfsinne so mancher alte Wahn schwand, erinnert namentlich, dass sowohl der Name der Asen, als der Ausdruck Odin für Wodan undeutsch seien.

Digitized by Google

tig das Menschengeschlecht grosse Belehrung zu erwarten hat, wollen wir uns mit den Worten des Tacitus beruhigen:

Quae neque confirmare argumentis, neque refellere in animo est: ex ingenio suo quisque demat vel addat fidem.

Er sprach diess ganz im Sinne der Alten und namentlich der Römer, die fruchtlose, für das Leben unbrauchbare Spekulationen verachteten und die zu schlimme Erfahrungen von der Einwirkung der Sophisten und ihrer Wortkrämereien auf die Sitten und den Geist ihres Volkes gemacht hatten, als dass sie nicht Grund zu dieser Abneigung gehabt haben sollten. Freilich hatten sie aber auch eine andre Idee von dem, was für das Leben brauchbar sei, als wir, und wenn wir nur das für praktisch erklären, was uns auf irgend eine unmittelbaren Broderwerb mit sich führende Laufbahn vorbereitet, was uns die Fertigkeiten verschafft, die zum Handwerke gehören — und wäre es das Handwerk eines Professors — so hielten sie das für nöthig und des ernsten Studiums eines Mannes würdig, was den Menschen gut und weise macht, was ihn auf die Stufe stellt, wo er seine Pflichten als Mensch und als Bürger zu überschauen und das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen vermag. Sie hatten folglich das Recht, sich gegen alle die Grübeleien zu erklären, die nichts zu der wahren und tiefen Bildung der Menschheit beitragen und doch nicht einmal Geschicklichkeiten zum allgemeinen Dienste des Staates verschaffen, die weder das grosse, unermessliche Verdienst besitzen, Menschen zu bilden, noch wenigstens den Vortheil gewähren, dem Staate Arbeiter zu liefern. Während ihre Philosophen, nach dem Vorbilde des grossen Athenienssers, mit unermüdlichen, nimmer ruhenden Eifer die

Digitized by Google

Ideen, welche für die Beruhigung, Ausbildung und Veredlung der Menschen von Wichtigkeit waren, bis in die entferntesten Theile verfolgten, überliessen sie gern todte Spekulationen und eitle Träume ihren verachteten Sophisten. Während ihre Geschichtschreiber die verborgensten Spuren der moralischen Triebfedern einer Handlung, die letzten Folgen grosser Begebenheiten, die äussersten Gründe der Volkswohlfahrt und der Volksgrösse mit nie rastender Sorgfalt ausforschten und durchdachten, stellten sie gern leere und unerspriessliche, oder nie zu erweisende Streitfragen der Ueberzeugung jedes Einzelnen anheim. Blieb ihnen doch die belohnende Gewissheit, für das Wohl ihres Volkes und der Menschheit gewirkt zu haben. O! möchten doch die vielen scharfsinnigen Geister unsrer Tage, die Zeit und Kräfte in unnützen, auf unbegründete Annahmen und vielleicht auf Partheiinteressen zurückgehenden Untersuchungen versplittern, von der heiligen Weihe des Berufs durchdrungen werden, an dem grossen Ziele der Erziehung des Menschengeschlechts zu arbeiten, nur das hervorzuheben, was gross und wichtig für die Menschheit ist und in ihren Zeitgenossen die wahre Begeisterung für Tugend und Weisheit, den echt poetischen Sinn, die innere, lebendige Ergreifung des Schönen und Edlen, die starken, männlichen, patriotischen Tugenden zu erwecken, denen die grossen und bewunderten Thaten der Alten ihren Ursprung verdanken! Möchten unsre gelehrten Mitbürger, statt mit ängstlicher Sorgfalt die Wissenschaften in ihre kleinsten Theile zu zerlegen, darauf denken, wie die Wissenschaft im Ganzen zu fördern, wie sie dem grossen Ziele der Vollendung zu nähern und als das wichtigste Hülfsmittel zur Veredlung der Menschheit zu benutzen sei. Freilich dürfte bei Manchen die Frage nicht zu umgehen

Digitized by Google

sein: wie kann der für Tugend und Weisheit begeistern, dem nicht selbst das Gute und Schöne als glänzendes Ideal vor der Seele steht? wie kann der — *sed jam facit indignatio versus.* —

Viertes Capitel.

Ich selbst trete deren Meinungen bei, welche annehmen, dass Germaniens Bewohner durchaus von jeder Vermischung mit andern Völkern frei sind, vielmehr als ein eigner, reiner und nur sich selbst gleicher Volksstamm dastehn. Auch ihr Aussehn beweist dies *). Denn unerachtet mächtig die Anzahl dieser Menschen ist, dennoch ist Allen gleiche Gestalt, Allen sind trotzige und blaue Augen, blondes Haar, grosse und nur zum Angriffe tüchtige Körper. Nicht mit derselben Geduld dauern sie in Anstrengung und Arbeiten aus **), und am wenigsten können sie Durst und Hitze ertragen; an Kälte und Hunger sind sie durch Himmel und Boden gewöhnt.

A. Eine Eigenthümlichkeit der Deutschen.

Die Schilderung des Tacitus, dass die Deutschen grosse, nur zum Angriffe geschickte Körper und nicht

*) Siehe oben Cap. 3. A. **) Siehe Cap. 4. A.

Digitized by Google

ste Geduld besessen hätten, die zur Ertragung anhaltender und mühevoller Beschwerden befähigt, hat, abgesehen davon, dass wir keine äussern Gründe haben, an ihrer Wahrheit zu zweifeln, auch noch die grösste, innere Wahrscheinlichkeit für sich. Eine gleiche Erscheinung zeigt sich bei allen, mit den Deutschen auf ähnlicher Stufe stehenden Völkern. So lange die Griechen noch von romantisch kriegerischen Geiste geleitet ihre kühnen Abentheuerzüge begannen, sehen wir sie wohl feurig und unternehmend im Kampfe, aber nicht mit der ausdauernden Beharrlichkeit begabt, die Bedingung grosser Unternehmungen ist. Zwar lagen sie Jahre lang vor Troja, aber der grösste Theil dieses Zeitraumes verfloss in Verwüstungszügen und Streifereien in die Umgegend. Der erste, verzweiflungsvolle Angriff der Trojaner auf das griechische Lager machte sie muthlos und liess sie auf die Rückkehr denken. Nirgends finden wir eine Spur von Belagerungskunst. Wo Furcht nicht durchdrang, musste rohe Kriegslist helfen. Später selbst, als mit ihrer allgemeinen Bildung auch ihre Kriegskunst gestiegen war, wurde es eine schöne Eigenthümlichkeit ihres Charakters, dass dennoch ihre Beharrlichkeit mehr im Vertheidigungskriege als im Angriffe sich im glänzenden Lichte zeigt. Die Macedonier selbst konnten wohl erobern, aber nicht behaupten. Nur den Römern war es vorbehalten, sich die nie geschwächte, immer lauernde, absichtsvolle Ausdauer zu erwerben, die ihnen das Scepter der Welt verschaffte. — Die orientalischen Völker, mit denen die Römer kämpften, befolgten alle die Maxime, durch rastlose Angriffe das feindliche Heer zu ermüden, flohen aber stets, sobald geschlossener Andrang sie bedrohte. — Feurig loderte das unruhige Gemüth der Gallier auf. Aber die erste Nieder-

Digitized by Google

lage machte sie muthlos und sie unterwarfen sich den Bedingungen des Siegers, ohne sie gerade heilig zu halten. Noch in weit spätern Zeiten war es eine bekannte Eigenthümlichkeit der schottischen Hochländer, dass sie im stürmischen Angriffe von ihren Bergen herab oft reissende Fortschritte machten, dass aber selten ihre Kriegslust über einen Sommer hinaus auf Einen Punkt gerichtet blieb und dass Eine Niederlage alle ihre Siege vereitelte. — Uebung in dauernder Ertragung der Beschwerden kann nur das beständige Vergegenwärtigen eines festen, fortwährenden Planes verleihen und daran konnten die Deutschen, nach der gewöhnlichen Beschaffenheit ihrer Kriege, nicht gewöhnt werden *). — Aus manchen späteren Bemerkungen des Tacitus und aus der *ganzen* Schilderung, die er von der Lebensweise der Deutschen macht, ergiebt sich deutlich, dass sie auch sonst alle dauernde, beschwerliche Arbeit hassten und wo nicht der Krieg ihren Muth entflammte, im Müssiggange und in geringer Sorge für das tägliche Bedürfniss ihre Tage verlebten. Alles Umstände genug, die Geduld zu einer ihnen fremden Tugend zu machen. Wie ganz anders hat sich diess bei uns gestaltet! Dass politische Geduld nach und nach eine der rühmlichsten Eigenschaften der Deutschen werden musste, dafür hatten wohl durch alle Jahrhunderte des Mittelalters Fürsten, Adel

*) Ueberhaupt ist der höchste Grad von Ausdauer im Kampfe eben kein Zug eines freien Volkes. Wo nicht gerade Verzweiflung über gewissen Verlust der Freiheit oder ein hoher Grad von Ehrliebe dazu treibt, da ist es oft sklavischer Gehorsam, der auf dem Schlachtfelde ausharren lässt. So sind alle Schriftsteller darüber einig, dass sich kein Volk so kaltblütig todtschlagen lässt, so eisern auf seinem Platze steht, als die Russen. Zorndorf hat ein merkwürdiges Beispiel davon gegeben.

und Geistlichkeit mit nie rastendem Eifer gesorgt. Was aber würden jene alten Deutschen von ihren Enkeln denken, wenn sie den Schweiss und die Mühe sähen, mit der unsre Landleute den damals mit mächtigen Eichen bewachsenen Acker bearbeiten, um ihm den kümmerlichen Ertrag abzuzwingen, wenn sie den Gebirgsbewohner sähen, wie er die fruchtbare Erde in Körben auf steile, unbewachsne Felsen trägt, auch dort dem Boden einen Tribut abzufordern; wenn sie Fleiss, unermüdlichen Fleiss als die Erbtugend deutscher Völker preisen hörten; wenn sie den Körner sähen, der über steile Bergrücken, in brennender Sonnenhitze, weiter als ihre Gedanken reichten, Waaren schafft, die sie nicht kannten, den Bergmann, der über Schnee und Eis Stundenweit auf unbetretenen Steige wandelt, um dann hinab in die Tiefen der Erde zu klimmen, tiefer als sie die Nebelsitze feiger Todten sich träumten, unter harter, beschwerlicher Arbeit das Silber zu erbeuten, das sie verachteten! ach! und die grosse, unglückliche Classe, die Tag für Tag, ohne des Himmels und der Luft sich freuen, ohne im grünen, schattigen Walde sich ergehen zu können, in dumpfige Stuben eingekerkert, über fremde, gleichgültige Angelegenheiten handelnde — Runen malt *). Sie würden entsetzt fliehen und eher sich selbst den Tod geben, als in solch ein Leben willigen. Und wenn sie nun erst die Ausgaben kennen sollten, die solche Arbeiten nöthig machen! Ein brauner Tränk, ein Rauch, durch den Mund gezogen, Staub in die

*) Es ist ein Vorzug namentlich der brittischen Verfassung, dass sie dem Expeditionswesen feind ist, was tausend Unglückliche zu dem elendesten Leben verdammt und jede freiere Entwickelung des Bürgersinnes hemmt.

Nase gestopft, hitziges, brennende Gewürze, Concerte, Theater, Miethzins, Schulgeld, Lohn für Sklaven, Bezahlung allerlei Handwerker, Steuern und Abgaben, Alles für sie gleich unverständliche, und wahrscheinlich ihnen in Einem Lichte stehende Dinge. Sie würden uns für wahnsinnig halten! Dass aber der Zug des Characters der Urdeutschen, wonach sie Feinde ausdauernder, Geduld fordernder Arbeiten waren, längst bei uns verwischt sei, dafür bürgen namentlich unsre Gelehrten. Für ihre Geduld hätten selbst die Römer keinen Namen gehabt. Sie würde die menschlichen Kräfte übersteigen, wenn es nicht zum Glücke weniger anstrengend wäre, 100 Bände voll Facta zu schreiben, als 100 Seiten voll Ideen. —

Die von Tacitus berührte Thatsache endlich, dass die Deutschen Hitze und Durst nicht zu ertragen vermocht hätten, wird durch das Beispiel vieler ähnlichen Völker bestätigt. Es wird selbst dem Bewohner eines warmen Landes leichter, sich an die Kälte zu gewöhnen, als umgekehrt, wozu auch noch kommt, dass nicht die Kälte, wohl aber die ungewohnte Hitze Krankheiten erzeugt. Diess machte von jeher die Römerzüge für die deutschen Heere so gefährlich. —

Fünftes Capitel.

Das Land, obwohl sein Boden *) hier und da etwas verschieden ist, erweckt doch im Ganzen

*) Andre: Aussehn.

Digitized by Google

durch Wälder und Sümpfe Schrecken und Abscheu. Nach Gallien zu ist es feuchter, windiger, wo es an Noricum oder Pannonien angränzt; ergiebig an Feldfrüchten, aber fruchttragende Bäume lässt es nicht fortkommen. Ist es auch reich an Vieh, doch ist unansehnlich dessen Aussehn; ja nicht einmal die Rinder tragen ihren ehrenden Stirnschmuck. Doch freuen die Germanen sich der Menge ihrer Heerden und diese machen ihre alleinigen und werthesten Schätze aus *). Silber und Gold, ob es ihnen die Götter aus Gnade oder aus Zorn versagten, will ich nicht entscheiden; ohne jedoch, wo Niemand danach geforscht hat, mit Gewissheit behaupten zu wollen, dass keine Ader Germaniens diese Metalle erzeuge **). Für diese Völker hat weder ihr Besitz, noch ihr Gebrauch besonderen Reitz ***). Sieht man auch

*) Siehe unten Cap. 14. A. Andre: Sie erfreuen sich einer grossen Menge.

**) Siehe Cap. 5. A.

***) Andre: Für den Besitz und Gebrauch sind sie nicht auf gleiche Weise eingenommen: nehmlich entweder: unter sich, oder: wie die Römer. Noch Andre unterscheiden zwischen Besitz und Gebrauch und glauben nun, dass den Deutschen der Besitz angenehm, der Gebrauch aber fremd gewesen sei; oder: dass sie sich zwar aus dem Besitze derselben wenig, desto mehr aber aus einer guten Anwendung gemacht hätten. Dadurch entstände ein recht hübscher moralischer Gemeinplatz. Gegen die Trennung der beiden Begriffe spricht theils das: *et*, wofür sonst gewiss: *atque* stände, theils der Umstand, dass aus dem Folgenden erhellt, wie für die meisten Deutschen in Wahrheit weder Besitz noch Gebrauch dieser Schätze Bedeutung hatte; für unsre Meinung aber der eigentliche Sinn des: *proinde* und selbst das mildere: *haud* für: *non*.

Digitized by Google

silberne Gefässe bei ihnen, die ihre Gesandten und Fürsten einst zum Geschenke erhalten, doch werden sie eben so gering geachtet, wie die von Thone Gebildeten. Dem gemäss bedienen sich die Völker, welche im innern Lande wohnen, nach einfacher und alter Sitte des Tauschhandels; die jedoch, welche dem Rheinufer am nächsten sitzen, halten, wegen des Handelsverkehrs *), Silber und Gold in Werth und verstehen sogar den Unterschied unsrer Gepräge, von denen sie nur einige Arten **) annehmen und diese sich auslesen. Sie nehmen nur altes und lange schon bekanntes Geld; die Serraten und Bigaten. Auch trachten sie mehr nach Silber, als nach Gold; aus keiner eigenthümlichen Vorliebe, sondern weil das Bezahlen sich für die, welche Verschiedenes und geringe Bedürfnisse einkaufen, in Silberstücken bequemer macht ***).

A. Der Bergbau.

Sei mir gegrüsst auf meiner Erde,
Gepriesenes Geschlecht der Nacht!
Moritz Schlegel.

Nicht das war ein Glück für die Deutschen, dass sie, wenigstens nach dem Glauben der Römer, keine

*) Siehe Cap. 5. B.

**) Sorten wäre der richtigste Ausdruck. Siehe übrigens Cap. 5. C.

***) Der *numerus*, den wir mehr für *numeratio* nehmen, könnte auch den Werth, die (geringe) Geltung der Silber-

Digitized by Google

ergiebigen Adern reicher Metallschätze besassen. Denn ihre kindliche Einfalt kannte den Werth nicht, den menschliche Verblendung diesen Producten der Unterwelt beilegt. Wohl aber konnten sie ihre Götter preisen, die den Römern, oder vielleicht zu noch grösseren Glücke den habsüchtigen Phöniziern die Fülle reichhaltiger Erze verbargen, die Germaniens mächtige Berglager enthielten. Denn hätten jene goldgierigen Völker diese Geheimnisse erspäht, dann wäre kein Mittel unversucht geblieben, die rohe Kraft unsrer Urväter zu betrügen. Colonien wären gegründet, Städte erbaut, das Volk an Ueppigkeit und Verschwendung gewöhnt, durch süsse Schmeicheleien angelockt, endlich ins Sklavenjoch gebeugt worden und Elend hätte über Deutschlands Boden sich verbreitet. Spaniens und Lusitaniens Bewohner hatten es erprobt, wie gefährlich die Schätze seien, die ihre Berge verschlossen. Ein Glück war es daher für die Deutschen, dass ihre reichhaltigsten Erzlager sich durch Gebirge zogen, die zu entfernt von den Landungsplätzen der fremden Flotten sowohl, als von den Richtungen römischer Heerstrassen lagen, dabei von dunkeln, unergründlichen Wäldern umhüllt, von reissenden Strömen beschützt, von zahllosen, streitbaren Völkern gedeckt waren. Aber selbst da, wo römische Waffen siegreich das eroberte Gebiet behaupteten und wenn auch ihre lüsterne Goldgier die Spuren bauwürdiger Gänge verfolgte, scheint doch eine wunderbare Fügung der Vorsehung bewirkt zu haben, dass ihre Versuche nur selten mit günstigen Erfolge

münzen bezeichnen sollen. Armen Völkern scheinen kleine Münzen bequemer, als Dukaten. Gegen die gewöhnliche Erklärung, nach der es die grosse Anzahl bezeichnen soll, spricht theils das Wort selbst, theils und noch mehr der Ausdruck: *facilis*.

Digitized by Google

gekrönt wurden. Die Silberbaue, die Curtius Rufus 47 n. Chr. in der Gegend von Wiesbaden eröffnete, verfielen bald, weil die Arbeiter die Wasser nicht gewältigen konnten und die Ausbeute zu kärglich war. Dennoch spricht Diodor von Goldwäschen am Rheine. Dagegen waren in den Gegenden von Steiermark, Kärnthen und Krain frühzeitig bedeutende Eisengruben. Ptolemäus lobt das norische Eisen. Nach dem Berichte des Strabo war in dem Lande der Noriker das Gold wenige Schuhe unter der Erde schon 15 Fuss mächtig. Die Taurisker liessen einst italische Bergleute kommen, die unermessliche Summen zu Tage förderten und den Preis des Goldes um ein Drittel herabsetzten. Auch von andern edlen Bergschätzen, die sich in den Gebirgen des deutschen Landes fanden, hatten die Alten frühzeitig Kunde. In den Alpen fand man Marmor und Krystalle. Deutschland enthielt auch edlen Türkis und himmelblauen, krystallartigen Opal. Die Macht der Römer aber dauerte nicht lange genug in diesen Ländern und die Einwohner achteten zu wenig auf diese Güter, als dass man auf frühzeitige Versuche, der Erde ihre Schätze abzugewinnen, schliessen könnte. Auch in den dunkeln, blutigen Jahrhunderten, welche das Römerreich stürzten und eine neue Welt auf seinen Ruinen erhoben, fesselte das furchtbar wechselnde Treiben der Ereignisse zu sehr an die Oberfläche der Erde, als dass man an ihre Tiefen gedacht hätte und erst als eine ruhigere Verfassung wenigstens einen Anschein von gleichmässiger Ordnung gestattete und namentlich die Fürstengewalt anfieng, sich auszubilden, begann man, die einmal unentbehrlich gewordenen Schätze zu suchen. In den Gegenden, wo schon in den früheren Zeiten das einzige Metall, was wahren Nutzen für die Menschheit

Digitized by Google

hat, das Eisen, gegraben wurde, mögen wohl immer Spuren dieses Gewerbszweiges geblieben sein und dort ist auf jeden Fall die Heimath des deutschen Bergbaus. Doch auch auf den Bergen des Harzes finden wir frühzeitig zahlreiche Knappschaften. Von hier giengen sie auf das reiche Erzgebirge über, verliehen ihm Namen und Wohlstand und begründeten die Macht der meissnischen Markgrafen. Früher jedoch noch mögen die böhmischen Bergwerke bereits geblüht haben, da viele Ausdrücke der bergmännischen Sprache aus dem böhmischen Dialecte der slavischen Mundart entlehnt sein sollen. Vielleicht dass auch gründliche Untersuchungen über die früheste Geschichte der schlesischen Minen *) auf hohes Alter derselben führen würden. Denn hausten nicht dort die Gothiner, die schon zu Tacitus Zeit auf Eisen bauten? Fast scheint er es ihnen zum Vorwurfe zu machen, dass sie es selbst thaten, während die stolzen Römer ihre Minen durch Sklaven und Verbrecher bearbeiten liessen! In Deutschland jedoch ist der Stand des Bergmanns von jeher ein ehrenwerther gewesen und seine Glieder haben sich stets durch geraden, biedern Sinn, unverdrossenen Fleiss, deutsche Redlichkeit ausgezeichnet. Dabei liebt vielleicht Niemand seinen Stand so sehr wie der Bergmann, obwohl er ihn zu einer der härtesten Lebensweisen verpflichtet. Den Grund hat uns Montesquieu gelehrt. Er liegt in den kleinen Privilegien, durch die man den Eifer dieser arbeitsamen und nützlichen Klasse belohnt und angefeuert hat. Weise Gesetzgeber haben

*) Es war mir nicht möglich etwas andres darüber nachzusehen, als die alte *Silesia Subterranea* von *Volkmann* und darin sind die ältesten Data aus dem 12. Jahrhunderte, wo Eisenbergwerke bei Schmiedeberg aufgenommen worden sein sollen.

Digitized by Google

sie verliehen. Mögen Thörige sie nicht vor der Zeit vernichten. Nur dann ist es Zeit, einem nützlichen Stande seine Vorrechte, — Vorrecht ist allemal Unrecht, sagt Seume — zu nehmen, wenn Er sowohl als seine Mitbürger einsehen, dass es keine Vortheile sind und wenn alle Bürger des Staates der edle Stolz beseelt, der es für eine Ehre und für ein Glück hält, gemeinschaftlich und im gleichen Maase die Lasten des Staates zu tragen.

B. Der Handel.

Le commerce est une espèce de monstre,
qui se détruit de ses propres mains.

Mably.

Man hat lange behauptet, dass schon seit sehr alten Zeiten selbst die nördlichen Bewohner Deutschlands mit den Nationen des Südens in Handelsverbindungen gestanden, dass auf der andern Seite namentlich die Phönizier grosse Expeditionen an die Nordküste Germaniens ausgerüstet, ja dort sogar Colonien gegründet hätten. Der Bernstein sollte der Artikel gewesen sein, der namentlich den Handelsgeist jener unternehmenden Völker reitzte. Da jedoch die Berichte von diesen Unteruehmungen, die vorzüglich in der entstellten Beschreibung der abentheuerlichen Reise des Pytheas ihre Quelle hatten, öftere Widersprüche und Irrthümer enthielten und wenig Glaubwürdigkeit zu verdienen schienen, dabei schon die innere Unwahrscheinlichkeit der Behauptung hervorleuchtete, dass der Bernstein zu ganzen Schiffsladungen hätte verfahren werden

Digitized by Google

und durch seinen Verkauf die Lasten und Gefahren so beschwerlicher Reisen belohnen können, so hat man in neuerer Zeit die ganze Wahrheit jener Angabe in Zweifel gezogen. Dennoch haben an jenen Küsten geöffnete Gräber, in denen man Leichname fand, denen als Schmuck Schnüre von Bernsteinkorallen mitgegeben waren, auf grössere Massen von Bernstein, die in jenen Zeiten gefunden werden mochten, schliessen lassen, so wie die übereinstimmenden Berichte des Alterthums für einen ausgebreiteten Handel mit diesem für uns fast werthlosen Producte sprechen. Zu umfassend darf man ihn sich jedoch auch nicht vorstellen, weil sonst das Object desselben zu schnell im Werthe gefallen sein würde. Wohl mag zuerst auf verschiedenen Landwegen und besonders durch die Völker, welche von den Küsten des schwarzen Meeres aus bis an die Ufer des Pregel und der Düna neben einander wohnten, unter andern Landeserzeugnissen auch diese eigenthümliche Waare zur Kunde der Südländer gekommen sein. Diess mochte die Hoffnung erregen, dass dieses wunderbare und unbekannte Land auch noch andre werthvolle und seltsame Producte enthalte, und deshalb mochten von Marseille aus einigemal Schiffe an jene Küsten ausgesendet werden. Dass wir keine genauere Kunde davon haben, ist bei dem schon oben einmal erwähnten eifersüchtigen Handelsgeiste der alten Völker leicht erklärlich. Auch musste der zu kärgliche Gewinn bald von diesen Versuchen abschrecken und es mögen dann jene Güter blos zu Lande in die Hände der Römer gekommen sein. — Als Gallien unter römische Botmässigkeit kam und auch schon vorher, wie doch die innere Verbindung zwischen den gallischen und römischen Ländern sich fester geordnet hatte, trieb kaufmännischer Unter-

Digitized by Google

nehmungsgeist schon frühzeitig kühne und gewinnsüchtige Menschen, wenigstens mit den Anwohnern der Küsten einen Handelsverkehr zu organisiren. Auch die Gallier selbst, ein Volk, das an gewagten, abenteuerlichen, hinterlistigen Plänen Behagen fand, knüpften bald solche Verbindungen an, und Cäsar erfuhr so Manches über das Innere Deutschlands und Britanniens von diesen Kaufleuten. So hatten die Ubier durch vielfachen Verkehr mit den Galliern schon Manches von den gallischen Sitten angenommen. Dagegen begnügten sich die Sueven, ihre auf Kriegszügen gemachte Beute an jene Handelsleute abzusetzen, liessen aber nur wenig von den ausländischen Waaren in ihr Land und namentlich war die Einführung des Weines, als der die Männer weibisch mache, bei harter Strafe verboten. Das erste Beispiel eines Handelsverbotes, aber aus edlerer Quelle entsprungen, als die neuern. Dort galt es, die Sittlichkeit des Volkes zu erhalten, die, so lange ein Volk noch auf der glücklichen Stufe natürlicher Einfachheit steht, mit Recht auch durch äussere Zwangsmittel behauptet wird. —

Im Ganzen beschränkte sich der Handel auf die einfachste und natürlichste Art, auf den Tausch. Jeder brachte das, wovon sein Land Ueberfluss hatte und tauschte dagegen das ein, was ihm abging. Nur etwa in der Nähe römischer Provinzen und Colonien mag auch das Geld im Umlaufe gewesen sein, weil es hier leicht war, sich dieser Waare wieder zu entledigen, die im Innern des Landes von keinem Nutzen war. Der Tauschhandel aber mochte schon in grauer Vorzeit ausgebreiteter sein, als man sich gewöhnlich vorstellt. Wie noch jetzt im Innern von Afrika die Völker von beiden Küsten, ohne jemals mit einander unmittelbar in Berührung zu kommen, durch eine Reihe von

Digitized by Google

Mittelvölkern ihre Waaren gegenseitig austauschen, oft vielleicht, ohne selbst die Heimath der verschiedenen Gegenstände zu wissen, ungefähr so finden sich auch in Deutschland Spuren uralter Handelsverbindung zwischen der Ostsee und dem schwarzen und kaspischen Meere. Als später die bewaffneten Lager der Römer in Städte sich verwandelten, so war es wieder der Handel, der zur Vergrösserung ihres Ansehns und ihrer Bevölkerung beitrug. Sie wurden Stapelplätze zum Behufs des Tauschverkehrs. So z. B. Augsburg. Die Deutschen brachten namentlich Pelzwerk, Thierfelle, Gänse und Gänsefedern, die röthende Haarseife, Haare, auch Sklaven und holten dafür manche künstliche Bedürfnisse, später auch Wein, wo für ein Fass Wein ein Knabe gegeben wurde. Die Niederländer handelten vorzüglich mit frischem und gesalzenem Schweinefleische und roher Schafwolle. Die Bewohner der Alpen schützten sich vor dem ihnen von jeher drohenden Getreidemangel durch Austausch ihres Ueberflusses an Harz, Pech, Wachs, Honig, Käse u. s. w. und liessen, um sich immer Absatz für diese Waaren zu erhalten, bei ihren Raubzügen die Bewohner der nächsten Gegenden verschont.

Lange noch mag dieser Handel in alter, einfacher Weise gewährt haben. Ueberhaupt verhinderte eine künstliche Ausbildung desselben das ganze Mittelalter hindurch die unsichere Gestaltung des Staatslebens, die den Kaufmann mannichfach gefährdete. Der eigentliche Welthandel ist höchstens als die Hansa blühte und auch da nur im beschränkten Maase in deutschen Händen gewesen. Ein Glück vielleicht. Denn während die innere, fabricirende Betriebsamkeit den Staatskörper vor der Erschlaffung schützt und den menschlichen Geist in immer reger Thätigkeit erhält, ist dennoch der

Digitized by Google

Besitz eines ausgebreiteten, berechnenden, mehr über die Producte des Kunstfleisses *) fremder Nationen gebietenden Handels sowohl dem Volksglücke gefährlich, da er einen ewigen Wechsel des höchsten Reichthums und der bittersten Armuth, einen beständigen Uebergang vom Wohlstande zu Luxus und von da zu Noth und Verzweiflung herbeiführt, als auch von manchem nachtheiligen Einflusse auf den Volkscharakter. Beweisen es nicht täglich die Britten, bei denen der Handelsgeist alle die schönen Eigenschaften, deren sie sich vor den gesammten Völkern des Erdbodens rühmen können, verdunkelt, bei denen er allein verhindert, die Segnungen zu geniessen, die der schon durch lange Jahrhunderte reichende Besitz einer freisinnigen Verfassung darbieten könnte. Es ist nicht mehr das heitre, fröhliche Alt-England, seit Eisenbahnen und Canäle durch das ganze Land führen und der grüne Rasen seiner sonnigen Hügel vom Kohlenstaube geschwärzt wird. —

C. Das Geld.

Ein Volk ohne Geld ist für die Meisten ein Gedanke, bei dem sie dem Leben in die Tiefen seiner Getriebe eben so wenig zu folgen vermögen, als der Lappländer sich ein Volk ohne Rennthiere denken kann. Nichts auf der Welt, keine Idee, selbst nicht die Religion wirkt so mächtig auf den Menschen und die bürgerlichen Verhältnisse ein, als das Geld, wenn er es kennt

*) Auch der Fleiss producirt. Der höhere Werth, den er dem rohen Stoffe durch Bearbeitung beilegt, war vorher nicht da, ist von ihm geschaffen, ist Product.

Digitized by Google

Und was ist es, Gold und Silber? Ist sein Werth ein natürlicher, wahrer? ist er nicht vielmehr blos von Menschen verliehen und zufällig? Thon- und Porzellanerde, könnten sie nicht eben das sein was Gold und Silber ist, nicht noch eher, als ein Stückchen Papier? Diess sollte Jedem klar sein, und es könnte es, wenn nur Jeder durch eine unfruchtbare Gegend, über ein unwirthbares Alpengebirge gewandert wäre. Das neu-nicht altdeutsche Sprüchwort: für Geld ist Alles feil, ist nur halb so wahr, als die Zeitbestimmung des Umreitens der Erde in Bürgers Kaiser und Abt; denn hier heisst es: wenn es da ist und wenn es käuflich ist. Wer den sittlichen Werth eines Volkes, ehe es das Geld kennt und nachher abwägen wollte, wie viel leichter würde die Schaale des Letztern sein und wenn er auch all sein Gold und Silber mit hinein würfe. Was hat die Schweizer in den schönsten und darum auch den besuchtesten Gegenden so erniedert, als das Geld der Reisenden? Stehen sie nicht eben darum den biedern Tirolern in ihren einsamen Thälern und Alpen so nach? Doch hier muss man selbst sehen und hören, wenn man anders dafür noch nicht erblindet ist. Wir hätten keine Herrmannsschlacht, wenn diese Deutschen ihre Gold- und Silberminen kannten. Roms Gier wäre noch grösser gewesen, und den Deutschen der Weg zu Roms Schwelgerei gebahnt. Haben die gütigen oder erzürnten Götter Peru und Mexiko das Gold und mit ihm das spanische Joch gegeben?

Die Deutschen im Innern des Landes hatten das Geld, wie wir etwa alte Münzstücke; sie kannten aber den Werth nicht, den es in der menschlichen Gesellschaft erhalten hat. Im Allgemeinen gab man Sache um Sache, nicht Geld für Sachen und selbst die Strafen, wie Tacitus sagt, wurden in Vieh- und andern werthvollen

Dingen entrichtet. So lange sie unter sich waren, hatten sie kein Geld, weil sie keine Bergwerke kannten. Was sie dann auch etwa von Fremden erhielten, brachte keine bedeutende Veränderung hervor, und Tacitus sagt geradezu, dass sie goldne und silberne Gefässe nicht höher schätzten als irdene. So blieb es noch lange nachher, und als die deutschen Völker, besonders die Franken, schon alles nach dem Solidus und Denar oder Schilling und Pfennig, von denen bei den Saliern 40 zu jenen gehörten, berechneten, mochten doch diese Geldmünzen häufiger als eingebildete, denn als wahre vorkommen. In dem alten Volksrechte der Ripuarier und auch anderwärts wird bestimmt, wieviel man an allerhand Sachen zu entrichten habe, wenn die Summe von mehr oder weniger Schillingen zu bezahlen sei. So heisst es in dem erwähnten Rechtsdenkmale, dass man statt zwei Schillingen einen gehörnten, sehenden, gesunden Stier, statt drei Schillingen eine sehende und gesunde Stute, oder auch ein Schlachtschwert ohne Gehänge, statt sechs ein sehendes und gesundes Streitross, statt sieben ein Schlachtschwert mit Gehänge geben solle. Man erlaubte also nicht nur in diesen Zeiten, statt des bestimmten Geldes andre Sachen zu geben, sondern bestimmte sogar gesetzlich den Werth, für den sie angenommen werden mussten. Wie gering im deutschen Mittelalter selbst das Landlohn, der Preis für Getreide und Vieh war, ist anderwärts schon hinlänglich dargethan, und noch heute findet bei dem tiroler Alpenvolke, wie ich aus eigner Erfahrung weiss, meist nur Tauschhandel statt. Die Hirten tragen von den Alpen Butter und Käse in die Thäler herab und nehmen dafür Mehl, Salz und etwas Brot, selten aber einige Kreuzer auf ihre Alpe hinauf.

W.

Digitized by Google

Sechstes Capitel.

Nicht einmal an Eisen ist Deutschland reich. Diess beweist schon die Art ihrer Geschosse *). Denn während nur Wenige sich Schwerter oder grösserer Lanzen bedienen, führen die Meisten Spiese oder wie sie es nennen Framen, eine Waffe, die mit einem zwar schmalen und kurzen, aber so spitzen und zum Gebrauche dienlichen Eisen versehen ist, dass sie mit derselben Waffe, wie nur die Lage es heischt, so in der Nähe als aus der Ferne streiten. Der Reiter zwar begnügt sich mit Schild und Frame; die Fusskämpfer aber werfen auch Wurfspiese ab und da sie entblösst oder nur in des Kriegsmantels leichter Bedeckung streiten, schleudern sie mehrere zugleich und in unermessliche Weite. Statt all des prahlenden Kriegsschmuckes unterscheiden sie nur die Schilde durch die erlesensten Farben **). Wenige tragen Panzer; kaum Einer oder der Andre Helm oder Sturmhaube. Die Pferde, weder durch Gestalt, noch durch Schnelligkeit ausgezeichnet, werden aber auch nicht nach unsrer Sitte zu verschiednen Schwenkungen abgerichtet; gerade aus müssen sie gehen, oder im Ringelreiten ***). Im Ganzen genommen besteht die

*) Siehe Cap. 6. A.

**) Siehe Cap. 6. B.

***) Wörtlich: oder rechts durch eine Wendung, so dass sie einen Kreis bilden, in dem keiner der Letzte ist. Andre übersetzen so: die Pferde treiben sie gerade aus, oder mit

Digitized by Google

Hauptstärke im Fussvolke, und da die Schnelligkeit der Fusskämpfer mit der der Pferde Schritt hält und so sie geschickt macht, auch am Reiterkampfe Antheil zu nehmen, stellen sie aus der ganzen Jugend Erlesene zwischen der Reiter Ordnungen vor die Schlachtreihe. Auch die Zahl ist hier bestimmt. Die Centener *) aus jedem einzelnen Gaue sind es; so werden sie auch unter den Ihrigen genannt und was erst nur Zahl war, ist jetzt Benennung und Ehre. Die Schlachtreihe wird keilförmig geordnet **). Zurückweichen, wenn man nur wieder angreift, rühmen sie mehr als List, als dass es für feig gälte. Für die Körper der Ihrigen sorgen sie auch in noch unentschiednen Gefechten. Der Verlust des Schildes ***) ist besondrer Schimpf und weder Zutritt zu Opfern, noch zur Versammlung dem Ehrlosen verstattet; und Viele, die der Krieg verschonte, haben ihre Schmach durch den Strang geendet †).

*) Siehe Cap. 6. A.

**) Siehe Cap. 6. C.

***) Siehe Cap. 6. D.

†) Luden versteht diese Stelle so, als seien sie von ihrem Volke hingerichtet worden.

Digitized by Google

A. Die Waffen.

Nur fragmentarische Notizen sind es im Ganzen, die uns Tacitus hier von der Bewaffnung der Deutschen mittheilt. Und allerdings mochten die Waffen unsrer Urväter nur unvollkommen und auf wenige Arten beschränkt sein. Aber nicht blos der Mangel an den zur Fertigung vielfacher Waffen erforderlichen Künsten und Nothwendigkeiten lag dieser Erscheinung zum Grunde, sie war schon durch den Geist der natürlichen Entwickelung jener Völker und durch den Charakter ihrer Kriegskunst bedingt. Nur eine Nation, die ihre Kriege mit politischer Berechnung führt und mit ihren militärischen Operationen langdauernde Pläne verbindet, eben deshalb aber gezwungen ist, auf die Ausbildung der kriegerischen Künste Nachdenken und Fleiss zu verwenden, dabei mit Feinden aus den verschiedensten Ländern zu kämpfen hat, gelangt zu dem Besitze vielfacher künstlicher Waffen und zu der Geschicklichkeit, sie zweckmässig zu vertheilen und zu benutzen. Ein Volk, dessen Kriegskunst sich im tapfren Schirme seiner Rechte ausgebildet hat, wird die zur Vertheidigung geschickten Waffen mit höherer Vollkommenheit ausstatten lernen und auf sie den meisten Werth legen. Männer aber, deren Kriege meistens in stürmischen Angriffen, in schnellen Ueberfällen bestehen, die von einer plötzlichen Idee, einer nur eben sich zeigenden Gelegenheit ergriffen zum Kampfe ziehen und grösstentheils nur mit Kriegern verwandter Stämme streiten, greifen auch nur zu den natürlichsten Mitteln des Angriffs. Ein Volk überhaupt, das auf seine persönliche Kraft vertraut, giebt wenig auf künstliche Waffen, bis es ihren Nutzen erprobt

hat; — Die ersten Menschen, die unbändigen Zorn in furchtbar folgenreicher Verblendung feindlich gegen einander trieb, ergriffen den starken, knorrigen Baumast. Aus diesem bildete sich die Keule. Sie findet sich fast bei allen im Naturzustande lebenden Völkern und scheint auch eine Hauptwaffe der Deutschen gewesen zu sein, wiewohl Tacitus ihrer hier keine Erwähnung thut. Hammer und Beil gaben den ersten Gedanken zur gefürchteten Streitaxt, die später, als sich vorzüglich die Franken ihrer bedienten, den Namen Franciska bekam. Für steinerne Streitäxte hält man die sogenannten Donnerkeile. Die lange Lanze scheint von den damaligen Deutschen weniger gebraucht worden zu sein. Denn sie gehört der geschlossnen Heerschaar an, die mit vorgestreckten Speeren, einem starrenden Walde gleich, den Feind abwehrt. So mochten auch jene Riesengestalten das kurze Schwert der Römer verachten, als ihrer Stärke unwürdig. Vielmehr führten sie einen kurzen Spies, gleich passend zum Nahekampf, als aus der Ferne zu streiten, die Frame, deren Name später auf ein langes Schwert übergegangen zu sein scheint. Das Fussvolk schleuderte auch Wurfspeere auf den Feind. Denn überhaupt ist es dem kriegerischen Natursohne eigenthümlich, auf jede Waffe geübt zu sein, deren Kunde zu ihm gekommen. Er ist mehr auf den Einzelkampf gerüstet. Nur der sinnende, kriegskundige Feldherr vertheilt die Truppen nach ihren Waffengattungen und stellt jegliche Waffe an den Ort, von wo aus er die kräftigste Wirkung sich verspricht. Ein Nachklang von dieser Neigung, mehrere Waffen gleichzeitig zu führen, findet sich noch in den Beschreibungen der alten Helden, die uns deutsche Sagen und Lieder bewahrt haben. Da führt der Held oft das grosse Schlachtschwert, das mit bei-

Digitized by Google

den Händen regiert wurde, weshalb bei dessen Gebrauche das Schild zurückgeworfen *) werden musste, das Halbschwert (*semispatha*), die grosse, eschene Lanze, die Streitaxt, vielleicht auch den Wurfspeer, oder Bogen und Pfeile, wiewohl der Bogen mehr der Jagd angehörte und sein Gebrauch im Zweikampfe selbst für unedel gehalten wurde. — Wie die kriegerische Tendenz der Deutschen entschiedener wurde und ihre Kämpfe einen vielseitigeren Character annahmen, da kamen nach und nach vielfache Gattungen von Waffen auf und oft scheint eine eigenthümliche Art selbst in den Namen der einzelnen Völker wiederzuklingen. — Waren aber zur Zeit des Tacitus alle diese Waffen theils noch nicht üblich, theils noch roh und unausgebildet, so waren diess noch mehr die zur Vertheidigung erforderlichen Waffenstücke. Bis an die Hüften nackt, in linnenen oder ledernen Hosen kämpften die Germanen mit den geharnischten Kriegern der Römer. Panzer trugen nur Wenige. Noch Wenigere bedienten sich der Helme, statt deren wohl ein wildes Thierhaupt oder die Hörner des Ur auf dem Kopfe ragten. Kraft und Gewandtheit, sowie die Menge der Krieger mussten diese Mängel ersetzen. In demselben Verhältnisse jedoch, wie die Römer zu kraftlos wurden, das Gewicht der ehernen Waffen zu tragen, erkannten die Deutschen ihren Nutzen und eigneten sich dieselben zu. Vorzüglich nahmen die Stämme, die Deutschlands Boden verliessen und in der Ferne sich mächtige Reiche eroberten, schnell das dem Kriege-

*) So im d. Heldenb.:

Der edel Held eilende — Er nahm zu beider Hände
Sein Schild zurück wegwarf — Sein lichtes Waffen scharpf.

Digitized by Google

manns Nützliche angenommen, die Waffentricke der Römer an und vervollkommneten sie noch. Später erst thaten es die in Deutschland bleibenden Stämme. Als aber das Kriegssystem nach und nach sich weiter ausbildete, als nicht mehr das Volk, sondern die Vasallen unter ihrem Lehnsherrn zum Kampfe zogen, geordnet und nach Waffen vertheilt, da ward auch die Rüstung des Mannes zu höherer Vollkommenheit gebracht und gleichförmig gestaltet. Nun ist Sage und Dichtung voll von Schilderungen der ungeheuern, oft mit Edelsteinen besetzten Schwerte, der kurzen Degen, der Dolche, der verschiedenen Gattungen von Lanzen und Speeren und der weittragenden Bogen. Nun beschreiben sie den künstlichen Panzer des Helden, seinen schützenden, vom hohen Busche überschatteten Helm, das strahlende, vielfältige, mit manchem Abzeichen gezierte Schild. Freilich als das Pulver, die furchtbarste Erfindung, die je die Menschen gemacht haben, aufkam, als stehende Heere üblich, als die Kriege weniger durch Kraft, wie durch kunstvolle, schnelle, nach taktischen Regeln geordnete Bewegungen entschieden wurden und gegen den neuen Donner selbst das Eisen nicht mehr schirmte, ward nach und nach der Gebrauch aller jener schützenden Waffen seltner, bald auch ebendeshalb die Kraft geringer und die Enkel wurden unfähig, die Waffen der Ahnen zu tragen. Am frühesten ward wohl das Schild abgelegt. Der Bogen scheint sich auf der brittischen Insel am längsten erhalten zu haben. Die Pike, als Waffe des Fussvolkes ward erst im spanischen Erbfolgekriege ausser Gebrauch gesetzt, in Folge einer bei der allirten Belagerungsarmee vor Lille den 18. October 1708 signirten Ordre.

Digitized by Google

B. Hatten die Deutschen Wappen?

Als man noch einen grossen Werth auf eine Wissenschaft legte, die fast unter allen am wenigsten geeignet ist, Geist und Herz zu erfrischen und nun auch die Empfehlung praktischen Nutzens verloren hat, ich meine auf die Heraldik, hat man wohl aus dieser Stelle einen Beweis für das hohe Alter der Wappen zu ziehen gesucht. Kaum war diess weniger thöricht, als wenn man in alte Wappenbücher Adams Wappen, oder des König Davids Harfe, oder das Wappen der Judith, oder die ausgezeichneter Griechen und Römer aufnahm. Denn eben so wenig wie jene gefeierten Menschen ein heraldisches Abzeichen führten, eben so wenig ist bei der reichen Färbung der deutschen Schilder an Wappenzeichen einzelner Geschlechter zu denken. Es liegt nicht einmal in den Worten des Tacitus, dass diese Farben bei den Gliedern einzelner Nationen gleichförmig waren und man könnte die Stelle leicht so erklären, als hätte jeder Krieger sein Schild mit den Farben geziert, die ihm gerade Geschmack und Vorliebe angaben. Dennoch aber finden wir auch bei andern Völkern, die aus mehreren, unzusammenhängenden Stämmen bestehen, frühzeitig solche Abzeichen in der äusseren Kriegsrüstung. Es musste diess bei innern Kämpfen auch bald als nothwendig erscheinen und selbst wo die verschiednen Stämme vereinigt stritten, schien es der Ruhm des Stammes zu fordern, dass seine Glieder durch Tracht und Rüstung sich unterschieden, um so auch ihren Muth und ihre Stärke bemerkbarer zu machen. So trugen die Spartaner rothe Kriegsgewande, dass der Feind das Blut weniger sehen sollte. So unterschieden sich die schottischen Clans durch die Farbe ihrer Plaids, abgesehen davon, dass bei ihnen auch

Digitized by Google

der Kriegsgesang der einzelnen Stämme ein unterscheidendes Merkmal abgab. Auch bei den Deutschen bemerken wir frühzeitig, dass sie sich in der Art der Bewaffnung, je nachdem sie lange oder kurze Schwerte, Wurfspiese oder Lanzen trugen, ferner in der Wahl ihrer Feldzeichen, in der Weise, das Haar oder den Bart zu stutzen, unterschieden. Diess zeigte sich auch bei den slavischen Nationen. Und allerdings mag sich schon früh bei einzelnen Völkern der Gebrauch eines gewissen Zeichens gebildet haben, was wohl die Stelle unsrer Wappen vertreten konnte. Keineswegs aber waren diess Familienwappen, die einzelnen Geschlechtern eigenthümlich gewesen und vom Vater zum Sohne vererbt worden wären. Selbst als die Wappen der Einzelnen aufkamen, blieben sie lange Zeit an die Besitzungen geheftet und die Wappen der Familien änderten sich, je nachdem der Güterbesitz wechselte. Der allgemeine Gebrauch der Familienwappen ist vor dem 13. Jahrhunderte durchaus nicht anzunehmen. Dabei ist es mir jedoch, bei vieljähriger Beschäftigung mit diesen Dingen, merkwürdig gewesen, dass die Wappen vorzüglich des niedern Adels, wenn sie sehr alten Familien angehören, grösstentheils auch blos durch Abwechslung der Farben sich unterscheiden. Thiergestalten scheinen mehr dem höheren Adel eigenthümlich gewesen zu sein. Doch giebt es hier Ausnahmen. Die eigentlichen heraldischen Figuren zeigen sich vorzüglich zu den Zeiten und in den Ländern, wo die Heroldskunst am ausgebildetsten war. Je neuer die Geschlechter sind, desto zusammengesetzter, sinnreicher, oft gesucht dichterischer werden die Wappen. Zu künstlicher Zusammenstellung zwang später schon die Nothwendigkeit, ein neues, von der grossen Menge Vorhandener abweichendes Wappen zu führen. In den

Digitized by Google

Wappen ganz alter Familien mögen wohl Nachklänge von den alten Feldzeichen der deutschen und slavischen *) Nationen sich äussern. Die Vermuthung, dass der sächsische Rautenkranz blos die verzierte Darstellung der Herzogskrone sei, wird wahrscheinlich, wenn man erwägt, dass das Abzeichen des Rautenkranzes mit dem Geiste so alter Wappenformen sich nicht vereinbaren lässt. — Ich möchte überhaupt einen doppelten Ursprung der Wappen annehmen. Die Idee, ein Abzeichen auf dem Schilde zu führen, entsprang aus dem Wunsche, sich in der Ferne kennbar zu machen und diess veranlasste anfangs willkürlich gemalte Zeichen. Wenn nun auch vielleicht öfters der Sohn das Schild des Vaters führen mochte, so war dennoch das ganze Abzeichen blos ein persönliches. Der Gebrauch aber, dass eine ganze Familie ein gemeinschaftliches Wappen führt, scheint erst von der Zeit an aufgekommen zu sein, wo die Verwandten Ansprüche auf das Lehn erhielten und wo es ihnen daher wichtig wurde, auch durch ein äusseres Zeichen zu beweisen, dass sie Glieder des Geschlechtes seien, dem irgend eine Besitzung zustand. Dass aber dieses Zeichen gerade zum Wappen sich gestaltete, das ward allerdings durch die erste, ältere Gewohnheit veranlasst.

C. Die Kriegskunst.

Es gab einst eine Zeit und sie ist wohl noch nicht ganz vergangen, wo alle Einrichtungen der alten Deut-

*) Gar viele unsrer uralten Häuser sind slavischen Ursprungs.

schen in dem schönsten Lichte betrachtet wurden, und wo man zu dem Glauben geneigt war, dass ihnen von den milden Händen der Natur das alles geschenkt gewesen wäre, wonach der menschliche Geist seit Jahrtausenden umsonst gesucht hat. Sie sollten den reinsten Glauben, die besten Sitten, die kühnsten Sänger, die freieste und was mehr ist die gerechteste Verfassung gehabt haben. Geistreiche Männer verfielen in den Fehler, auch in der kleinsten Handlung jener Völker grosse, ausgedehnte, politische Beziehungen zu sehen und glaubten überall Absicht zu entdecken, wo wir jetzt anfangen, nur Natur und Nothwendigkeit zu erblicken. Tacitus selbst gieng in mehrerer Hinsicht voran und seine Nebenabsicht in Bezug auf die Römer bewog ihn dazu. Auch kann nicht geläugnet werden, dass in vielen Rechtsinstituten unsrer Väter und namentlich in den Grundideen, die durch das ganze System ihrer Verfassung als leitende und bindende Fäden sich hindurchziehn, manche Ansicht verwirklicht war, auf die die Philosophie der neuesten Zeiten nach langen Irrwegen erst schwach und misstrauisch gekommen ist. Aber eben diess ist blos ein Beweis für die ewige Wahrheit der Natur. Waren diese Völker auch in manchen Beziehungen da, wohin — wir noch nicht sind, so dürfen wir doch noch nicht schliessen, dass sie auf demselben Wege dahin gelangten, auf dem wir dahin zu kommen hoffen. Viele, denen die feineren Künste des Lebens Alles waren, dichteten den Deutschen sogar eine Kenntniss dieser an. Manche von diesen Ideen hat sich jetzt verloren und man hört nach und nach auf, einem Volke etwas zum Verdienste anzurechnen, was Folge der Umstände war, oder vielmehr, man gewöhnt sich an die Wahrheit, dass nicht die absichtsvolle, berechnete Tugend allein Werth hat, dass viel-

Digitized by Google

mehr eben das Festhalten an der Natur und ihren heiligen Winken Verdienst ist. Wenn aber den Deutschen so manche höhere Kenntniss abgesprochen wird, sollte ihnen nicht wenigstens eine ausgebreitete Umfassung der Kriegskunst gelassen werden müssen, da sie doch unstreitig ein kriegerisches Volk waren und da ihre höhere Tapferkeit das auf Waffen gegründete Römerreich stürzte. Eine kurze Betrachtung wird hoffentlich genügen, auch hier die Gleichmässigkeit der Natur zu bewähren, die nie eine Stufe überspringt und nie von ihren ewigen Gesetzen abweicht. —

Die Kriegskunst eines Volkes richtet sich allemal nach der Art des kriegerischen Sinnes, der es begeistert. Nur ein eroberndes, von Politik geleitetes Volk kann die höchste Stufe in dieser gefährlichen Wissenschaft erreichen. Eine tapfre Nation, die entschlossen ist, die Sitze ihrer Väter bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen und durch männlichen Sinn ihre Feinde zur Achtung zu zwingen, wird den Vertheidigungskrieg meisterhaft führen. Standhaft wird sie ihre Burgen behaupten. Geschickt wird sie die Eigenthümlichkeiten ihres Landes berechnen. Jeder Engpass wird ein unübersteigliches Bollwerk für ihren Feind werden; hier werden wenige entschlossne Männer ganzen Heeren trotzen. Wird sie von der Masse ihrer Feinde erdrückt, so wird sie eher zu sterben wissen, als sich unterwerfen. Nach diesen Grundzügen wird sich selbst ihre Schlachtordnung bestimmen. Eine kriegerische Nation, die von plötzlichen Regungen des Muthes und der Kampflust gelockt, von augenblicklichen Aussichten des Vortheils bestimmt ihre Unternehmungen beginnt, wird zum stürmischen Angriffe sich eignen, aber einmal zurückgeschreckt von allen kriegerischen Planen verlassen sein. Dann tritt persönliche Tapferkeit wohl an

Digitized by Google

die Stelle der Kriegskunst und während die Menge sich auf hülflose Flucht begiebt, kämpfen einzelne verzweifelnde Männer noch mit letzter Kraft und erschweren den Sieg des Feindes, ohne ihn hindern zu können. Schon in der Natur der anderwärts zu erörternden Verfassung der Deutschen lag es, dass persönliche Tapferkeit bei ihnen mehr galt als kriegerische Disciplin. Meist ward der Tapferste Führer. Eine Einrichtung, die anscheinend zweckmässig ist, die aber gegen disciplinirte Heere nicht ausreicht. Denn eben die Idee eines nicht am Kampfe unmittelbar theilnehmenden, eines durch Ansehn und Amt, nicht blos durch grössere Stärke und höheren Muth befehlenden Leiters der Schlacht, setzt Einrichtungen voraus, von deren Dasein die Ordnung und Besonnenheit in der Führung des Kampfes abhängt. Der Führer der Deutschen kämpfte voran. Um ihn drängten sich seine Genossen. Der edelste Wetteifer der Tapferkeit war Pflicht. Sie drangen also in das Vordertreffen; die Menge drängte nach. Hieraus schon entstand natürlich die Art ihrer Schlachtordnung, der Keil, oder wie ihn die Römer nannten, der Saukopf. Voran Wenige, aber die Tapfersten; ihnen nach stürmten Mehrere, je nachdem Kriegslust und Kühnheit sie befeuerte; hinten die Masse, die nachschob, wenn die vordere Spitze eingedrungen war. Eine Ordnung, die man bei vielen Völkern wiederfindet, der auch die Hunnen sich bedienten und die das unwiderstehliche Verderben der Feinde mit sich bringt, wenn einmal die Tapferkeit der Vorkämpfer durchgedrungen. Wo aber der Angriff standhaft zurückgeschlagen wird, da ist auch Unordnung und endlich gänzliche Zersprengung des Haufens unvermeidbar. So waren auch die Rosse der Germanen mehr zum schnellen Angriffe geeignet, als in den ge-

Digitized by Google

wandten Schwenkungen eines kunstvollen Reitergefechts geübt. Ueberhaupt hatten sie ihre Schaaren nicht so in ihrer Gewalt, dass sie vorherberechnete Bewegungen machen, mitten im Gewühle der Schlacht einen andern Gang des Heeres annehmen, kurz die Schlachtreihe hätten beherrschen können. Darum konnten sie in geordneter Feldschlacht gegen ein gut geführtes römisches Heer nicht bestehen. Bei ihren innern Zwistigkeiten konnte ein plötzlicher Ueberfall, von einem entschlossnen Führer geleitet und von rüstiger Jugendkraft ausgeführt, mit Einem Streiche den Krieg beendigen. Hier mochten auch die rohen Gebräuche der Arier (cap. 43) nicht ohne Vortheil sein, die mit schwarzen Schildern, gefärbten Körpern, in dunkeln, schaurigen Nächten ihre Streifzüge ausführten; ganz den amerikanischen Wilden ähnlich, die in furchtbarer Färbung des Gesichts ein mächtiges Hülfsmittel zum Siege suchen. Zur Uebung im Reiterkampfe mochte ihr gebirgiges, von Wäldern und Sümpfen durchschnittenes Land wenig Spielraum darbieten. Und war es einmal nicht Nationalsitte, zu Pferde zu kämpfen, so hätte der Anführer ein zu bedeutendes Uebergewicht über seine Genossen gehabt, hätte er allein sich dieser Kampfart bedienen wollen. Auch waren die Deutschen so gewandt und rüstig in jeglicher Uebung des Körpers, dass sie wohl an Schnelligkeit auch mit dem Reiter wetteifern konnten. Wo jedoch die Landesart den Reiterdienst begünstigen mochte, da liebten und übten sie ihn auch, wie das Beispiel der Tencterer beweist. — Einen tiefen Blick in den Geist der kriegerischen Künste der Deutschen lässt uns Tacitus bei Gelegenheit der Schilderung der Katten thun. Von Diesen sagt er nehmlich, dass ihre Kriegskunst auf einer höheren Stufe gestanden habe und bezeichnet

Digitized by Google

ihren Standpunkt trefflich, wenn er sagt, die Andern sähe man zum Gefechte ziehn, die Katten zum Kriege. Hierin lag eben das Eigenthümliche des deutschen Kriegssinns, dass er sie wohl zu einer kühnen Schlacht, zu einem gewagten Streifzuge führte, nicht aber zu einem dauernden und langwierigen Kriege befähigte. Alles nun was Tacitus den Katten zuschreibt, kann man, nach der Stellung seiner Worte, als den übrigen Deutschen mangelnd ansehn. Die Katten setzten Erwählte ein; die Deutschen folgten dem Tapfern, der sich zum Anführer aufwarf; Jene hörten auf die Vorgesetzten; Diese liessen sich vom persönlichen Muthe hinreissen; Jene kannten die Ordnung der Reihen, benutzten die Gelegenheiten, verschoben den Angriff, vertheilten die Geschäfte des Tages, schanzten bei Nacht *), alles diess also Künste, die den übrigen Deutschen fremd waren, und nach ihrer Individualität und ihrer Lage fremd sein mussten. Denn selten waren bei ihnen grosse Nationalkriege, und auch der dauernde Hass einiger Stämme mag sich mehr in flüchtigen Reibungen oder im plötzlichen und vernichtenden Ueberfalle geäussert haben. Die Katten mochte vielleicht ihre eigenthümliche Lage, die sie in die Mitte zwischen feindliche Stämme warf, zu höherer Klugheit nöthigen. —

Man hat einen Beweis für grössere Ausbildung der Kriegskunst bei den Deutschen aus den anhaltenden und künstlichen Kriegen, welche die in Gallien wohnenden germanischen Stämme mit dem Cäsar führten, zu ziehen gesucht. Namentlich war es der Angriff der Ebu-

*) Verabsäumung kriegerischer Thätigkeit zur Nachtzeit rügt schon Camill bei Livius an der angeblich gallischen Nation, die Rom eroberte.

Digitized by Google

ronen und der Nervier auf einige abgeschlossne Lager römischer Legionen, in dem sie allerdings so manche römische Kunst entwickelten. Allein sie wurden bei ihren Arbeiten von Gefangnen geleitet und unterwiesen, hatten auch überdem durch den Umgang mit den Galliern und durch die Berührung mit den Römern Vieles gelernt und das ist nicht zu läugnen, dass eine kriegerische Nation ungemeine Gelehrigkeit für Künste und Vortheile des Kriegs besitzt und dass sie neue Einrichtungen in diesem Bezuge, wenn sie dieselben als vortheilhaft erkannte, sich am liebsten aneignet. Wie wenig die Deutschen sonst von Kriegskunst verstanden, kann man schon daraus abnehmen, dass selbst die kriegerischste Nation unter den Galliern, die den Deutschen gleichgeachteten Helvetier, zwanzig Tage zu dem Uebergange über die Saone brauchten, den Cäsar in Einem bewerkstelligte. Wie erstaunten die Aduatiker, jene Nachkommen der gefürchteten Cimbern und Teutonen, bei der Belagerung ihrer Stadt, dass diese kleinen Menschen, die Römer, so grosse Maschinen in Bewegung setzen könnten! — Der glückliche Erfolg endlich, mit dem die Germanen das Eindringen der Römer in das Innere Deutschlands abwehrten, ist leicht zu erklären. Bei den ersten Versuchen, die durch Cäsar geschahen, unternahmen sie keinen Widerstand, sondern ergriffen das natürlichste Mittel, das Aufsuchen ihrer Wälder, gaben aber doch dadurch einen Beweis, dass sie es mit seiner höhern Kriegskunst nicht aufzunehmen wagten. Später hatten Viele von ihnen in römischen Heeren gedient. Ihre Anführer hatten sich Einsicht in die römische Kriegsverfassung verschafft. Auch ist nicht zu läugnen, dass die Römer mehr von der natürlichen Beschaffenheit des Landes besiegt wurden, als von der Kriegskunst der Bewohner, wiewohl es stets ein Verdienst

Digitized by Google

für die Vertheidiger eines Landes bleibt, die Eigenthümlichkeiten desselben geschickt benutzt zu haben. Endlich musste auch die ganze Gestaltung ihres Kriegswesens eine andre Richtung annehmen, als ein Angriff fremder Gewalt auf ihrem eignen Boden sie bedrohte und sie, statt zu kühnen Beutezügen, zu tapfrer Vertheidigung ihres Heerdes nöthigte. Dieselben muthigen Streiter, die sonst den Feind im stürmischen Angriffe zu werfen liebten, lockten *) ihn nun an unwegsame, sumpfige, von Engpässen durchschnittne Orte, beunruhigten seinen Heerzug durch fortwährende Neckereien, enthielten sich mit weiser Mässigung, wenn keine Hoffnung des Sieges winkte, der gewagten Feldschlacht, sich dann mit wachsamer Beobachtung des feindlichen Zuges begnügend, und fielen nur da, wo der günstige Erfolg gewiss war, von allen Seiten auf die ermüdeten Krieger, sie mit vereinten Kräften zu vernichten. Selbst hier noch drang manchmal der alte

*) Herrlich ist Ludens Beschreibung der Herrmannsschlacht. Da er aber einmal dabei die Autorität der Alten als verdächtig verwirft und die Sache aus dem Gesichtspunkte beurtheilt, wie es am natürlichsten erscheine, dass sie gewesen sei, so kann man auch dagegen erinnern, dass man gern den nur auf schwache Beweise gegründeten Glauben an eine jahrelange, mit listiger Verstellung verbundne Verschwörung der Deutschen gegen die Römer aufgeben will, dass aber seine Ansicht von der Sache, wonach just in den Tagen der passendsten Gelegenheit auf einmal die Begeisterung der Deutschen allgemein erwacht sein und die Vernichtung des Varus bewirkt haben soll, dem andern Extreme sich ziemlich nähert. Sollte nicht auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen? Sollte nicht der weitsehende Geist des Herrmann, als Varus seinen unvorsichtigen Zug begann, die Gelegenheit erkannt, den Plan gefasst, die entfernten Völker beschickt, den Starrsinn des Römers bestärkt, den Ort der Schlacht berechnet und die gehörigen Vorkehrungen getroffen haben?

Digitized by Google

kriegerische Uebermuth durch und vereitelte durch voreiligen Angriff die höheren Pläne des Feldherrn. So bei dem Sturme auf Cäcinas Lager. — Eine geregelte Kriegsordnung musste schon ihrer politischen Freiheit gefährlich erscheinen, und vielleicht gieng Herrmann unter, weil er die Kriegsgewalt, die ihm sein Volk in Zeiten der Gefahr vertraut hatte, auch ferner handhaben wollte, als seine Brüder, der alten Sitte wieder huldigend, regellos nach Kampf und Beute zogen, weil er überhaupt die Deutschen für umfassendere Pläne benutzen wollte, als zu denen sie reif waren. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen einem kriegerischen und einem kriegserfahrnen Volke; aber der Grund, warum ein Volk diese oder jene Eigenschaft annahm, liegt, wie schon oft bemerkt wurde, in der allgemeinen Richtung des Charakters desselben. Nach meiner Ansicht ist es ehrenvoll für die Deutschen, dass ihnen die römische Kriegskunst fremd war. — Mit Unkenntniss der Geheimnisse der Belagerungskunst, der Schlachtordnung, der Disciplin ist jedoch wohl der Besitz von List und Geschicklichkeit im Kriege vereinbar, der den Deutschen im hohen Maase eigen war, wie allen kriegerisch wilden Nationen. Hinterhalt, verstellte Flucht, Zerstreuen in Wälder, um an andern Punkten vereint wieder herauszubrechen, alles diess sind Künste, die sie übten. Auch durchschauten sie schnell das Eigenthümliche irgend einer Lage und sannen auf Auskunftsmittel. Die Nervier z. B., die aus Deutschland die Sitte mit nach Gallien gebracht hatten, blos zu Fusse zu kämpfen, nun aber mitten unter Völkern lebten, die den Reiterkampf liebten, schützten ihr Land gegen die berittnen Streifzüge durch künstliche Zäune. — Die Griechen vor Troja scheinen von allen diesen und ähnlichen Künsten blos den Hinterhalt gekannt zu

Digitized by Google

heben. Doch waren sie auch dort in einer ihnen fremden Sphäre. Dagegen mochte ihre Bewaffnung künstlicher sein und ihre Schlachten bekamen durch den Wagenkampf manches Eigenthümliche. — Merkwürdig ist es, dass man in den Alten keine Spuren findet, dass die Deutschen in irgend einer Art durch die fast übermenschliche, an das Unglaubliche reichende Verfeinerung und Schärfe der äussern Sinnenwerkzeuge sich ausgezeichnet hätten, die wir z. B. bei den Wilden Nordamerikas bewundern. Bei ihrem so naturgemässen Leben hätte man solche Eigenschaften wohl erwarten können. Dagegen erleichterte es ihnen ihr kriegerischer Sinn, sich nach und nach auch höhere Fertigkeiten zu erwerben und in eben dem Maase, wie ihre Kriegskunst stieg, sank sie und der alte Muth bei dem entarteten Römern. Rom sank unter den Schwerten der Germanen. —

D. Das Schild.

So war denn auch bei den Deutschen der Verlust des Schildes mit Schmach und Schande verknüpft. So hatten auch sie diesen Grundsatz, der wohl zuerst bei den Spartanern geheiligt und streng gehandhabt wurde, von da aber sich zu den meisten kriegerischen Nationen verbreitete. Es setzt aber derselbe schon eine gewisse Ausbildung der Grundsätze von kriegerischer Ehre voraus, die sonst dem Natursohne in diesem Grade nicht eigenthümlich ist. Denn er ist keine natürliche Idee. In dem Herzen des Natursohns lebt in der Regel der Trieb der Selbsterhaltung noch so lebhaft, dass er jedes Mittel ergreift, um sich zu retten, wenn er die Hoffnung des Sieges aufzugeben gezwungen ist.

Digitized by Google

Wohl ist es eine erklärliche Erscheinung, dass namentlich unter den der Natur nahen Völkern Feigheit, wo sie sich deutlich offenbart, verachtet wird, und wenn ein solches Volk zu einer strengen Beachtung seiner Kriegsverfassung gezwungen ist, so kann auch eine bedeutende Strafe auf ein solches entehrendes Benehmen für rathsam befunden werden. Der Gedanke aber, eher zu sterben, als den Rücken zur Flucht zu wenden oder sich der drückenden Bürde des Schildes zu entledigen, ist eine moralische Unnatürlichkeit, setzt eine erzwungene Ideenverbindung voraus, die nur durch darauf berechnete Gesetze entstehen kann. Dagegen finden wir bei vielen Völkern, bei denen auch die Feigheit gehasst und verachtet war, dass sie in einer sinnreich durchgeführten Flucht, wo der Fliehende durch tausend bewundernswerthe Mittel, seine Verfolger zu täuschen wusste und auf tausend Umwegen, in vielfachen Verkleidungen, bald durch reissende Ströme schwimmend, bald sich in Wäldern und Höhlen bergend, zu seinem Volke gelangte, vielmehr einen Gegenstand des Staunens, einen Stoff für Sagen und Dichtkunst erblickten. Auch die Griechen vor Troja scheinen noch keine Ahnung von diesem strengen Grundsatze der Folgezeit gehabt zu haben. Zwar hielt es Odysseus, umstellt vom feindlichen Gedränge, für schimpflich, zu fliehen, so lange er noch kräftig und unverletzt den Feinden zu begegnen vermochte. Als er aber verwundet und entkräftet war, da rief er um Hülfe und wandelte unter dem Schutze seiner Freunde aus dem Getümmel. Und wie oft flohen die gescheuchten Achäer vor Hektors Muthe hinter die Mauer und auf ihre Schiffe; wie oft die Troer, wenn stürmend Achilleus andrang, durch ihre Thore zurück! Dreimal floh Hektor um die Wälle Trojas, ehe er den Peliden bestand. Wie hartnäckig

Digitized by Google

auch um die Waffen der Erschlagnen gekämpft ward, immer scheint es weniger der Ehre der Gefallnen, als dem Besitze der glänzenden Beute gegolten zu haben. Die Spartaner aber, denen Lykurg eine Verfassung gab, die wohl geschickt war, einen Staat zu langer Dauer und zu hohem Ruhme zu erheben, dafür aber den Bürgern desselben eine Reihe der schönsten Gefühle, die Blüthe des echt Menschlichen raubte, mithin die grosse Aufgabe der Verbindung des Kräftigen, Guten und Schönen keineswegs löste, mögen wohl zuerst in ihren Kämpfen eine Reihe von Grundsätzen aufgestellt haben, die dem Krieger die Entsagung vieler menschlicher Empfindungen zur Pflicht auflegen. Von ihnen verbreiteten sich diese Ideen, die allerdings dem umsichtigen Feldherrn höchst geeignet scheinen mussten, seine Krieger zur Ausdauer im Kampfe und zur Verachtung der Gefahren zu gewöhnen, auch über die übrigen Staaten kriegerischer Gestaltung. Warum aber vereinigten sich die Grundsätze der militärischen Ehre gerade in dem Gedanken, den Verlust des Schildes durch Strafe und Schande zu rächen? Plutarch hat in der Lebensbeschreibung des Pelopidas einen Grund dafür angeführt, indem er sagt, dass die Griechen es deshalb für entehrend gehalten hätten, das Schild zu verlieren, während sie den Verlust des Schwertes oder der Lanze weniger achteten, weil es dem Krieger zuerst darum zu thun sein müsse, dass er sich vor Verwundungen schütze, bevor er darauf denken könne, selbst Wunden zu schlagen. Diese Ansicht, die gerade den natürlichsten Ideen von kriegerischer Ehre zu widersprechen scheint, kann allerdings den umsichtigen griechischen Feldherrn und Gesetzgebern vorgeschwebt haben; für die Verbreitung eines solchen Gebrauches unter dem Volke jedoch scheint sie zu künstlich und berechnet zu sein. Bei den

Digitized by Google

Spartanern mochten freilich die Gesetzgeber auch noch auf andern Wegen darauf hingewirkt haben, dem Schilde eine besondre Heiligkeit zu verschaffen. Denn war nicht das Schild die Wiege des spartanischen Knaben und war es nicht die Bahre des in blutiger Feldschlacht Gefallnen? Daher jene vorzügliche Verehrung des Schildes, die bei ihnen so weit gieng, dass Archilochus wegen folgender Verse aus Sparta vertrieben worden sein soll:

Besser dünkt mir der Waffen Verlust, als dem Tod zu erliegen,
Für das verlorene Schild bietet ein anders sich dar *).

Hauptsächlich aber mag zu der Entstehung jenes Grundsatzes der richtige Gedanke beigetragen haben, dass allerdings fast immer das Wegwerfen des Schildes ein grösseres Zeichen von Feigheit ist, als der Verlust irgend einer andern Waffe. Denn wer anders als der besinnungslose Feige kann in dem Augenblicke der Gefahr sich des einzigen Mittels entäussern, das ihm noch Schutz und Hoffnung darbot und aus welchem andern Zwecke kann es geschehen, als aus der Absicht, durch Flucht sich zu retten? Es konnte ein Beweis des ungestümsten Muthes sein, wenn ein Held, blos dem Schwerte vertrauend, das Schild gar nicht mitnahm, wie man denn wenigstens Beispiele hat, dass Anführer aus ähnlichen Gründen sich keines Helmes bedienten. Aber das Wegwerfen des Schildes im Gedränge des Kampfes konnte fast nur aus Feigheit ge-

*) Ich kenne sie blos lateinisch:

At carnisse armis, quam mortem occumbere praestat,
Aegide projecta mox melior dabitur.

Wenn ich aber nicht irre, kommen sie auch in einer Schrift des Plutarch vor.

Digitized by Google

schehen. Dass aber bei den Deutschen die Feigheit zu den entehrendsten Lastern gezählt wurde, ist um so natürlicher, je mehr nur der Krieg, der ihr Gewerbe war, das Mittel darbot, sich Ruhm und Ehre zu erwerben, nur er der Gegenstand ihrer Gedanken und Gespräche sein mochte. Auch mochten die Leiter des Volkes im Ganzen, wie die Hausväter im Einzelnen, einen solchen Glauben um so lieber zu nähren und zu erhalten suchen, als eben in ihm der Muth und die Standhaftigkeit der Ihrigen die festeste Begründung fand. Denn sonst dachten die Deutschen noch hell und natürlich genug, ein freiwilliges Zurückgehn im Kampfe, sobald es nur in der Absicht geschah, mit erneuten Kräften den Feind zu bedrängen, eher für ein Merkmal der Klugheit, als der Furcht zu halten. Und wenn keine Hoffnung zum Siege mehr blieb, dann flohen auch die Krieger der Deutschen. Als Ariovist geschlagen war, eilte die Masse seines Volkes in zitternder Hast, sich über den Rhein zu retten und Viele kamen auf der Flucht um.

E. Die Ehre.

Es giebt einige geistige Eigenthümlichkeiten des Menschen, welche uns, wenn wir ihn, so weit es uns vergönnt ist, frei von der Verbindung mit irdischen Banden betrachten wollen, störend, ja unsern Unwillen erregend entgegentreten, ohne dass wir sie geradezu Laster nennen könnten. Vielmehr müssen wir, wenn wir uns den Menschen in seinen einmal gegebnen Verhältnissen waltend denken, eingestehen, dass sie unumgänglich nöthig sind. Hierher rechne ich den Selbsterhaltungstrieb oder Egoismus, von dem unter

Digitized by Google

andern Seume sagt: „Die hellste und unpartheilichste Philosophie muss gestehen, dass Egoismus das Grundprincip aller unsrer Gesinnungen und Handlungen, folglich unsre Moralität sei. Aber wehe dem kalten Vernunftmenschen, der dieses Resultat seiner Untersuchungen beständig eingedenk mit sich herumträgt. Es ist die grösste Wohlthat des Schöpfers, dass wir so oft Dinge vergessen, deren nackte Wahrheit unserm Herzen seine wohlthätige leidenschaftliche Wärme nehmen, und uns statt des grossen Enthusiasmus für alles Gute, oft nur eine engbrüstige Selbstsucht geben würde.“ Mehr als von irgend etwas gilt diess auch von der Ehre. Es ist ein Leichtes, darzuthun, dass die Ehre nur eine innre, ein in unsern eignem Bewusstsein gegründetes Gefühl sei, dass sie deshalb keiner äussern Anerkennung bedürfe, dass sie uns eben so wenig entrissen werden könne, als irgend ein andrer geistiger Vorzug, dass daher jedes Verlangen nach äussrer Anerkennung, jedes Sprechen von Verlust und Wiedererlangung der Ehre verwerflich, ja lächerlich erscheine. Allein Alle die diess thun, vergessen den Standpunkt des Menschen; sie entrücken ihn dem Erdenleben. Es erscheint mir daher die Ehre, wie einige andre Eigenthümlichkeiten des Menschen, gleichsam als Vermittlerin zwischen dem Irdischen und Etwas Höhern, oder als eins von den Banden, die den Menschen als rein geistiges Wesen gedacht an dieses Leben ketten, und daher als nöthig. Wer die Bestimmung des Menschen in seine weitere geistige Ausbildung setzt, und dann einen Blick auf das Treiben der Menschheit wirft, wie es meist nur nach dem täglichen Unterhalte des Körpers zielt und oft gezwungen ist, nur diesem seine Kraft zu widmen, um nur wenigstens das kahle Leben zu erhalten, der wird gewiss diese harte Noth-

Digitized by Google

wendigkeit aus dem menschlichen Leben verbannt sehen wollen. Aber gesetzt es wäre möglich. Bliebe dann unser Leben noch das irdische? Der Zweck dieser harten Nothwendigkeit ist, den Glauben an ein vollkommneres Leben in uns zu befestigen. Unser Theil ist, diese Hindernisse männlich zu bekämpfen, zu besiegen, nicht aber sie unbesiegt zu verbannen. So ist es hier überall: Nichts ist vollkommen, aber Alles hat seinen guten Grund. Die Ehre ist eins der Gefühle, welche in der Brust des natürlichen Menschen am tiefsten Wurzel geschlagen haben, und nur bei dem Edelsten, Gebildetsten und bei dem Gemeinsten, Verabscheuungswürdigen ist von keiner äussern Anerkennung derselben mehr die Rede. So berühren sich auch hier die Extreme, und nur die Beweggründe ziehen die Kluft zwischen Jenem und Diesem. So findet man auch heutzutage noch hier und da Menschen, welche auf Ehre, wie man zu sagen pflegt, halten; allein häufig ist es nur ein Schein, durch den sie sich selbst betrügen. Ich kenne selbst Personen, die wegen der Beschuldigung eines Diebstahls in eine Art von Schwermuth verfielen, nicht weil ihnen die That so grässlich vorkam, sondern weil ihre Ehre und hier ihre Ehrlichkeit nicht mehr anerkannt werden sollte. Diess ist nun schon nicht mehr das Wahre, aber doch noch Etwas. Freilich, lautet eine andre Redensart, setzen manche Menschen ihre Ehre in sonderbare Dinge, und wer weiss nicht von seinen Kinderjahren her noch aus der Vorrede zum Nepos, was dieser hierüber Erbauliches von den Ansichten verschiedner Völker sagt. Selbst in einzelnen Ständen ist etwas häufig Ehrensache, was es in andern nicht ist; vorzüglich bei uns Deutschen, die wir sonst so viel auf Ehre hielten.

Ganz besonders sind hier aber die Ehrenstrafen zu

Digitized by Google

erwähnen, und es ist merkwürdig, welche Gleichgültigkeit gegen diese namentlich bei den sogenannten Gebildeten herrscht. Die Vorrechte, die jungfräuliche Bräute nach Landessitte vor den Andern haben und auf die früher so streng gehalten wurde, sind sie nicht so herabgesunken, dass man sich ihrer sogar, wenn man kann, nicht mehr bedient, geschweige stolz darauf wäre, sie als ehrende Rechte vor Andern zu geniessen. Wie überall, wo es das Alte betrifft, schüttet man, um mit dem Sprüchworte zu reden, das Kind mit dem Bade aus, und statt dem, was etwa wirklich unpassend und veraltet ist, sinnreich abzuhelfen, verspottet und verdrängt man lieber das Ganze.

Was ist ein Volk mit Ehre, und was ein Haufe feiler Sklaven! Zu Letztern aber ist das Volk herabgewürdigt, wenn in seinem Strafgesetzbuche aus gutem Grunde keine Ehrenstrafen mehr Platz finden. Denn Ehrenstrafen können bei jedem Volke vorkommen, nur müssen sie dem Charakter des Volks angemessen sein. Gut sind sie stets, denn sie verhüten wenigstens, dass die Ehre im Volke nicht ganz untergehe. Je empfänglicher das Volk für Ehre ist, desto reiner können sie sein und nur in Entziehung ehrender Vorrechte bestehen. Wenn man aber über dergleichen Vorrechte gleichgültig denkt, so müssen die Ehrenstrafen anders eingerichtet werden und von solchen Vortheilen ausschliessen, die wirklich als solche anerkannt sind. So würde es für unsre Zeiten eine zweckmässige Ehrenstrafe sein, von einträglichen Aemtern auszuschliessen. Meist schliesst man aber den Ehrlosen von solchen Aemtern aus, welche nicht einträglich sind, worüber dann der Ehrlose sogar froh ist, indem er gegen diese Nichtachtung gleichgültig bleibt, z. B. bei der Vormundschaft, der Zeugenfähigkeit, die lediglich nach der Zu-

Digitized by Google

verlässigkeit der Person beurtheilt werden sollte. Ueberhaupt sind Ehrenstrafen, welche mehr dem gemeinen Wesen, als dem Ehrlosen selbst schaden, unklug. Wie unzweckmässig ist es z. B., dem Holzdiebe als Ehrenstrafe die Zeugenfähigkeit zu nehmen, da Dieser doch ein wahrheitsliebender Mann sein kann und es oft ist, weil in gewissen Gegenden fast jeder Arme sein Holz auf diesem Wege holt.

Wo man mit einigen Stücken Geld härter straft, als mit dem Verluste ehrender Vorzüge, da sagt der alte Deutsche mit Recht: Ehre verloren, Alles verloren! So dachten auch die Deutschen nach Tacitus Mittheilung. Im Mittelalter hielt sich diese Ansicht noch gar sehr in Ansehn. Ehrlosigkeit war eine schwere Strafe und der freie Mann, der sein Ehrenwort gegeben hatte, hielt diess mehr und für sicherere Bürgschaft, als Brief und Siegel, als Bürge und Unterpfand. Da war man aber auch sinnreich genug in Erfindung von die Ehre in Anspruch nehmenden Strafen, und der Ritter, der sich unter Ausstellung eines Schandgemäldes zur Zahlung anheischig gemacht hatte, zahlte sicher.

Weil die Deutschen so viel auf Ehre gaben, so hatten sie auch einen Hang, allerhand Gewerbe für ehrenkränkend zu halten; wogegen selbst das Steuern der Reichsgesetze nicht genug half. Man rechnete hierher: Schäfer, Nachtwächter, Leinweber, besonders aber Polizeifandlanger, und allerhand Gaukler, oder wie man auch liest: Leute, die mit dem Lotterholze und Himmelreiche herumzogen und Hunde tanzen liessen. Es hat sich dieser alte Starrsinn mit der Verfeinerung allmälig verloren, und wenn schon die Römer ihre Schauspieler, was auch in Deutschland in jener Zeit Beifall zu finden schien, zu den Ehrlosen zählten, so sind wir nicht nur davon zurückgekommen, weil der leichte,

Digitized by Google

ihnen eigne Lebenswandel guter Ton heisst, sondern es erheben auch ästhetische Städte und Menschen Schauspieler, namentlich aber Schauspielerinnen, über alles was Mensch heisst, und zwar vielleicht insofern mit etwas Recht, als sie, gleich einem Theaterfeuer, nach wenig Monden zu ihres Gleichen in die Vergessenheit gewandert sind. Das Lob des Tacitus, dass die Deutschen Frauen, die weise waren, Grosses thaten, ja Schlachtordnungen der Männer wiederherstellten und die Freiheit des Volkes begründeten, freilich noch keine grossen Sängerinnen, doch nicht aus Schmeichelei gleichsam zu Göttinnen machten, haben wir kein Recht mehr, auf uns zu beziehen. Von gewissen Polizeidienern gilt das alte Vorurtheil um so weniger, da Jeder weiss, zu welchem Ansehn in neuerer Zeit die Polizei gestiegen ist. Durch Polizei befördert man das Wohl der Staaten und der Menschheit. Dann erst darf man die Feldfrüchte sorglos geniessen, wenn sie vorher die Polizei für geniessbar erklärte. Solche Ehrenmänner können also nicht mehr, das versteht sich von selbst, anrüchig sein, um hier des alten Ausdrucks uns zu bedienen. Im Gegentheile scheint der innere Schauer, der uns erfasst, wenn wir erfahren, dass eine Sache der Polizei anheimgefallen sei, oder das plötzliche Verstummen der Fröhlichkeit, wenn Jene einem heitern Kreise sich nähert, die Wirkung einer besondern Ehrfurcht vor ihr. W.

Digitized by Google

Siebentes Capitel.

Die Könige *) nehmen sie aus dem Adel **), die Heerführer aus den Tapfersten. Doch haben die Könige keine unbeschränkte oder freie Gewalt; und auch die Führer, die mehr durch ihr Beispiel, als durch Feldherrngewalt das Heer leiten, befehligen, wenn sie mit kecker Geistesgegenwart und vor der Schlachtreihe vorstrahlend handeln, durch bewundernswerthe Thaten ***). Sodann, hinzurichten und zu fesseln, selbst nur zu schlagen steht einzig den Priestern ****) zu. Denn es geschieht nicht wie zur Strafe, noch auf des Heerführers Befehl, sondern wie auf des Gottes Gebot, von dem sie glauben, dass er den Kämpfenden nahe sei; weshalb sie auch den Hainen entnommne Bilder und Zeichen mit in die Schlacht führen †). Was aber vorzüglicher Sporn der Tapferkeit ist, nicht Zufall oder Ungefähr bildet Geschwader und Keil, sondern Geschlechter und Verwandtschaften ††). Und ihre theuern Kleinode sind in der Nähe, von wo der Weiber Geheul, der

*) Siehe Cap. 7. A.

**) Siehe Cap. 7. B.

***) Andre: führen zur Bewunderung an.

****) Ueber die Strafen siehe Cap. 12. A.; über die Priester, Cap. 10. B.

†) Siehe Cap. 7. C.

††) *Propinquitates* geht vielleicht auch auf die Markgenossenschaft. Siehe Cap. 26. B.

Digitized by Google

Kinder Geschrei zu hören ist. Diess sind für Jeden die heiligsten Zeugen, die grössten Lobredner. Der Sorge der Mütter und Gattinnen vertrauen sie ihre Wunden und nicht scheuen sich diese, die Streiche zu zählen und zu würdern *). Auch Speise und Zuspruch spenden sie den Streitenden.

A. Die Könige.

Ein Hauptzug in dem Charakter der Deutschen war die Unabhängigkeit; sie wollten Niemand unterthänig sein, wünschten aber auch Niemand als Oberhaupt wegen gemeinsamer Unternehmungen. Daher sind sie auch weder als eroberndes Volk aufgetreten, wenn sie nicht Noth zwang, noch liessen sie sich von Fremden unterjochen, und hätte den Deutschen nicht ihre Stellung durch das Mittelalter hindurch eine politische Grösse gewisser Maasen aufgedrungen, so würden sie sich gewiss weniger als andre Völker in politische Welthändel gemischt haben. Bei einem solchen Charakter konnte auch das Königliche Ansehn nicht eben sehr gedeihen, und in Deutschland war daher in der ältesten Zeit eine mehr republikanische als monarchische Verfassung, wenn gleich wohl nicht Ein deutscher Staat der Zeit als wahre Republik angesehen werden kann, weil von jeher die Macht, so weit sie die Deutschen auf Einen übertrugen, bei einem ausgezeich-

*) Wer: *exfúgere* statt: *exigere* liest, übersetzt: die Wunden aussaugen. Diess verträgt sich aber nicht mit der Bedeutung des Wortes: *plagas*, was keine offnen Wunden bezeichnet.

neten Geschlechte abwechselnd war. Es scheinen daher die Deutschen auch nie den Königen eine solche Bewunderung gezollt und in ihnen und ihrem Ruhme so gelebt zu haben, wie die Franzosen bis zur Zeit vor der Revolution. Indess, da nach einem alten Sprüchworte mit grossen Herrn nicht gut Kirschen essen ist, so lassen wir diese Sache auf sich beruhen und wenden uns zu dem, was Tacitus über die damaligen Könige berichtet. Es scheint nach sorgfältiger Vergleichung der Stellen, die sich bei unserm Schriftsteller hin und wieder über die Könige der Deutschen finden, als sei er mit sich selbst bei diesem Punkte nicht ganz im Klaren gewesen; denn die Berichte mochten verschieden lauten. Nach unserm Dafürhalten gab es mit einigen Ausnahmen bei den Deutschen der Zeit keine wahren, eigentlichen Könige; denn die Benennung ohne die Sache bleibt doch nur Name. Zur Bestärkung des Satzes dieses. Hätten die Deutschen Könige mit königlicher Macht gehabt, so müsste diese vor Allen im Kriege sichtbar gewesen sein. Allein eben hier sagt Tacitus, dass nicht die Könige, sondern die Tapfersten aus den Angesehensten im Volke das Heer geführt hätten. Nirgends lesen wir auch, dass die Könige das Volk zum Kriege aufboten, es versteht sich, einzelne Beispiele und die spätere Zeit abgerechnet. So konnten die Könige auch im Frieden keine Gesetze geben; selbst gemeine, wichtige Beschlüsse giengen nicht von ihnen aus, sondern vom Volke. An äussre Ehre, eine Art von Hof, Erheben von Steuern ist gar nicht zu denken. Was sollen wir nun nach diesen Thatsachen unter den Königen, deren Tacitus doch Erwähnung thut, verstehen? Tacitus selbst beantwortet diese Frage so, dass er sie eigentlich Schattenkönige, wenn wir nehmlich einen Orientalischen ihnen entgegenstellen, nennte.

Digitized by Google

Uebrigens spricht unser Gewährsmann noch von Völkern, welche gar keine Könige hatten, und deren mochte es nicht wenige geben. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, dass Völker eine Zeit lang Könige hatten und dann wieder keine; diess war dann namentlich der Fall, wenn durch Zufall z. B. durch Tod im Kriege die einzelnen Fürsten bis auf Einen vernichtet waren und Dieser dann die übrigen vertrat. Allein auch dann vermochte er nicht mehr, als die Einzelnen zusammen und stand daher doch unter der allgemeinen Versammlung, wenn er sich nicht etwa durch Persönlichkeit und bei äusserer Noth mehr Macht zu verschaffen wusste. So bei Ariovist, bei Marbod. Merkwürdig bleibt das Beispiel Hermanns und die darauf folgende Einsetzung des Königs Italicus. Doch muss man zugeben, dass bei einzelnen norddeutschen Völkern das Ansehn und die Gewalt der Könige grösser war. Jedoch finden wir ihr Bild auf die von uns angegebene Art gezeichnet, wenn Tacitus von den Deutschen im Allgemeinen spricht. W.

B. Der Adel und die Fürsten.

Die Freiheit gab bei den Deutschen einzig die Geburt, den Adel erwarb Der, welcher aus der freien Masse des Volks hervorstrat, durch Geistesgaben, Verdienste, Grundreichthum ausgezeichnet; er konnte ihn fortpflanzen auf seine Nachkommen; vermochten diese aber ihn nicht zu erhalten, so traten sie auch wieder hinab in die Masse der Freien. Die Fürsten, denn diese dürfte noch am ersten im Allgemeinen die Principes des Tacitus ausdrücken, wurden es aber weder durch Geburt, noch durch bloses Verdienst, sondern sie wurden es durch die Wahl, wie Tacitus an mehreren

Orten sagt. Sie wurden aber nicht stets aus dem Adel, sondern auch aus den Gemeinfreien gewählt, wenn die Verhältnisse es so mit sich brachten; man möchte sonst alles Emporkommen neuer Familien für damalige Zeit läugnen. Man wird darin auch nichts seltsames finden, sobald man nur nicht von vorn herein auf dem falschen Wege ist und den Adel für einen abgeschlossnen Erbadel hält. Die Erblichkeit des Adels war durch seine eignen Verhältnisse bedingt, die der Fürsten aber noch mehr, ja eigentlich fast nur zufällig. Der Adelige galt, wenn man diess Wort nicht missverstehen will, rechtlich nicht mehr als jeder Freie; nur durch sein Verdienst, seinen Reichthum machte er sich im Gemeinwesen sichtbarer, als der minder begabte. Man denke dabei an die grossen und angesehnen Bauern einer heutigen Dorfgemeinde, an die reichen und ausgezeichneten Bürger in einer Stadt. Wer und was war aber nun ein gewählter Fürst? Dass sie sehr verschieden waren, leuchtet wohl Jedem von selbst ein. Steigt man nun herab in die spätre Zeit, und findet da, dass alle Aemter, alle Würden entweder erblich waren oder durch Wahl und Ertheilung verliehen wurden, und will man diess auch auf die frühern Zeiten anwenden, sieht dann aber, dass die Geburt dennoch jene noch nicht gab, so überzeugt man sich, dass nichts übrig blieb, um Aemter und Würden zu erlangen, als Ertheilung derselben durch Wahl. Wie aber Bischöffe gewählt wurden, ohne dass sie Sprengel und Amt hatten, wie in den Wiegen schon Knaben zu Fürsten und Königen bestimmter Länder ernannt wurden, so erwählten auch die alten Deutschen schon Knaben wegen ihres ausgezeichneten Adels, wegen der Verdienste ihrer Väter, um diese noch im Grabe zu ehren, wenn es vielleicht im Leben weniger geschehen war, zu Für-

Digitized by Google

sten. Allein Diese waren nie und nimmermehr Anführer im Kriege, Vorsitzer in der Versammlung, Rechtsprecher in den Gauen u. s. w., sondern sie hatten blos, nach unserer Art zu reden, den Titel: Fürst, der aber nicht wie heutzutage leerer Schall war, sondern mit der Zeit auch die Rechte des Fürsten ertheilte. Diese Fürstenknaben bildeten sich erst aus und verschmähten es selbst nicht, in dem Geleite eines erfahrnen Fürsten zu stehen. Ich halte daher diese Fürsten mehr für einen geschlossnen Stand, als den der Adel und die Freien bildeten. In einer solchen Wahl lag aber offenbar der erste Schritt zum Sturze der alten Freiheit; denn man erkannte dadurch bestimmte Geschlechter als über andre erhaben an, und der als Knabe Gewählte konnte sich so bilden, dass man ihn später nicht gewählt haben würde, wo es aber zu spät war.

Die Leitung des Gemeinwesens im Kriege und im Frieden war bei den Fürsten, wiewohl die eigentliche Macht dem Volke verblieb.

Tacitus nennt Heerführer im Kriege, und sagt, dass sie aus den Tapfersten, wie natürlich, ausgelesen würden. Dass man hier in dem Dux keine Anspielung auf die spätre herzogliche Würde finden kann, wird Jeder, der nur einiger Maasen mit der Sprache und deutschen Geschichte bekannt ist, zugeben, da ja die Ausbildung der deutschen herzoglichen Würde erst in die Zeit der Karolinger fällt. Allein Fürsten waren diese Anführer im Kriege auf jeden Fall, und mag man nun Bestimmte aus den schon gewählten Fürsten zu Anführern ernannt, oder auch erst sie zu Fürsten und zugleich zu Heerführern bestellt haben, den Fürsten stehen sie nicht entgegen, noch weniger unter ihnen. Wollte man diess nicht so nehmen, so liesse sich wohl auch die Frage,

Digitized by Google

was dann die Fürsten im Kriege gemacht hätten, schwerer beantworten. Tacitus will nichts weiter sagen, als: die Könige, wo sie vorkommen, wählen sie mehr aus ausgezeichnet adeligen Geschlechtern, ohne auf grosse Eigenschaften zu sehen — Deutschland war also damals schon ein Wahlreich — die Heerführer aber nach der Brauchbarkeit.

Ebenfalls Fürsten waren die, welche das Gefolge anführten und mit diesem zu Felde zogen.

Ebenfalls Fürsten, und oft gewiss dieselben waren es, die im Frieden durch Gaue und Dörfer das Recht sprachen.

Die Fürsten leiteten eben so die Volksversammlung und entschieden über minder wichtige Angelegenheiten des Gemeinwesens selbst.

Die Fürsten erhielten endlich auch von benachbarten Völkern Geschenke als Ehrenbezeigungen; sie erhielten aber auch selbst von ihrem Stamme Unterstützungen und Geschenke aller Art. Diese würden zwar freiwillig gegeben; da sie indess Mann für Mann gereicht wurden, so weiss man ja recht gut, was es sagen will, wenn sich der Eine anschliesst, und wie oft ein sogenannter freier Wille mehr Nothwendigkeit in sich enthält, als das wirkliche Gesetz, bei dem dann die Ansicht des Geschenks ganz hinwegfällt. Ferner ist es bekannt, dass gar bald aus fortwährend wiewohl freiwillig gegebnen Geschenken ein Zwang entstehn. Dass daher bei dem Allen Steuern und Abgaben den Deutschen doch so lange fremd blieben, hat wohl seinen Grund in der Hartnäckigkeit unsrer Vorväter, und in den ungemessnen Eroberungen der Könige in spätrer Zeit, die sie für sich als Privatgut behielten.

Diese Fürsten standen also da, wo keine Könige waren, an der Spitze des Ganzen. Ihr Verhältniss zu

Digitized by Google

einander konnte kein rechtlich untergeordnetes sein, da vielmehr jeder mit dem Titel Fürst Beehrte der Oberste im Volke war. Sie scheinen vielmehr eine Art Collegium gebildet zu haben, in dem Der gerade das Meiste galt, der der Klügste war und dem die Sache, die eben verhandelt werden sollte, am nächsten lag. Ihre Thätigkeit mochte sich am meisten im Kriege zeigen und im Frieden hatte wohl Keiner einen bestimmten Wirkungskreis, als der, welcher durch die Gaue den Rechtsprechen vorsass. Von diesen hatte auch damals jeder Gau, wie später von den Grafen, nur Einen, und diesen Fürsten kann man auch als den spätern Gaugrafen mit Recht ansehen, nicht aber alle Fürsten. Ob es gleich nicht zu bestimmen ist, wie viel Fürsten in einem Gaue und Staate waren, und es gewiss auch oft wechseln mochte, so waren doch wahrscheinlich in jedem Gaue deren Mehrere. Als überhaupt später die Könige, namentlich die fränkischen, so mächtig auftraten, waren diese Fürsten nicht mehr die Ersten im Volke. Sie standen vielmehr unter dem Könige; es wurden die königlichen Verwandten mehr als andere begünstigt, und das Volk wählte sie nicht mehr wie früher. Da hatte sich auch das Lehnsverhältniss ausgebildet, und so hiengen die ehemals freien, oder nur der Gesammtmasse des Volks unterworfnen Fürsten selbst als Vasallen des Königs von ihm ab. Die Heerführer wurden mit dem herzoglichen Amte belehen, die andern mit dem Grafenamte; die früher auf eigne Faust das Gefolge aufgerufen hatten, erschienen jetzt als Vasallen mit Aftervasallen im Heere des Königs. An die Stelle des Volks war der König getreten. Dem Volke dienten sie einst freiwillig, an den König kettete sie der Eid. Das Volk erhob den, von dem es das allgemeine Wohl hoffte, der König den, von dem er sein Interesse

Digitized by Google

gefördert glaubte. Früher vertraten die Fürsten das Volk, jetzt vertritt sie der König!

C. Die Gottesfahne.

Diese Stelle hat Möser als Beweis angesehn, dass der deutsche Heerbann nur unter der Gottesfahne in die Schlacht gezogen sei, dass er folglich von keinem Einzelnen aufgerufen werden konnte, vielmehr jeder Krieg unter der Anführung der Gottheit vollzogen wurde. Andre dagegen haben diese Erklärung ganz verworfen und beziehen die Worte des Tacitus blos auf Bilder von Thieren und ähnliche Gegenstände, die ohne besondre religiöse Bedeutung als Feldzeichen gebraucht worden wären. Die letzte Meinung wird schon durch die Verbindung dieses Satzes mit dem vorigen des Tacitus widerlegt, und vielleicht könnten auch die unten erwähnten ehernen Stiere der Cimbern als Gegengrund angeführt werden. Was jedoch Mösers Ansicht betrifft, so können wir, indem wir einige Folgerungen derselben, wiewohl sie aus andern Grundsätzen abzuleiten scheinen, nicht gerade zu verwerfen gedenken, doch mit der Beweiskraft unsrer Stelle dafür uns nicht vereinigen. Denn keinesweges liegt in derselben der Gedanke, dass die Deutschen nur unter diesen Zeichen in das Feld gezogen seien, wofür auch noch andre geschichtliche Zeugnisse dasein müssten, und auch die ganze Erklärung, nach welcher diese Bilder als Feldzeichen und zwar als Gottesfahnen gedient haben sollen, scheint nicht zu erweisen. Die ganze hierher gehörige Stelle, in der Tacitus überhaupt alle die Umstände anzählt, welche die Deutschen zur Tapferkeit in der Schlacht anfeuerten, scheint vielmehr auf die Ansicht hinzufüh-

Digitized by Google

ren, dass die Deutschen ihre Ueberzeugung von der persönlichen Gegenwart ihrer Götter bei dem Kampfe auch durch die Mitnahme der rohen, in heiligen Wäldern aufbewahrten Götterbilder und Symbole zu befestigen suchten. Wie der Deutsche unter den Augen seiner Frau und Kinder kämpfte, so sollte er auch seine Götter sich nahe glauben, sie für Zeugen seines Muthes und seiner Thaten halten. War die heilige Bundeslade der Israeliten ein Feldzeichen? War sie nicht vielmehr eine versinnlichende Darstellung der Allgegenwart Gottes? Liegt in der Stelle des Tacitus ein Beweis, dass nicht auch bei kühnen Unternehmungen blöser Gefolge solche Zeichen die Krieger begleiteten? Will man etwa, um eine unbegründete Annahme durch eine zweite, noch unbegründetere zu stützen, die einfachen Symbole der Götter für Nationaleigenthum der einzelnen Stämme erklären? Mit aus dem Zusammenhange herausgerissnen Stellen kann man Alles beweisen. Hier aber war freilich die kurz vorhergehende Bemerkung des Tacitus doppelt verführerisch.

Achtes Capitel.

Die Sage berichtet, dass einigemal Schlachtreihen, die schon im Weichen und Wanken begriffen gewesen, von den Frauen *) hergestellt seien, durch unablässiges Bitten und Vorhalten der Brüste und durch die Erinnerung, wie nahe

*) Siehe Cap. 8. A.

Digitized by Google

ihnen die Gefangenschaft drohe. Denn diese fürchten sie mit weit grösserer Scheu in Betreff ihrer Frauen. Deshalb werden die Glieder der Staaten zu festerer Treue verbunden, die zu Geisseln *) auch edle Jungfrauen stellen müssen. Ja sie glauben, dass den Frauen sogar etwas Heiliges und Prophetisches inwohne und sie verachten weder ihre Rathschläge, noch sind sie gleichgültig gegen ihre Antworten. Wir haben unter dem Divus Vespasianus die Velleda **) gesehen, welche von Vielen lange wie eine Gottheit gehalten wurde. Aber auch vordem die Aurinia und einige Andre haben sie verehrt, nicht durch Schmeichelei, noch gleich als machten sie sie zu Göttinnen ***).

A. Die deutschen Frauen.

O! sagt mir doch, wo Weinsberg liegt.
Bürger.

Wenn der forschende Geist kalter Beurtheiler manche bewunderte Einrichtung unsrer Urväter als nie vorhanden gewesen, als Gebild partheiischer Vorliebe dargestellt hat, wenn ruhig denkende Männer andre edle Eigenschaften dieser Völker, die wir gewohnt waren, ihrer Tugend zum Verdienste anzurechnen, als Ge-

*) Siehe Cap. 8. B.
**) Siehe Cap. 8. C.
***) Andre verstehen die Stelle so: noch gleich als machten sie sie erst zu Göttinnen (wie die Römer, da sie es doch in dem Glauben des Volks wirklich waren).

Digitized by Google

schenk der Natur, als aus ihrer Lage natürlich hervorgegangen erkannten, so bleiben doch noch viele Züge übrig, die durch alle Jahrhunderte der deutschen Geschichte wie liebliche Sterne durch die Nacht hindurchschimmern und sich zu einem strahlenden Ehrenkranze um die Stirne unsrer Väter flechten. Dahin gehört namentlich die Lage des weiblichen Geschlechts bei Deutschlands Stämmen, und wenn es wahr ist, dass, je mehr eine Nation den Frauen die Achtung zollt, die ihnen gebührt, je zarter die Bestimmungen sind, die Gesetze und Sitten über ihre Stellung treffen, und je reiner überhaupt das Verhältniss beider Geschlechter erscheint, desto höher der Standpunkt sittlicher Mündigkeit ist, auf dem eine solche Nation steht, so ragen die Deutschen ohne Frage über die gefeiertsten Völker des Alterthums hervor. Diess war kein bloses Geschenk der Natur. Denn fast bei allen Völkern, die dem Naturzustande nahe sind, wenn nicht vielleicht Schwäche und leidende Gutmüthigkeit ihr Charakter ist, wie bei den Bewohnern der Südseeinseln, wenn vielmehr, wie bei den Deutschen, die Kraft des Mannes gilt und entscheidet, zeigt sich auch ein Verhältniss tiefer Abhängigkeit der Frau unter den Willen des Mannes und unter das Gebot seiner rohen Naturkraft. Es kann hier nicht der Ort sein, alle die rohen, sinnlosen Einrichtungen aufzuzählen, die männlicher Stolz bei den wilden Bewohnern entlegner Länder ertrotzt hat. Lichtenberg, der gutmüthige Weiberhasser, ist mir hier schon zuvorgekommen. Es giebt Völker, bei denen das Weib nicht mit dem Manne essen, andre, wo es nicht in seiner Wohnung schlafen darf; bei manchen darf es nur knieend, bei manchen gar nicht mit ihm sprechen. Aber nicht blos bei einzelnen rohen Volksstämmen erhielten sich so unnatürliche Gewohnheiten. Der Charakter des

Digitized by Google

ganzen Orients ist es, das Weib als Sklavin des Mannes, als blosen Gegenstand seiner Sinnlichkeit, als Sache zu betrachten. Und haben nicht Anhänger des Mohamed ihm sogar die Unsterblichkeit abgesprochen gewagt? Es war des Geistes der stolzen Römer würdig, das Weib dem Herrscherwillen des Mannes zu unterwerfen, ihm den Antheil an öffentlichen Geschäften, ja den Aufenthalt auf dem Forum zu verwehren. Selbst die milden, gesitteten Griechen verbannten ihre Frauen in die einsamen, freudenlosen Gynäceen, und nur die weiblichen Wesen scheinen ein freies und glückliches Leben unter ihnen geführt zu haben, die die Gränzen sittiger Weiblichkeit überschreitend auf den schönen Namen der Hausfrau verzichteten und als Freundinnen der Lenker des Staates lebten. Denn mit so schönen Farben ward das Laster übertüncht! Eine Ausnahme scheinen jedoch die Spartaner gemacht zu haben, durch Lykurgs kräftige Institute in einigen Verhältnissen auf Sitten geleitet, die denen ähnlich waren, welche die Deutschen aus den Händen der Natur empfingen. Die Nachbarn der Deutschen, die Gallier selbst hatten das Recht über Leben und Tod ihrer Weiber und behandelten sie als Sklavinnen ihres Willens. Um so achtbarer, um so bewundernswerther stehen die Deutschen da, die zuerst die Namen der Jungfrau und der Gattin mit dem heiligen Kranze der Achtung umflochten. Indem sie auf die stolzen Rechte der Stärke verzichteten, erwarben sie sich Freundinnen in Leben und Tod, heiligten sie das Familienleben mit der zartesten Weihe der Liebe, führten sie eine Reihe der süssesten und dauerndsten Gefühle in das Leben ein. —

Die Frucht einer keuschen Ehe erbte das deutsche Mädchen von ihrem Vater die Kraft, von ihrer Mutter

Digitized by Google

die Milde. Von der eignen Brust der Mutter gesäugt, fiel sie nicht der Aufsicht, noch der Pflege herzloser Miethlinge anheim, und mütterliche Sorgfalt bewachte ihr fröhliches Aufblühen. Von keiner zärtlichen Aengstlichkeit verweichlicht, nahm sie Theil an den Spielen und Uebungen des Knaben, trug sie das Ungemach des Himmels und die Beschwerden des Bodens, wuchs sie auf unter dem freien Schirme der Natur, ihren Körper zu fester, dauernder Gesundheit stählend und früh schon sich befähigend, die Gefahren des Mannes zu theilen, und so ward ihr auch die geistige Spannkraft, die Muth giebt, Alles gefasst zu ertragen, nur die Schande nicht. Sie wurde nicht, wie die Frauen der Griechen, fern vom Umgange der Männer in abgeschlossnen Gemächern erzogen. Daher entspann sich das zarteste Verhältniss geschwisterlicher Liebe und die Gesetze brauchten nicht für den Unterhalt der Töchter zu sorgen, da, wenn kein Mann sie beglückte, brüderlicher Schutz und Schirm ihnen gewiss war *). Darum waren dem Bruder auch die Kinder der Schwester gleich eignen. — Der Dienst des Heerdes, die Bestellung der geringen Bedürfnisse des Hauses, die Pflege der treuen Hausthiere lag dem Weibe ob. Dazu leitete die wirthliche Hausfrau ihre emsigen Töchter, und wenn der Vater den Knaben im Walde

*) Möser sagt bei einer andern Gelegenheit, dass wo die Gesetze schweigen, das Wort gilt. Analog könnte man auch hierbei erinnern, dass wo die Gesetzgeber dem Edelmuthe des Bürgers vertrauen, sie selten Ursache finden, dieses Vertrauen zu bereuen, während die ängstlichen und genauen Bestimmungen derselben gern umgangen und unmuthig erfüllt werden. Wie oft sind in unsern Zeiten Erbtheilungen Grund zur Feindschaft unter Geschwistern. Denn was ein Theil dem andern abtritt, giebt er nicht mehr aus Liebe, selten aus Gefühl des Rechts, meist aus Zwang.

Digitized by Google

die Waffen schwingen lehrte und in der Kunde der Gänge des Wildes ihn unterwies, verbrachte die Jungfrau ihre Tage im arbeitsamen Streben für Haus und Hof. Der Fleiss ist der Wächter der Unschuld. Dem Manne mag es anstehn, nach gewaltigen Beschwerden der süssen Ruhe zu geniessen; der Frau, die sich im stillen Kreise oft wiederkehrender, leichter Geschäfte bewegt, ist nie ruhende Thätigkeit Pflicht und Bedürfniss. — Zucht und Sitte athmete die Liebe der Eltern. Wo das Kind nur das Rechte und Gute sieht, da kann es auch nur für Recht und Tugend entflammt werden. — So wuchs das Mädchen zur schlanken, blauäugigen, goldgelockten Jungfrau. Spät erst regten sich geheimere Wünsche in ihrer Brust, oft erst, wenn die Erfüllung gewiss war. Schauspiel, Feste, rauschende Vergnügungen waren ihr fremd, und eben so wenig kannte sie die luftigen Bilder schwärmerischer Träumereien. Daher blieb ihr Herz unbefleckt von dem Gifte der Sinnenlust und ihr Geist hell und stark, gleich fern von krankhafter Empfindelei, wie von flatterndem Leichtsinne. Keuschheit und Unschuld waren ihr Schirm und ihr Glück. Nahe stand sie den Männern, aber eben diese Nähe gab ihr Ruhe und Offenheit, und rein und zutraulich konnte sie dem Jünglinge in die Augen sehn, dessen Seele rein war, wie die ihre. Kein heimliches Briefwechsel, keine verstohlnen Verständnisse*), kein Sinnen und Wählen nach höherer Schönheit oder grösserem Ansehn. Der Jüngling, der die glückliche Braut heimführte, bekam in ihr ein reines und unbefleckter Herz, bekam sie ganz und für immer. — Wenn

*) „Kein junges Mädchen kann ein heimliches Verständniss unterhalten, ohne sich in ihren eignen und in ihres Geliebten Augen herunterzusetzen.“ *Walter Scott.*

so die Jungfrau zu höherer Reife gelangt war, wurde ihre Vermählung mit einem ihrer würdigen, an Jahren nahen, an Frische der Jugendkraft und Adel der Gesinnung gleichen Jüngling der Gegenstand der Berathungen der Väter bei ihren Zechgelagen. Unbekannt ist uns, ob noch getroffener Uebereinkunft Feierlichkeiten die Weihe des Bundes bezeichneten; ob vielleicht manche alterthümliche Sitte, die in einzelnen Thälern des Vaterlands sich erhalten hat, manche symbolische Beziehung, die bei dem Beginnen der Ehe Glück oder Unglück weissagt, Nachhall jener verklungenen Zeiten ist; von einer Beziehung der Ehe zur Religion sind nirgends Spuren *). Tacitus erwähnt blos die Sitte, dass so der Bräutigam der Braut, wie sie ihm, bei dem Eintritte in die Ehe ein Waffengeschenk bot; dass ein Geschirr Stiere, ein gezäumtes Ross, ein Schild mit Frame und Schwert der Gemalin gebracht wurden. Denn sie war einem Krieger verlobt. Keine Gabe tändelnder Spielwerke, kein eitler Schmuck, kein flimmerndes Gold sollte sie zu dem Wahne verleiten, als sei die Ehe nur ein flüchtiges, der Freude und dem Scherzen gewidmetes Verhältniss, von Gewohnheit geschlossen und mit Leichtsinn geführt. Lernen sollte sie, einen Mann als den Ihrigen betrachten, dessen Leben in stündlicher Gefahr stand, dessen Muth und kühne That ihr Stolz und ihr Ruhm, dessen feste, eherne Treue ihr Glück sein sollte. — Der Kreis ihrer Ge-

*) Erstaunen möchte mancher, als Rousseau anfing, das Kirchliche der Ehe zu läugnen. Die Deutschen konnten Jahrhunderte lang mit diesen Einschreiten der Kirche sich nicht vereinigen und ihr Widerstand brach selbst den Eigenwillen der Päpste. Die *sponsalia de praesenti* erhielten Wirkungen der Ehe. Unsre Zeit freilich bedarf noch erschütternder Feierlichkeiten, wo Wort und Treue genügen sollte.

Digitized by Google

schäfte veränderte nicht wenig. Die Besorgung der wenigen Felder, die Bestellung des Heerdes und Hofes, die Fertigung der Gewänder, Alles was sie im elterlichen Hause gesehen und geübt hatte, fiel ihrer Leitung anheim. Aber nicht untergeordnete Sklavin, nicht gleichgültige Pflegerin der Wirthschaft war sie; sie war das andre Ich des Mannes; ihr vertraute er seine Plane und seine Hoffnungen; auf ihren Rath, auf ihre Entscheidungen hörte er, in ihren Armen, in ihrem freundlichen Zuspruch fand er Trost und Stärkung nach den Beschwerden des Tages. — Sie war die Mutter seiner Kinder. Sie säugte mit liebender Seele die Früchte ihrer keuschen Ehe an eigner Brust und flößte ihnen mit der Muttermilch die frommen, sittigen Gefühle ein, die ihren eignen Busen beseelten. — Mit keiner Sklavin, keiner eifersüchtigen Nebenbuhlerin theilte sie die Liebe des Mannes, wie die unglücklichen Töchter des Orients. Der deutsche Mann hatte blos freie Liebe. Wenn auch einzelne Fürsten mehrere Frauen gehabt zu haben scheinen, so scheint doch mehr Convenienz als Neigung dazu bestimmt zu haben. Das eben giebt der Enthaltsamkeit der Deutschen den hohen Werth, dass sie nicht vom Gesetz erzwungen, sondern eine Frucht der Sitte war. Sie kannten und schätzten das Glück der reinen und ungetheilten Liebe. Denn ihre Liebe war nicht eine Geburt der Sinnlichkeit, wie bei den Griechen, nicht eine Folge der Verhältnisse, wie oft bei uns. Wird bei den Völkern, die Vielweiberei als eines der höchsten Verbrechen strafen, die eheliche Treue mehr gehalten? Die Mehrzahl der deutschen Männer weihte blos Einer Gattin ihre Kraft und ihre Liebe. Und solchen Ehen entsprossten die Männer, die den Varus schlugen! — Führte den Mann das Feuer der stürmischen Brust zur blutigen Wahlstatt, dann

Digitized by Google

folgte auch die treue Genossin seinen Gefahren. Sie sah ihn kämpfen, zitterte nicht für sein Leben, aber für seine Ehre und ihre Freiheit. Sie rief den Flüchtigen durch Schluchzen, durch Thränen, durch Bitten, durch Vermahnungen, durch Drohungen, durch Vorhalten der Brust, die seine Kinder gesäugt, durch Erinnerung an die Schande, die ihr drohe, zur Schlacht zurück. Ihre Standhaftigkeit und die mächtige Kraft der Liebe hat wankende Schlachtreihen gestählt. Denn furchtbarer, als Alles, war dem Manne der Gedanke, seine Gattin in den Händen des Feindes zu wissen.*) Den Frauen zeigten die Männer voll Stolz ihre Wunden; ihrer Pflege vertrauten sie ihre Heilung. Denn Kenntniss manches heilsamen Krautes, mancher wunderthätigen Wurzel hatten sie von ihren Müttern geerbt und übten sie freudig zur Herstellung ihres Gemals. Entschied die blutige Loosung des Kampfes gegen die Germanen, war Rettung oder Tod unmöglich, musste die edle Deutsche dem übermüthigen Sieger folgen, dennoch blieb sie ihres Volkes würdig. Mit Verachtung müssen wir auf die leichtsinnigen Geschöpfe blicken, wie sie wohl im Homer oder im griechischen Drama uns begegnen, die gleichgültig in den Armen des Siegers schlafen, der ihren Vater, ihre Brüder, ihren Gatten erschlagen und unter dem blutigen Raube auch sie als willkommne Beute entführt hat. Wie nichtig stellen jene gepriesenen Schönen vor einem deutschen Weibe da! Unfähig in das ungewohnte Joch sich zu beugen, in steter Sehnsucht nach ihren Wäldern und ihren traulichen Hütten, eher den Tod zu tragen entschlossen, als um das stolze Lächeln eines

*) So heisst es noch im Frankf. Heldenb.: die Frauen „die waren ob den wunden Und bunden ihn ihr leib."

Gebieters zu buhlen, welkte die deutsche Frau in römischer Gefangenschaft vor Gram und Heimweh dahin, und früher Tod war ihr willkommene Erlösung. Stolz das schöne Auge auf ihren schwangern Leib gesenkt, gieng Thusnelda hinter den Triumphwagen des frohlockenden Siegers einher und vielleicht erhielt sie sich blos, um das theure Pfand ihres Herrmanns zu retten. Nie hätte ein deutsches Weib in Schande gewilligt. Mit dem Verlust der Freiheit war jedes Lebensglück für sie dahin. Denn eine hohe Seele lebte in Deutschlands Töchtern. — Wie glücklich dagegen war die geliebte Gattin, die fern von den gefährlichen Römerbriegen in dunkler Abgeschiedenheit in ihrer Hütte lebte, von ihren Gatten geschützt und umringt von den Früchten ihrer Liebe. Je größer die Zahl ihrer Kinder war, desto glücklicher, desto gepriesener war sie; gewiss der Ehre unter ihrem Volke, des Schutzes und der kindlichen Pflege, wenn ihr der Tod den Gatten entriss. Unglücklich konnte sie nur durch eigne Schuld werden. Nur wenn das heilige Gelübde der Treue von ihr gebrochen wurde, harrte ihrer die gewisseste, unvermeidliche Busse: Schande, schlimmer als Tod. Aber selten waren Verbrechen in einem Lande, wo Tugend Sitte war und wo es kein höheres Glück gab, als das was eine keusche Ehe gewährte. Traf die Gattin der härteste Schlag, raubte ihr das Schwert des Feindes oder der Todesgott den Geliebten, so beklagte sie ihn in stiller Trauer und überliess den Männern die Rache. Auf der Welt war dann wenig mehr für sie; denn das Wesen war entschwunden, in dem allein sie gelebt und gewirkt hatte. Bei den Herulern soll sich die Frau auf dem Grabe des Mannes haben töden müssen. Grausam ist diese Sitte; grausamer noch, wo sie als Gebot des Gesetzes dasteht. Aber gewiss würde sie bei den

Digitized by Google

vollen Aussprüchen etwas Göttliches zu entdecken und frugen sie bei jeder dringenden Angelegenheit um Rath und Entscheidung. Wahrsagerinnen hatten die Cimbern bei sich; der Ausspruch der Frauen hielt Ariovist vom Kampfe ab; fast vergöttert wurden einzelne begeisterte Frauen, denen man eine unmittelbare Verbindung mit der Gottheit zuschrieb. —

So war das Verhältniss beider Geschlechter unendlich glücklich, keines hatte verloren, jedes gewonnen. Statt einer Sklavin hatten die deutschen Männer eine Freundin, eine Geliebte, eine Genossin in Noth und Tod, eine Gefährtin zu Rath und That. Einstelle die eitlen Reize der Sinnlichkeit, die das deutsche Weib entbehrte, welch reicher Ersatz ward ihr in dauernder Gesundheit des Körpers und Geistes, in treuer, unverbrüchlicher Anhänglichkeit, Liebe und Achtung des Gatten, in friedlicher, von Fleiss und Sitte geleiteter Ruhe im Hause, in freien, ehrenvoller Stellung im Volke geboten! Das Glück des Hauses ist die kostbare Gabe, mit der die dunklen Wälder Germaniens das weite Europa beschenkten. Die Freiheit, die Achtung, die Ehre den Frauen, sie ist deutschen Ursprungs, sie verdankt ihre feste Begründung den Zeiten, wo germanische Stämme unserm Welttheile Gesetze gaben. Und durch alle die finstern Jahrhunderte des Mittelalters hindurch gieng doch des Hauses Frieden, die stillen Freuden keuscher Liebe dem Deutschen über Alles. Soweit nur von deutscher Sitte uns Kunde zugekommen, umweht ein stiller Friede den Heerd des deutschen Mannes, Zucht und Sitte wohnte in seinen Hallen. Treue, ausharrende Liebe schlang die festesten Ketten um glückliche Gatten. Nur da sprosst häusliches Glück, nur da wächst ein edles Geschlecht zur Freude der Eltern empor, wo Liebe und Treue die ehelichen Bande

Digitized by Google

heiligen. Beispiel ist die beste Erziehung; Häuslichkeit das süsseste Glück, das festeste Band ist Vertrauen.

Uebrigens hätten die Alten uns gewiss noch Mehr eher von der Stellung des Gatten gegen die Gattin überliefert, wenn sie das Dasein von Pflichten des Mannes gegen die Frau geahnet hätten. Sie kannten keine oder nur wenige und forschten folglich auch nach keinen.

B. Von den Geisseln.

Tacitus gedenkt hier einer Einrichtung, die im Alterthum allgemein verbreitet war, die sich aber in neuern Zeiten nur in einer sehr beschränkten Beziehung erhalten hat: der Geisseln. Wir finden sie im weitern Umfange schon in den ältesten im Oriente geführten Kriegen vor, sie erscheinen in den griechischen und römischen Kämpfen und dauern noch eine Zeitlang in gleicher Ausdehnung auch unter muslimischen Völkern fort. Auch sie waren eine Frucht der Nothwendigkeit und hiengen eng mit dem ganzen Systeme der Staatseinrichtungen der Alten, so wie mit ihrer Art Kriege zu führen und zu beendigen zusammen. Mit der allmäligen Veränderung dieses Verfahrens verminderte sich auch ihre Wirksamkeit nach und nach.

Im Ganzen kommen zwei Arten von Geisseln vor. Die einen, welche als Bürgen für die richtige Erfüllung eines zwischen zwei verschiednen Staaten abgeschlossenen bestimmten Vertrages gegeben werden, die andern, welche ohne besondre Bestimmung überhaupt als fortwährende Pfänder der Treue und Unterwürfigkeit einer Nation in der Gewalt des Siegers bleiben. Wenn auch diese letzte Gattung nicht unberechtigter Gewalt entsprang, vielmehr wo sie als Sicherheit wenigstens eines

[illegible] Vertrags [illegible] der [illegible] im weitesten Sinne genommen untergeordnet bleibt, so fällt dies doch bei einem andern Verfahren weg; es walten auch sonst bedeutende Unterschiede ob, und selbst die Quellen beider sind von verschiedner Natur. Die ersten waren eine Folge des geringen innern Verbandes unter den verschiedenen Staaten, des Mangels an öffentlichem Glauben und Vertrauen. Die alten Nationen standen in einem beständigen Kriegszustande gegen einander; sie hielten sich folglich stets für berechtigt einander zu täuschen, abgezwungene Verträge nicht zu erfüllen, oder wenigstens sich gegenseitig den Glauben zu versagen und besondre Bürgschaften zu fordern, welche sie in den Geisseln fanden; die aber natürlich nun auch blos auf bestimmte Zeit und bis zur Erfüllung des Vertrags gegeben wurden, oft aus den vornehmsten Magistratspersonen gewählt waren und übrigens in keinem Verhältnisse der Unterwürfigkeit zu dem Empfänger standen. Nur bei ihnen konnte das Völkerrecht fordern, dass sie, vor Erfüllung des Hauptvertrags entflohen, zurückgegeben würden. Denn hier trat Bruch des Vertrags ein. Wie streng die Römer dieses Gesetz erfüllten, zeigt der herrliche Vorfall mit der Clölia, den Plutarch und Livius zur Ehre der Römer sowohl, als des Porsena verewigt haben. Und es war Publikolas eigne Tochter, die er zurückgab. Die grössere Verbindung, der äussere Schein von Rechtlichkeit und die anscheinend freundliche Stellung der christlichen Staaten, die im Frieden beobachtet wird, hat in unsern Zeiten die Anwendung von Geisseln entbehrlich gemacht und sie kommt höchstens noch im Kriege vor. Immer aber ist sie dann an eine getroffne Uebereinkunft gekettet und kann bei der grösseren Ausbildung unsers politischen Systems nicht füglich zwischen Staaten statt-

zung herbeizuführen. Wenn aber freilich, wie allemal geschieht, die Interessen der aufgedrungenen Beherrscher nach und nach mit dem örtlichen Vortheile der Unterthanen verschmolzen, dann forderte die alte Stellung ihre Rechte zurück und es bildeten sich wieder abgesonderte Reiche, wie in der macedonischen Weltherrschaft *). Anders aber wäre es, wenn ein unruhiges, kriegerisches Volk bekämpft werden soll. Hier sind verschiedne Wege eingeschlagen worden. Entweder musste man sich mit dem Ruhme des Sieges und der Hoffnung begnügen, dass Furcht und Erschöpfung für einige Zeit sichern werde, immer aber gerüstet bleiben, dem neuen Angriffe standhaft zu begegnen, oder man musste diesen ganz zu vermeiden suchen. Diess war aber möglich durch gänzliche Vernichtung des gefürchteten Volksstammes; ein grausames aber nicht selten ergriffenes Mittel. Die Männer wurden ermordet oder als Sklaven verkauft; letzteres geschah mit Weibern

*) Ueberhaupt lehrt die Geschichte, dass die Erwerbung eines grösseren oder gleich grossen Reiches für die erwerbende Nation wenig Vortheile gewährt. Was half es den Schotten, als ihre Könige Englands Thron bestiegen? Mit der Erwerbung dieser Krone erwarben die Stuarts auch das englische Interesse und Schottland näherte sich der Lage einer Provinz. Umsonst sagte Ludwig XIV zu Philipp von Anjou: „Denken Sie stets daran, dass Sie ein Prinz von Frankreich sind.“ Spanien handelte oft genug gegen Frankreich, wenn gleich seine Regenten Bourbons waren. So sagte auch Napoleon, als er seinen Bruder Ludwig zum Könige von Holland erhob: „Hören Sie nicht auf, Franzose zu sein.“ Der edle Ludwig aber legte die Krone nieder, weil er bald fühlte, dass er nicht zugleich Franzose und König von Holland bleiben könne. Hätte Alexander der Grosse in Asien ein dauerndes Reich gegründet, bald hätte nicht Macedonien, sondern Persien die Welt beherrscht. So viele Nationen auch China erobert haben, sie sind alle Chinesen geworden.

Digitized by Google

und Kindern, wie nicht unbändiger Zorn, etwa nach langwierigen Belagerung, Allen den Tod brachte. Die Nothwendigkeit einer solchen völligen Zerstörung eines gefürchteten Staates fühlten schon die Griechen von Troja. Ein anderes, selbst eingeschlagner Weg war die Versetzung des feindlichen Volksstammes in das Innere des Reiches, wo er leichter zu beobachten war und auch leichter die Interessen annahm, die dem von ihm bewohnten Boden angehörten, während man die verlassnen Gegenden oft von treuen Gliedern der herrschenden Nation bebauen liess. Dieses Mittel konnte aber blos bei grossen Weltmonarchien *) angewendet werden, wo es leicht war, das dazu nöthige Terrain ausfindig zu machen. So mit den Juden. So auch unter Karl dem Grossen. So noch unter den Ottonen. Die Römer scheinen sich selten desselben bedient zu haben, und vernichteten lieber die Nation, so oft sie diese nicht durch billige Bedingungen an ihre Interessen ketten konnten oder wollten. Auch würden römische Bürger sich schwerlich zu einem solchen Austausch verstanden haben; bei andern aber mussten sie immer befürchten, dass sie mit dem feindlichen Boden auch feindliche Gesinnungen annehmen möchten. Einen eignen Weg hat Cyrus **) eingeschlagen, der die von

*) Ich bediene mich dieses Wortes, weil es einmal eingeführt ist. Im Alterthume bestand gewöhnlich blos Ein vorzüglich grosses Reich, vor dem die andern unabhängigen, vielleicht intensiv eben so starken Staaten gewissermassen verschwanden. Daher der Ausdruck.

**) Eigentlich ist der Gedanke vom Cyrus, der zu dem erzürnten Perser sprach: „verbiete den Lydiern, kriegerische Waffen zu besitzen, befiehl ihnen, Unterkleider und hohe Schuhe zu tragen; gebiete, dass sie ihre Söhne zu allerlei Saitenspiele und zum Handel anhalten und schnell wirst Du sehen, o König, wie sie aus Männern Weiber geworden sind.“ Das Mittel ist gut.

ihm besiegten Lydier auf verschiednen Wegen zu verweichlichen und dadurch zur Ruhe und Unterwürfigkeit zu gewöhnen suchte, ein Plan, der freilich selten auszuführen war. August soll einige Anführer feindlicher Völker haben schwören lassen, sich ruhig verhalten zu wollen; ein unsichres Mittel. Das Einzige also, was noch übrig blieb, war die Auflegung von Geisseln, die dann aus den vornehmsten Familien gewählt und für ewige Zeiten in die Botmässigkeit des Siegers abgeführt wurden. Frühzeitig lernte man dabei nicht auf persönliches Ansehn, sondern auf die zarten Bande des Familienlebens zu sehen. Der bejahrte Feldherr, der erfahrne Staatsmann wird wohl einige Zeit von seinem Volke vermisst; bald aber ersetzt und vergessen, ja wohl gar seine Entfernthaltung von Feinden, von Nachfolgern gewünscht, aber das geliebte Kind, der theure Bruder des Führers wird ein heiliges Pfand für die Treue der Hinterlassenen. So war es denn auch wohl bei der Eigenthümlichkeit der Deutschen nicht ohne Vortheil, von ihnen weibliche Geisseln zu verlangen, was jedoch, wie ausser andern schon die Erzählung des Plutarch von der Clölia oder der Valeria beweist, schon früher und unter andern Völkern üblich war. Denn das Härteste, was dem Manne in feindlichen Händen widerfahren konnte, war der Tod, und sicher hätte ein deutscher Mann lieber den Tod gesucht, als dass er sein Volk aus Rücksicht auf sein Leben hätte mögen der Knechtschaft fröhnen sehn. Der Frau aber drohte Schlimmeres. Entehrung. Der Mann konnte im fremden Lande durch festen Muth sich Achtung erzwingen und durch Kraft und List sein Unglück erleichtern. Hülflos aber war die Jungfrau ein Gegenstand des Mitleids und der Theilnahme der Ihrigen. In unsern Zeiten würde im ähnlichen Falle die Frau in besserer

Lage sich befinden, als der Mann, da bei der gestiegenen Achtung vor dem weiblichen Geschlechte sie überall des Schutzes und der Hülfe gewiss ist und zartere Behandlung erwarten kann. Damals aber fand ein andres Verhältniss statt und auch die Gränzen der verschiednen Völker waren durch Sitte und Denkart schärfer gezogen, mithin die Stellung des Fremden schwieriger. — Eine Art Mittelgattung zwischen beiden Klassen von Geisseln entstand da, wo sie sowohl als Zeichen der Anerkennung höherer Macht, als auch als Bürgen für einen bedungnen Tribut gegeben wurden. So erwähnt die Sage, dass Attila aus fremden Landen, die er stürmisch durchzog, viele Geisseln in die ferne Heimath mitnahm, nachdem er ihr Volk zinspflichtig gemacht hatte. Gewöhnlich waren es Söhne oder Töchter von feindlichen Fürsten. Diese Geisseln wurden für ewige Zeiten gegeben, bei dem Sieger erzogen, mit in seinem Dienste gebraucht, und giengen gewissermassen in das Verhältniss des Unterthans zu ihm über. Da sie aber fast immer gegen ihren Willen gegeben waren, so hatte ihre ganze Lage stets etwas Gewaltsames und Erzwungnes, und sie standen in einer Art von Rechtlosigkeit gegen den Sieger da. Freilich musste ihr Leben unangetastet bleiben, denn dies lehrte schon der Vortheil des Feindes. Ihre Flucht aber konnte keinen Bruch des Völkerrechts enthalten. Denn weder sie noch ihr Volk hatten Verpflichtungen übernommen. Der Sieger nahm sie seiner Sicherheit wegen mit und mochte für ihre Bewahrung sorgen. Das Entrinnen aus dieser Lage ist Gegenstand der Sage und Dichtkunst geworden. — Ein eignes Verhältniss waltete mit dem syrischen Fürstensohne Demetrius ob, der als Bürge für die Treue seines Bruders Antiochus in Rom verwahrt wurde. Als nun dieser Bruder gestorben

war, verlangte Demetrius mit Recht Entlassung. Diese aber schlug ihm der Senat ab und entband ihn durch diesen Bruch des Völkerrechts seiner Pflichten. Aber bestimmte diess Demetrius und entfloh; und Appian, der uns sein Entfliehen mittheilt, macht ihm keinen Vorwurf darüber. Freilich wenn der Theil, welcher die Geissela gestellt hatte, den Vertrag seinerseits nicht erfüllte, dann mussten die Geisseln diesen Bruch büssen. Gewöhnlich scheinen sie dann zu Sklaven gemacht worden zu sein *).

C. Velleda.

Bei einem Volke, das eine so reine und einfache Lebensweise führte, wie die Deutschen, musste die Quelle der lebhaftesten Freuden die sicherste Bürgschaft stellen, ungetrübten Glückes, die regste Fülle der Wünsche und Hoffnungen in der Ehe sich zusammendrängen, und Alles musste sich vereinigen, jeden Jüngling zur Knüpfung dieses zarten Verhältnisses zu veranlassen. Die Zahl beider Geschlechter mochte ziemlich die gleiche sein; Schönheit und Jugendfrische war Allen eigen; denn sie sind Früchte der Gesundheit, der Fleisses und eines naturgemässen Lebens. Die Mittel zum Unterhalte waren leicht und standen Jedem zu Gebote. Der unverheirathete Mann hätte kalt und freudenlos unter seinen glücklichen Brüdern gestanden. Die unverehelichte Jungfrau hätte dem süssesten Glücke entsagen müssen und wäre in einem Volke, das einen Stolz darin suchte, von zahlreicher Schaar kräftiger Kinder sich umspielt zu sehen, vielfacher Ehren ver-

*) *Gregor. Turon. Hist. L. III, c. 7.*

Digitized by Google

lustig gewesen. Daher konnte weder Nothwendigkeit noch eigner Wille veranlassen, sich dem beglückenden Bande der Ehe zu entziehen. Dennoch aber können wir nicht annehmen, dass die begeisterten Frauen, deren die Alten gedenken und denen eine so hohe Verehrung von ihren Zeitgenossen gewidmet wurde, sie, die mit prophetischem Geiste den Nebel der Zukunft zu durchschauen wähnten und dem Volke, das auf ihre Aussprüche wie auf Götterstimmen lauschte, ihre dunkeln Ahnungen kund thaten, Gattinnen oder Witwen gewesen. Jungfrauen mochten es *) sein, die aus irgend einer räthselhaften, in der Tiefe der Menschenbrust verborgnen Ursache, oder vom feindlichen Geschicke gedrängt, das ihnen vielleicht den Jugendgeliebten im blutigen Kampfe raubte, dem Glücke der Erde entsagten und mit den dunkeln Mächten des Himmels sich verbündeten, die Rosen irdischer Freude von sich warfen und kühn nach dem Sternenkranze des Uebersinnlichen griffen. Und eben dieser Ausschluss, eben das geheimnissvolle, düstre, sinnende Wesen, das er über ihr Thun und Treiben verbreitete, mochte viel zu dem dunkeln Einflusse beitragen, den sie über ihre Zeitgenossen ausübten. Woher dem Volke aber die Neigung zu den dunkeln Ahnungen und zu den prophetischen Vordeutungen der Zukunft gekommen, soll später von uns erörtert werden. Wie aber der Einfluss jener begeisterten Frauen sich entfaltet habe, darüber sind manche verschiedne Vermuthungen aufgestellt worden. Wir dürfen nicht, wie Möser gethan zu haben scheint, an eine, vielleicht von Priestereinfluss geleitete, Berechnung denken, mit der sie die abergläubische Menge absichtsvoll zu lenken versucht hätten. Die

*) Und von Einer, der Velleda, ist es gewiss.

Digitized by Google

lichtige Verstellung, der herrschsüchtige, planvolle Geist, den ein solches Streben verrumpelt, war dem stillen, züchtigen Sinne des deutschen Weibes fremd. Auch bekleideten sie kein Amt, das wieder hätte besetzt werden müssen, wie Griechenlands Pythia, sondern wie nur der Geist mit dunkeln Mahnungen sie hervorrief, erhoben sich Einzelne in verschiednen Zeiten in ihrem Volke, vom innern Drange getrieben. Sie glaubten selbst an die Ahnungen, die sich unerklärbar in ihrem Innern regten. Aber wohl mag die höhere Klugheit eines Führers, der über seine Zeit hinausragende Geist eines Helden in ihre dunkeln Regungen gegriffen und ihnen die Richtung gegeben haben, die seine Pläne verlangten. Dankbarkeit gewährte ihnen nach gelungener That einen Antheil am Siegesraube und der Dreiruderer, den Civilis der Velleda sendete, giebt hiervon Zeugniss. Viel ist übrigens über die von Tacitus genannten Frauen, Velleda, Aurinia, Ganna, zwecklos geschrieben und gestritten worden. Velleda sass bei den Bructerern und scheint später als Gefangne in Rom gewesen zu sein. Ganna kommt unter Domitian vor. Von der Aurinia hat man nichts genaueres erkunden können und deshalb in etymologischen Streitigkeiten über ihren Namen sich versucht, was wir Jedem, dem es Vergnügen macht, gönnen wollen. Mit dem Verschwinden des Heidenthums musste natürlich auch der Glaube an jene prophetischen Frauen sich verlieren, wiewohl er noch lange nachklang und freilich, nach dem Entfliehen des höheren dichterischen Sinnes und wohl auch durch die Bemühungen der Bekehrer, hässlich verzerrt in dem Glauben an Hexen sich offenbarte. In dem rohen, blutigen Treiben, was später begann, als Manneskraft in Roheit entartete, war es ein Glück für manche edle Jungfrau, die dem wilden

Leben zu entfliehen gedachte und in deren Brust sich Gefühle regten, die mit jenen geistigen Ahnungen verwandt waren, dass die milde Religion des Ostens ihnen in den Klöstern einen Zufluchtsort geöffnet hatte, wo sie ihr stilles Herz vor den Stürmen der Welt zu tragen vermochte. Manche fromme Gläubige, der wehmüthige Schwärmerei, der selige Entzückungen, der wunderähnliche Thaten der Frömmigkeit und Milde den Namen der Heiligen erwarben, mag von ähnlichen Gefühlen geleitet die Bahn des Himmels betreten haben, als Velleda bei ihren begeisterten Ahnungen erfüllten. Bald als die innern häufiger und blutiger werdenden Kriege die Zahl der Jünglinge verringerten, ward das, was früher eigne Wahl war, zur Nothwendigkeit und zur erwünschten Hülfe für viele edle Jungfrauen, denen keine Hoffnung erblühte, am Arme des Gatten ein friedliches Leben sich eröffnen zu können und bei manchen Mängeln mögen damals diese Anstalten und namentlich die Nonnenklöster nicht ohne Nutzen gewesen sein. Aber Alles, was blos unter Umständen und für eine Zeit gut ist, muss untergehen, wenn Umstände und Zeit sich ändern. Nur die ewige Wahrheit bleibt.

Neuntes Capitel.

Unter den Göttern *) verehren sie am meisten den Merkur, den sie an bestimmten Tagen auch Menschenopfer **) zu bringen für religiöse Pflicht

*) Siehe Cap. 9. A. **) Siehe Cap. 9. B.

halten. Den Herkules und Mars versöhnen sie durch die Jedem von diesen Göttern geweihten *) Thiere. Ein Theil der Sueven opfert auch der Isis. Ueber den Grund und den Ursprung dieses fremden Gottesdienstes habe ich wenig erfahren, ausser dass das Zeichen selbst, nach Art einer Liburna gestaltet, einen fremdher gekommenen Glauben ankündigt. Uebrigens weder in Mauern die Götter einzuschliessen, noch ihnen irgend eine menschliche Gestalt anzupassen, halten sie der Grösse der Himmlischen für würdig. Haine und Wälder weihen sie und mit der Götter Namen benennen sie jenes Geheimnissvolle **), was sie nur ***) mit Ehrfurcht anschauen.

A. Die Götter.

Facta sind in den Büchern, der Schlüssel ist in dem Herzen und in der Welt Lauf. *Joh. v. Müller.*

Unsre Kenntniss der Religion unsrer Urväter, dieser Sphäre, aus der man den Standpunkt eines Volkes in Bezug auf Gesittung und Mündigkeit am treffendsten zu beurtheilen vermag, hat ein eignes Schicksal

*) Andre erklären: *contessis* durch: die Thiere, deren Opferung die Götter als ihnen angenehm verstattet haben.

**) *Secretum illud* kann man auch für den abgesteckten Raum, das Allerheiligste nehmen.

***) „Nur" geht auf: „Ehrfurcht" nicht auf das Object.

Digitized by Google

gehabt. Nachdem man nehmlich lange Zeit die gedrängendsten Nachrichten über den Glauben der Germanen zu besitzen gemeint, nachdem man den nordischen Himmel mit einem schönen, vollständig abgerundeten Systeme von Göttern bevölkert, daraus die anscheinend bündigsten Schlüsse auf ihre Sitten, ja wohl auch auf ihren Ursprung gezogen hatte, hat in neueren Zeiten kaltblütige Beurtheilung schon beim ersten Ueberblick der vorhandnen Quellen die Voreiligkeit aller dieser Ansichten gezeigt und an die Stelle dieses geträumten Lichtes ist eine um so tiefere Nacht getreten. Wir wollen eine gedrängte Uebersicht der sichern Nachrichten über jene alte Götterwelt, soweit sie in Wahrheit Deutschland betreffen, geben, die Ansichten einiger geistigen, von keinem mystischen Träumen verblendeten Männer erörtern und unsre eigne Meinung hinzufügen.

Der erste Vorfall, der die Römer mit den Deutschen in Berührung brachte, war der Zug der Cimbern und Teutonen *). Hätten wir von diesem Kriege noch die genauesten Nachrichten, die wir besitzen könnten, wenn nicht die neidische Zeit uns so manchen kostbaren Rest des Alterthums geraubt hätte, so würden wir uns gewiss einer umfassenderen Kunde von den Sitten und der Religion dieser Stämme erfreuen. So aber können wir blos den Umstand, dass sie Wahrsagerinnen hatten und dass sie ihre Gefangnen opferten, als einen Beweis für eine diesen Völkern inwohnende Ahnung des Uebersinnlichen betrachten. Auch führten sie einen Stier von Erz und der Umstand, dass sie, nach

*) Oder waren diese Völker keine Deutschen? Die Quellen, wie sie in Joh. v. Müllers Schrift zusammengestellt sind, lassen an aller Hoffnung einer klaren Anschauung darüber verzweifeln. Das ist Müllers Verdienst, dass er das Ungewisse nicht zur Gewissheit gezwungen hat.

Digitized by Google

Plutarchs Erzählung, die gefangnen Römer darauf schwören liessen, scheint mir mehr auf ein Götterbild, als auf ein Feldzeichen hinzudeuten. — Vielleicht schon lange vor diesem Zuge wanderten mehrere deutsche Nationen aus dem völkerreichen Norden in Gallien aus und bebauten Belgiens gesegnete Fluren. Aber erst durch Cäsars Züge gelangte eine Kunde von diesen Stämmen zu den Römern. Dabei ist es merkwürdig, dass dieser genaue Beobachter der Volkseigenthümlichkeiten *), trotz der vielfachen, oft feindlichen Berührung, in die er mit diesen Völkern kam, dennoch nicht mit einem Worte darauf hindeutet, dass sie in Bezug auf Sitten, politische Formen und Religion eine von den Galliern abweichende Gestaltung besessen hätten. Man kann daraus mit ziemlicher Gewissheit schliessen, dass sie in allen diesen Beziehungen frühzeitig den Charakter der übrigen ursprünglichen Gallier annahmen **). So mochten auch die in römische Dienste tretenden Deutschen sich schnell in die Ansichten andrer Völker fügen. Denn hätten sie viel Unterscheidendes behalten, so würden die römischen Schriftsteller sich auf sie berufen und von ihnen eine genauere Kunde entlehnt haben. — Ueber die religiösen Ansichten der eigentlichen übertheinischen Völker sagt Cäsar

*) Es ist Mode unter den deutschen Schriftstellern, sich über falsche Beurtheilung des deutschen Volksgeistes von Seiten des Auslands zu beklagen. Allein wir erklären oft die Bemerkungen der Fremden nur deswegen für falsch, weil sie bitter und beschämend sind und die Geschichte hat gelehrt, dass ausgezeichnete Männer des Auslands uns — zu unserm eignen Nachtheil — recht gut kannten.

**) Man sieht aus dem Cäsar, dass sie das den Deutschen eigenthümliche Vorherrschen des Fussvolkes behalten hatten. Völker, wie die Deutschen waren, gaben Einrichtungen, die mit dem Körper in Verbindung stehen, am schwersten auf.

nur wenig und beschränkt sich auf die Bemerkung, daß sie weder Bildsäulen gehabt, noch Opfer gebracht hätten. Unter die Götter rechneten sie, nach ihm, blos die, welche sie sahen oder deren Hülfe sie deutlich empfanden: die Sonne, das Feuer und den Mond. Von den übrigen war, wie Cäsar sagt, nicht einmal der Ruf zu ihnen gedrungen. — Anscheinend ganz abweichende Nachrichten theilt Tacitus mit. Er spricht von einem aus der Erde entsprungenen Gott Thuiskon, von dessen Sohne die Deutschen ihren Ursprung abgeleitet hätten; von einer Verehrung des Merkur, des Herkules und Mars; von einer theilweisen Anbetung der Isis; von einem großen Nationalgotte der Sueven, der in einem geheiligten Haine im Gebiete der Semnonen verehrt worden wäre. Die Mutter Erde scheint noch überdem auf einer Insel von mehrern Völkern angebetet worden zu sein. Bei den Nahanarvalern hätte man unter dem Namen Alcis Brüder als Götter betrachtet, nach römischer Auslegung Castor und Pollux. Die Aestyer hätten die Mutter der Götter verehrt. Die Aussprüche der Veleda hätten ihr göttliche Ehre erworben. Heilige Haine wären den Göttern geweiht gewesen und der Hausvater hätte seine Gebete an göttliche Wesen gerichtet. Zauberei wäre nur von den Priestern und im Namen der Götter geübt worden. In der von Tacitus geschilderten Neigung zur Befragung des Schicksals durch allerlei Loose spricht sich der Glaube an das Uebersinnliche aus. Die Verehrer der Mutter der Götter trugen heilige Zeichen, von deren Kraft sie Sicherheit auch unter Feinden erwarteten. — Mehrere Jahrhunderte hindurch liefern nun die Quellen nur schwache und mangelhafte Nachrichten. Nach der Verbreitung des Christenthums ersehen wir aus mehreren Synodalbeschlüssen, aus Missionsberichten und aus einigen hier und da erhaltenen

Digitized by Google

Bruchstücken die Namen der von den damaligen Bewohnern Deutschlands verehrten Götter und namentlich treten Wodan, Thor, Tyr und Frigga als solche auf. Diese Namen finden sich auch in der deutschen Uebertragung der Wochentage wieder und sind hier mit der Deutung in Verbindung gebracht, die ihnen die Römer in Bezug auf ihre Götter gegeben hatten. — Demnach waren bis hieher die Spuren der deutschen Religionsverfassung noch sehr unzusammenhängend und mangelhaft. Bei näherer Kenntniss über der freilich erst in spätern Zeiten entstandnen isländischen Sagensammlungen, wie sie uns namentlich in der doppelten Edda aufbewahrt sind, fand man ein ganzes mythologisches System, und da man in der Hauptgestaltung desselben eben die Götter wiedererkannte, von deren Verehrung bei den Deutschen man wenigstens in spätern Zeiten sichre Spuren vorfand, so konnte es nicht fehlen, dass eifrige Forscher in der Freude ihres Herzens dieses ganze Gebäude auf Deutschland übertrugen und den Germanen aufbürdeten. — Endlich haben sich bei allen Völkern deutschen Ursprungs eine grosse Anzahl unter sich auf manche Weise zusammenhängender und verwandter Sagen, in denen zum Theil, so wie in manchen Gebräuchen, Erinnerungen an jene alten Göttergestalten vorherrschen und namentlich deutliche Spuren des Glaubens an eine grosse Zahl geistiger Wesen in Wald und Fluth, in Luft und Erde erhalten, die unter den mannichfaltigsten Namen und in den verschiedensten Formen sich zeigen. Und dieser Glaube ist zu weit verbreitet, mit vielen alten Sitten und Einrichtungen zu eng verflochten, als dass man nicht seinen Ursprung von der ältesten Zeit der deutschen Stämme sollte herleiten müssen. —

Ein weites Feld öffnete sich also für den Freund

Digitized by Google

von Vermuthungen, und es ist eifrig bearbeitet worden.

Die Gelehrten des Mittelalters und der zunächst darauf folgenden Zeiten erblickten überhaupt in der Urzeit Deutschlands nichts als Spuren roher Barbarei und beschäftigten sich wenig und ungern mit ihren Verhältnissen, ausser wo es darauf ankam, einem Volke einen recht alten Ursprung zu sichern oder die Abstammung eines Fürstengeschlechts von den ältesten deutschen Heerführern zu erweisen. Natürlich sahen sie auch meistentheils in der Religion der Germanen nur blutige Götzenopfer, den Mächten der Unterwelt gebracht, vermischten wunderbar die römischen Ideen mit nordischen, deutschen und selbst mit slavischen Göttergestalten und blickten mit Abscheu auf die finstern Gräuel, die nach ihrer Meinung den deutschen Boden befleckt hatten. — Dagegen mochten, als philosophische Ideen verbreiteter wurden, die Anführungen des Cäsar Manchen zu dem Glauben veranlassen, als sei eine Verehrung der Gestirne, vermischt mit dem Dienste der Elemente, der Charakter des undeutschen Glaubens gewesen, vielleicht ein mitgebrachter Rest aus dem Orient, eine Frucht des chaldäischen und persischen Cultus. Die Heiligkeit, die die Deutschen den Wäldern und einigen Flüssen beilegten, das Wunderbare, was sie in der Entstehung des Satzes aus dem Kampfe zweier widerstrebender Elemente fanden, waren neue Beweise.

Die von Tacitus erwähnten Thatsachen gaben zu verschiedenartigen Auslegungen Anlass. Die Meinung, als seien wirklich dieselben Götter, die Hellas und Rom anbetete, auch in Deutschland verehrt worden, mag wohl in den finstern Zeiten gelehrter Unwissenheit, wo man noch nicht die Massen verworrener Kenntnisse

Digitized by Google

Kenntnisse gesichtet hätte und alles bunt untereinander warf, mehr aus den Händen des Aberglaubens gutmüthig eingenommen, als durch Nachdenken gefunden worden sein. Mächte der Hölle waren es überall. Baal von Babel bis Deutschland. Die Sage stimmt ein. Im Venusberge, vor dem der treue Eckard, dieses wunderliebliche Gebild ernst sinniger Dichtung wachte, zechten alle die alten Götter des Olympe. Aus ihm zogen ansteckende Klänge durch alle Welt. — Dunkle, in das unergründliche Nichts führende Träume, auf Modesysteme gestützt, leiteten in neuester Zeit auf verwandte Resultate. Zu kraftlos waren jedoch die Schwärmer des 19ten Jahrhunderts, als dass sie auf jene grellen und starken Erklärungen hätten kommen sollen. Dafür bezeichnete man einen mystischen Götterzug von Indien bis Island. Sprach man nicht alles deutlich aus, so liess man doch die Meinung ahnen *). — Einfachre Männer fühlten wohl, dass man die Angaben der Alten nicht so wörtlich verstehen dürfe. Viele, denen die Sache gleichgültig war, beruhigten sich schnell bei dem Gedanken, dass die Deutschen Götter gehabt hätten, die, ohne gerade ihren Ursprung aus Rom zu leiten, sich dennoch in ihren Wirkungskreis auf ähnliche Weise theilten, wie die römischen Götter. Nun schrieb man lange Zeit ganz gelassen: Thor war der Mars, Frega ganz natürlich die Venus, da wir noch heute das Wort: Freien haben. Wodan machte freilich einige Schwierigkeit. Indess man suchte doch einige Berüh-

*) Die erhabenen Lehren des Christenthums, die Mysterien unsrer Religion, in welchem Unsinne hat man sie nicht wiederzufinden geglaubt. Manche Ideen unsrer modernen Mystiker haben bewährt, dass Schwärmerei oft nahe an Frevel gränzt. Voss hat treulich gewarnt.

[illegible] mit Merkurius auf*). — Als man endlich mit der Sagenwelt des Nordens bekannter wurde, da hatten die Mythologen gutes Spiel und Deutschland hatte seine Mythologie, die getrost mit der griechischen in die Schranken treten konnte, aber auch wie jene entweder als todes Formenwesen, oder als Tummelplatz mystischer Träume behandelt wurde. Freilich gab es einzelne Männer, die diesen Annahmen nicht beitreten konnten, theils weil sie sich nicht blos mit der Mythologie, sondern umfassend mit den ganzen Sitten und Verhältnissen jener Völker beschäftigten und die hieraus hervorgegangenen Resultate mit jenen Ideen nicht im Einklange standen, theils weil sie überhaupt denkende Männer waren. —

Möser hat im Ganzen wenig über die Eigenheiten der nordischen Götterwelt gesagt. Das Besondre scheint er für unerklärbar gehalten zu haben. Unverkennbar war ihm aber die Verbindung der Gottheit mit dem Staate und mit den rechtlichen Verhältnissen der Deutschen. Ueber das Allgemeine enthält er freilich Mittheilungen, die jedoch, wie die meisten geistreichen Ideen dieses grossen Mannes **), der geschichtlichen

*) Dass der phönizische Name eines Gottes, den man für identisch mit Wodan, Merkur hält, beinahe so klingt, wie Teut, hat viele gelehrte Männer zu der gewissen Annahme bewogen, dass die Deutschen auf diese Weise mit dem Religionssysteme des Orients in Verbindung gestanden hatten. Allein es ist weder die Aehnlichkeit des Merkur und jenes Gottes, noch weniger aber die des Teut und des Merkur erwiesen. Wir haben nicht einmal unbestrittne Beweise von der Göttlichkeit des Teut. Und selbst wenn diess Alles erwiesen ist, bleibt es immer wahrscheinlicher, dass der Zufall sein Spiel hatte.

**) Wäre Möser blos ein gelehrter Mann gewesen, was er ohnstreitig auch war, so wäre er längst vergessen; aber sein Geist, der tiefe Blick in die Verhältnisse des menschlichen Lebens, die umfassende Ein-

Unterlage entbehren. Wie er überall politische Beziehungen, überall tiefe, berechnete Pläne sieht, so verleitete ihn auch hier der Gedanke, dass die Deutschen aus Liebe zur Freiheit überall über die Gottheit als veranlassende Triebfeder ihrer Handlungen dargestellt, als sich dem Ansehen Einzelner aus ihrem Volke unterworfen hätten, zu vielen gezwungenen Annahmen, und dieser Gedanke ist gleichsam der Schlüssel zu seinen Ansichten *). Deshalb straften nicht die Führer, sondern die Priester, deshalb befragten die Deutschen bei ihren Unternehmungen das Loos und die Vorzeichen, deshalb hätten sie keine Tempel (weil diese den Bewohnern ein zu grosses Uebergewicht gegeben hätten), deshalb wurden die den Wäldern entzogenen Bilder zur Gottesfahne, unter der allein, nach ihm, der Heerbann

---

sicht in den Geist der Jahrhunderte hat ihm Ansprüche auf die gerechteste Bewunderung erworben und seinen Namen der Ewigkeit werth gemacht. Einfach und ungekünstelt schreitet er einher, aber oft überrascht uns eine Idee, gleichgültig in eine Anmerkung hingestreut, die das Innerste durchzuckt und Aufschluss über das Treiben der Menschen und der Völker giebt.

*) Es ist ihm wenigstens das Verdienst zu lassen, dass er nicht absichtlich täuschte. Er liess sich von unbegründeten, vielen im Einklang stehenden, falsch erklärten Angaben zu falschen Ansichten leiten, und er gestand diess selbst. Irren ist menschlich. Aber der ist

men zu behaupten, die Thatsachen modelt, sie entstellt, verheimlicht, gewaltsam an seine Ideen aufzwängt, der sich bewusst ist, parteiisch zu sein oder — scheinen zu wollen. Es ist übrigens nicht zu läugnen, dass eben die Einfachheit und Ruhe, mit der Möser seine Ansichten vorträgt, unbeschreiblich verführerisch ist. Lange Declamationen, Polemisiren mit Gegnern, ängstliches Bestreben, allen sich aufzustellenden Einwendungen zu begegnen, verräth und erweckt Misstrauen, macht Lust, die aufgestellten Sätze zu bezweifeln, während man nach der Lectüre des Möserschen Werkes sich fast Gewalt anthun muss, ihm Glauben zu

in der Verfassung. Wohl fühlend, dass eine solche Verfassung ohne leitendes Princip nicht hätte bestehen können, griff er nach Gallien hinunter, und holte von da den furchtbaren Priesterstand über den Rhein; die entsetzlichste Verfassung, die je ein Volk hatte, die Priesterherrschaft, in deren strengen Geisteszwange Gallien schmachtete, den Deutschen aufbürdend. Deshalb mussten endlich die Priester zum Adel gehören, weil sonst ihre Existenz nicht in sein Wehrensystem passte. Im Einzelnen war er dem Gedanken nahe, dass kaum die Glieder eines besondern Stammes gemeine Gottheiten gehabt hätten; vielmehr scheint er den Deutschen eine Art von Fetischdienst zuzuschreiben, wenn er sagt, dass jeder Hausvater irgend einen Gegenstand als häuslichen Gott betrachtete und so sich unter den Frieden dieser Gottheit stellte. —

Fast wundert man sich, warum Rühs nicht in diese Ansichten eingegangen ist, der doch in der letzteren Beziehung Beispiele genug aus Afrika oder Neuseeland hätte anführen können! Allein das Unbegründete dieser Annahmen lag zu nahe. Der scharfsinnige Rühs wies mit gewohnter Sichtung alle die glänzenden Hirngespinste aus den Hallen der deutschen Götterwelt. Wichtig ist in seinen Meinungen besonders Folgendes: Die religiösen Vorstellungen bei den verschiednen germanischen Völkern waren ursprünglich einander ähnlich, aber im Einzelnen verschieden. Sie haben sich in Skandinavien eigenthümlicher und vollständiger ausgebildet, als im eigentlichen Deutschland. Denn dort dauerte das Heidenthum länger. Aber die Raubzüge der nordischen Völker brachten christliche Vorstellungen unter die Sagen von den alten Göttern, und die Bekehrer modificirten ihre Lehre nach dem Vorgefundenen. Die christlichen Sammler vermengten die Be-

Digitized by Google

griffe noch mehr. Wären nur die ersten Keime der orientalischen Religionen bei den Germanen gewesen, so hätten sich die politischen Verhältnisse nie so gestalten können, wie es geschah. Die Deutschen hatten keine reine, unbildliche Religion. Sie hatten Bilder und Tempel, freilich beide nur roh. Uebrigens wählte er aus der Zahl der von den Deutschen angeblich verehrten Götter Einige heraus, für die er die meisten Zeugnisse fand und gab sie als Gegenstände des religiösen Glaubens an. Namentlich sind es Wodan, Thor, Tyr und Frigga. Er ist hier meist den Wochentagen gefolgt, hat aber nach meiner Meinung, auch keine evidenten Beweise beigebracht, dass die Verehrung dieser Gottheiten jemals allgemein gewesen sei und noch weniger, dass sie schon zur Zeit des Tacitus stattgefunden habe. Man könnte die Zahl dieser Götter vielleicht mit gleichem Rechte vermehren oder vermindern. Im Ganzen ist zu bedauern, dass sein Werk unvollendet ist, weil man mit Recht vermuthen kann, dass er bei seiner Darstellung der Verfassung der Deutschen, an deren Mittheilung ihn der Tod hinderte, auch den Einfluss der Religion auf die rechtlichen Einrichtungen würde berührt und so es möglich gemacht haben, seine Ansichten über das gesammte Glaubenssystem dieser Völker zu beurtheilen. Das Wenige, was er vorläufig über Gegenstände der Staatsverfassung erwähnt, lässt jedoch aber nicht vermuthen, dass er hier das Rechte getroffen. Er scheint überhaupt glücklicher im Einreissen als im Aufbaue. —

Die Geschichtschreiber der Deutschen gehen im Ganzen, was nicht gerade zu tadeln ist, leicht über diese dunkeln und schwerlich je mit Gewissheit zu ergründenden Gegenstände hinweg und geben mit mehr oder weniger Sichtung das Gewöhnliche. So auch der

gründlichen Wessel, der sich sonst, bei der Verehrung der alten Deutschen, zu sehr an Möser gebunden hat und auch hier einige seiner Ideen wiederbringt, (z. B. bei dem Tempel). Eine eigenthümliche Ansicht hat Heinrich Luden. Er erkannte das Dunkle und Ungewisse des Ganzen und fühlte, wie wenig man selbst auf die Ueberlieferungen der Römer bauen müsse, wie unwichtig die Erzählungen der Bekehrer seien, die nicht die Absicht hatten, eine Darstellung der von ihnen verachteten Aberglauben zu geben, sondern in ihren Ausdrücken den Glauben der verschiedensten Länder verdammten, wie selben endlich von der nordischen Mythologie Licht zu erwarten sei. Wenn er auch zugab, dass in spätern Zeiten die nördlichen Völker Manches von den skandinavischen Sagen sich zueigneten, so hielt er doch eine allgemeine, auch auf Süddeutschland sich erstreckende Verehrung selbst des Wodans für unerweisbar. In der Erzählung des Tacitus, dass die Deutschen geglaubt hätten, wegen der Grösse der Himmlischen, die Götter weder in Wände einschliessen, noch ihnen irgend eine menschliche Gestalt anpassen zu dürfen, dass sie Haine und Wälder geweiht und mit der Götter Namen jenes Geheime benannt hätten, das sie blos mit Ehrfurcht anschauen, findet er die Versicherung †), dass die Deutschen we-

†) Bei dieser Gelegenheit sagt Luden, vielleicht an Rühs denkend: der Grund, den Tacitus für diese Erscheinung anführt, ist freilich nur sein Meinung, wenn aber der fremde Beurtheiler des deutschen Volkes gross genug von demselben dachte, um sie an einer so erhabenen Ansicht zu erklären, so hat der deutsche Enkel nicht nöthig, den Ahnen eine gemeinere Ansicht aufzudrängen." Diese Aeusserung, die vielleicht den Schlüssel zu mancher Stelle jenes grossen Geschichtswerkes giebt, scheint gewissermassen den Glauben an ein historisches Factum zur Pflicht, zur Bürgerpflicht zu machen. Die

der religiöse Gebäude noch Götterbilder gehabt, dass sie aber auch nur *) das Geheime, das Ueberirdische und Waltende, das sie in Ehrfurcht anschauten, mit dem Namen der Götter verehrt hätten; dass folglich die von Tacitus genannten Gottheiten blos Geschöpfe der römischen Einbildungskraft waren, welche die Aeusserungen des religiösen Gefühls der Deutschen in gewohnter Weise gestaltete. Einen Priesterstand hatten sie nicht und ihre Priester waren gewiss blos zu den Geschäften von der Gemeinde gewählte Männer, vielleicht die Aeltesten des Stammes, vielleicht blos Gebilde der römischen Ansicht. Endlich macht er mit Recht darauf aufmerksam, dass Tacitus nur von den entfernteren und den Römern unbekannteren Nationen Eigenthümliches zu erzählen wusste, wie fast zu der Vermuthung zu berechtigen scheint, als habe der Römer hier Gerüchte mitgetheilt, die stehen blieben, weil es an Gelegenheit fehlte, sie zu preisen. Das Resultat seiner Ansichten ist: die Völker des alten Deutschlands erkannten das Göttliche an und fühlten ihre Abhängigkeit von einer höhern Macht, die wie in der Natur, so im Menschenleben waltet. Sie hatten das Bedürf-

---

Alten hatten doch auch Patriotismus. Aber so offen sprachen sie ihn doch nicht aus. Wahrheit geht über Alles. Wenn ich, nach meiner Individualität, eine Ansicht fassen zu müssen glaube, die meinem Volke nicht vortheilhaft ist, so darf es mich nicht kümmern, ob seine Feinde günstiger geurtheilt. Gegen seine Ueberzeugung zu sprechen oder sich zu einer Ueberzeugung zu zwingen, ist Verbrechen bei dem Geschichtschreiber und nicht einmal bei dem Patrioten zu entschuldigen. Wir glauben gern, dass Lüden seiner Ueberzeugung folgte, bedingen uns aber auch das Recht, die unsrige auszusprechen.

*) Das nur liegt nicht in den Worten des Tacitus und verändert gleichwohl den ganzen Standpunkt. Wir kommen weiter unten auf diese Stelle zurück.

Digitized by Google

nius; ihr Leben und Walten dem Willen dieser höhern Macht gemäss zu ordnen. Die Verehrung aber war an heilige Oerter des Vaterlands geknüpft, an Wälder, an Haine, an Flüsse. —

Unläugbar ist es, dass alle auf Quellen begründete Spuren von jener alten Götterwelt mangelhaft und ungewiss sind; dennoch aber würden, wenn wir sie nicht hätten, alle Schlüsse aus den übrigen uns bekannten Einrichtungen der Deutschen, alle aus der Tiefe der Menschenbrust, aus der Kenntniss des menschlichen Herzens entlehnten Vermuthungen nur einen unsichern Maasstab gewähren, oft das Rechte treffen, oft auf Unwahres gerathen, nirgends den Probierstein für Wahres und Falsches darbieten. Aber bei der Gesetzmässigkeit der menschlichen Natur bei der Gleichheit, mit der sich die grosse Lehrerin in allen Menschenheeren offenbart, bei der engen Verknüpfung, die zwischen religiöser und sittlicher, zwischen moralischer und politischer Bildung stattfindet, können wir wohl den Maasstab für die Wahrheit jener geschichtlichen Aussagen aus den Erfahrungen entlehnen, die Geschichte und Sittenkunde uns liefern. Wir können jene Quellen aus der Vernunft deuten und erklären, aber nicht Neues eigenmächtig aufstellen *). Die mangelhaften Ueberlieferungen des Cäsar, die ungewissen Vermuthungen des Tacitus, die entstellten Berichte der Bekehrer und die aus dem Norden erlangte Kunde sind

*) In dieser Hinsicht konnte Rühs seine Kenntniss der Frohsen, Kalmuken u. s. w., wahrlich nichts schaden! Eine Vergleichung mit diesen kommt uns blos deshalb, der Würde der Deutschen ungemäss vor, weil uns jene zum Theil wahrhaft grossartigen Völker in Bezug auf Bildung in demselben Lichte erscheinen, in dem den meisten Römern die Germanen standen.

Digitized by Google

freilich zu keinem Ganzen zu vereinigen, aber sie geben doch Bruchstücke, aus denen der forschende Geist wenigstens einige Grundpfeiler des Gebäudes vom Schutte zu säubern, wenigstens die stützenden Säulen aufzubauen, wenn auch nicht die innere Ausschmükkung herzustellen vermag. Das Allgemeine klingt in ihnen wieder. Das Besondere ist falsch und entstellt und wird nie ergründet werden. Die Idee eines einigen und alleinigen höchsten Wesens kann den Deutschen nicht untergeschoben werden. Gegen sie sprechen alle historischen Zeugnisse, die wir haben und können zum Theil auch gewaltsam nicht anders gedeutet werden; gegen sie spricht die ewige Stimme der Erfahrung. Völker, die nicht auf einer hohen Stufe der geistigen Bildung stehen, kennen wohl einen höchsten Gott, aber keinen alleinigen Gott. Die Vorstellung, dass es derselbe Gott sei, der über unserm Haupte donnert und der die Fluthen des Giessbachs lenkt, derselbe Gott, der als freundliches Gestirn den fernen Osten röthet und der im Sturme über die Haide braust, derselbe Gott, der mit jeglichem Guten segnet und derselbe Gott, der Unheil und Verderben — denn so erscheint jedes Mistgeschick dem nicht ganz geläuterten Sinne — auf unsern Pfad streut, diese Idee *) ist dem Naturmenschen fremd. Wohl mag es sein, dass auch die Deutschen, diese einfachen, tugendhaften Söhne der Natur, das geheime Walten einer höhern

*) Eben dem Unvermögen der Menge, diese Idee so ganz klar und deutlich zu fassen, verdanken die Engel der Juden, die Heiligen der katholischen Kirche ihre Entstehung. Der Glaube an sie musste kommen, denn er war Bedürfniss. Wenn wir es streng nehmen, ist auch die in so vielen Religionen wiederkehrende Annahme eines bösen Grundwesens Folge desselben.

Macht, die noch über ihren Göttern stand, mehr fühlten, als erkannten, dass in dem heiligen Rauschen der Wipfel, am Felsensturze des Waldstroms eine unerklärliche Empfindung sie durchschauerte, die einer reineren Quelle entstammte, als ihre festgesetzten religiösen Ansichten. Waltet doch auch über den homerischen Göttern jene unergründliche Tyche. Warf doch selbst der olympische Zeus erst das Loos, ehe er Trojas Geschick unabänderlich festsetzte. Die einfache Stimme der Natur hatte darauf hingeführt, dass eine Macht bestehe, die kein Name nennen, kein Sterblicher ergründen könne. Die gebildeten Enkel vergassen den Sinn, wie die Empfindung wegfiel. Vielleicht war ein schwacher Nachklang die Verehrung des unbekannten Gottes, dem zu Athen ein Tempel geweiht war. Wo die Menschen ihre Götter brauchten, wo es darauf ankam, sie als auf das Leben einwirkend zu betrachten, sie in ihren Functionen zu sehen, da wurden auch die Begriffe geschieden und die Idee der Gottheit nach ihren Eigenschaften unter einzelne göttliche Wesen vertheilt. Das Volk hielt sich an diese, ahnte nur das Höhere, ohne es auszusprechen, ohne zu wagen, sich ihm zu nähern. — So hatten auch die Deutschen ihre Götter. Aber unmöglich scheint es, die Namen und Eigenschaften dieser Wesen zu ergründen, wahrscheinlich, dass sie nirgends dieselben waren, dass vielmehr die allgemein durchgreifenden Ideen sich bei den verschiednen oft feindlichen Stämmen verschieden gestalteten. Selbst Wodan mag zu der Zeit des Tacitus wenig bekannt gewesen sein, nur erst nach und nach vom Norden aus seine Verehrung sich verbreitet haben. Denn eben als das Christenthum um sich zu greifen begann, mochten die Völker, die mehr aus politischen Gründen, als aus Religionsliebe bei dem heidnischen

Glauben verharrten, das Bedürfniss fühlen, einen grösseren Einklang in ihr religiöses System zu bringen und es so als geordnetes Ganze den christlichen Ansichten entgegenzusetzen. Früher mag weniger starr ihr Sinn an den heimischen Göttern gehalten haben. Sonst müssten die in Gallien wohnenden Germanen zu sehr von den Galliern unterschieden gewesen und dieser Unterschied von Cäsar bemerkt worden sein. Sonst hätten die Römer auch mehr an den in ihren Heeren dienenden Deutschen ersehen können. Es lag nicht in dem Systeme der Römer, die bezwungnen Völker zu bekehren und auch ihre Lehre selbst war ganz von diesem Charakter entfernt. Es war ihnen gleichgültig, ob die Völker zum Jupiter oder zum Anubis beteten. Vielmehr eigneten sie sich oft die fremden Götter an, um mit ihnen das Siegesglück der Feinde auf ihre Waffen überzutragen. War doch in alten Lehren, die auf Vielgötterei zurückführten, Aehnlichkeit. Darum mochte manche römische Idee auch in den deutschen Gottesdienst übergehen, und beide mochten sich hier und da verschmelzen. Das Christenthum aber in seiner reinen Wahrheit sich mächtig dem Irrwahne des Heidenthums entgegensetzend duldete keinen Frevel in seiner Nähe, war zu schroff von dem abweichenden geschieden, als dass es nicht unbedingte Anschliessung an seine Lehre in den wichtigsten Punkten hätte zur Bedingung freundlicher Verhältnisse machen sollen, darum musste Widerspruch entstehen, und mit der Verbreitung des Christenthums beginnt auch die festere Gestaltung des Glaubens der heidnischen Deutschen. — In Skandinavien war gerade die längere Unbekanntschaft mit dem Christenthume die Ursache der festeren Begründung der heidnischen Lehre. Aber hier waren auch von jeher die Stämme sich ähnlicher und in engerem Zusammen-

Digitized by Google

hange; so wie weniger mit andren heidnischen Religionen in Berührung. — Der Glaube der Deutschen, durch die Bekanntschaft mit den Römern nur noch unbestimmter gemacht, durch die Verbreitung des Christenthums aber in seinen äusseren Formen abgeschlossen gestaltet, mag freilich um diese Zeit seinen innern Geist in mancher Rücksicht verändert haben. Den alten Deutschen standen ihre Götter nahe. Denn erst wenn die Menschheit die Grösse ihres eignen Geistes kennen lernt, wird auch der Abstand zwischen dem Begreiflichen und dem Unbegreiflichen bemerklich. Die Deutschen opferten ihren Göttern und übten die Rache in ihrem Namen. Nach der Meinung der Römer hatten sie weder Tempel noch Bilder. Dennoch finden sich Spuren von beiden, die Rühs weiter gesammelt hat. Vieles mochte freilich den Römern unbekannt sein, vieles von ihnen nicht beachtet werden, weil sie mit einem Tempel die Idee der Prachtgebäude vereinigten, bei dem Bilde eines Gottes an den *Jupiter Olympius* des Phidias, oder ähnliche Kunstwerke dachten. Doch mögen wohl so Tempel, als Bilder nur hier und da vorgekommen sein, lieber und feierlicher aber mochte, namentlich in den ältesten Zeiten, der Gottesdienst in Hainen und Wäldern vollbracht werden; nicht der Freiheit halber, wie Möser wähnte — denn zu so feiner politischer Berechnung gehörte wenigstens langjährige Erfahrung — nicht blos aus Unvermögen, wie Rühs annahm — denn wenn die Deutschen auch nicht die Kräfte hatten, Tempel zu bauen, wie der der Diana zu Ephesus, so hatten sie auch nicht die Kenntniss davon und folglich nicht das Bedürfniss nach solchen — endlich auch nicht aus Gefühl von der Grösse der Himmlischen, wie Tacitus glaubte — denn ein naturgemässes Volk fühlt die Kluft zwischen dem Endlichen

Digitized by Google

und Unendlichen noch nicht so lebhaft. Beigetragen können manche dieser Umstände haben; vorzüglich aber mochte bei den Deutschen das natürliche Gefühl wirken, dass, wie Sie ungern in enge Gemächer sich einschlossen, wie Sie lieber in Wald und Bergen schweiften, so auch die Götter im freien Spiele der Naturkräfte sich gefielen. Trat der Deutsche in das heilige Dunkel seiner Haine, fühlte er die innern Schauer, mit denen des Waldes feierliches Schweigen die Brust erfüllt, dann glaubte er an die Nähe seiner Götter, dann rief er ihre Namen aus und betete zu ihnen *). Ueber das Wesen dieser Gottheiten aber wissen wir wenig oder nichts und wir können eben so wenig mit Gewissheit Wodan, oder Frigga für Gegenstände allgemeiner Verehrung erklären, wie irgend ein andres Gebild der nordischen Sagenwelt. Alles was die Römer von der Persönlichkeit dieser Götter mittheilen, ist entstellt und unsicher; am unbegründetsten wahrscheinlich das, was sie von den entferntesten Völkern

*) In der von Laden angeführten Stelle liegt nirgends, dass die Deutschen das geheime Walten des Unergründlichen angebetet hätten. Sie fühlten das Ueberirdische, fanden aber in der Nähe ihrer Götter eine natürliche Erklärung dafür. Auch liegt in jener Stelle nicht die Idee, wie man vielleicht glauben könnte, als hätten die Deutschen die Gottheit gar nicht personifiziert. Die Römer hatten, nach dem Zeugnisse Plutarchs, 170 Jahre weder Tempel noch Bilder. Hatten sie aber darum keine Götter? Wer aber denkt bei dieser Stelle nicht an die herrliche Erzählung von dem Indianer, der bei dem schäumenden Wassersturze in schweigender Anbetung lange auf seinem Angesichte lag und als die Reisenden, die er führte und die unterdess die Naturerscheinung von allen Seiten betrachtet hatten, ihn nach der Quelle seiner Rührung fragten, zur Antwort ertheilte: er huldige dem grossen Geiste, wobei er jedoch schwerlich an ein höchstes Wesen, wohl aber an die Nähe eines hohen, mächtigen Geistes dachte.

anführen. Als die Deutschen mit dem Auslande in Berührung kamen, mag manche fremde Idee eingeschlichen haben; nach den langen und blutigen Kriegen möchte auch ihre Religion wildere Züge bekommen; so wie in der letzten Zeit des Kampfes mit dem Christenthum viel Verzweiflung der Anhänger des Alten einen gröberen Aberglauben gebohren haben mag. Früher waren ihre Ansichten gewiss edel, unschuldig und natürlich, ohne dass man deshalb ihnen eine über ihre Kräfte reichende hochausgebildete Religion zuschreiben muss. Von ihrem Opfern, ihren Priestern und andern religiösen Instituten werden wir noch besonders sprechen.

Ungewiss ist es endlich, ob die vielen geistigen Wesen, mit denen die Phantasie der deutschen Völker die Elemente bevölkerte und von denen Böhme ein so vollständiges und schönes Verzeichniss geliefert hat, ihren Ursprung auch schon so frühen Zeiten verdanken, oder ob sie in der Abgeschiedenheit des Nordens und der brittischen Insel entstanden sind. Die reineren Gattungen, der Elementargeist, die in Schottland im Nebel der Heiden walten, in England auf grünern Hügeln sich sonnen, in Schweden in den Klüften der Felsen hausen, im stromreichen Deutschland aus kühlen Wellen sich schwingen, mögen dem hohen, ernst dichterischen Geiste der Zeitgenossen Herrmanns entsprungen seyn; andre z. B., die den Deutschen so eigenthümlichen neckenden Kobolde, gutmüthigen Hausgeister u. a. vielleicht aus spätrer Zeit rühren, als auch der dichterische Sinn der Deutschen in einer verwandten Sphäre sich bewegte. Denn auch sie sind ein Zeichen des Volkscharakters.

B. Die Menschenopfer.

Menschenopfer also brachten die Germanen nach der Versicherung des Tacitus. Er erwähnt ihrer hier im Allgemeinen vom ganzen Volke, wie er bei einer andern Gelegenheit, wenn er von dem heiligen Walde der Semnonen spricht, ein besondres Beispiel beibringt. Dass diese Opfer nicht gerade dem Merkur galten, ist wohl klar. Dass sie aber überhaupt stattfanden, davon sind aus der Geschichte fast aller germanischen Stämme, von den Cimbern herab bis auf die Franken vollgültige Zeugnisse vorhanden. Tacitus gedenkt ihrer gleichgültig im Vorbeigehen, ohne ein Zeichen des Abscheus zu verrathen, ohne nur einen Schluss auf die Barbarei jener Völker daraus zu ziehen. Was sollte er auch eine Gewohnheit verdammen, die bei so vielen orientalischen Völkern und zur Zeit hoher Ausbildung stattfand, die bei den Griechen bis auf die Perserkriege vorkam und selbst den Römern in früherer Zeit nicht unbekannt war, ja vielleicht nicht einmal so grausam gewesen ist, wie ihre Gladiatorspiele. Und fand sie nicht bei den Galliern noch zur Zeit des Cäsar statt? So lange die Idee nicht fest in dem Herzen eines Volkes eingewurzelt ist — und welches Volk hätte schon auf der Stufe gestanden, die eine allgemeine Verbreitung dieser Idee erfordert — dass kein Mensch das Recht hat, mit dem Leben eines Andern zu schalten, dass nicht einmal die Einwilligung des Leidenden dazu berechtigt, dass dem ewigen Lenker über den Sternen allein die Gewalt über Leben und Tod zusteht, so lange zürne es ja nicht jenen alten Völkern. Denn gleich ist es am Ende, ob ein Menschenleben dem vielleicht ungerechten, oder missverstandnen, auf jeden Fall zu einem solchen Schritte nicht berechtigten Gesetze, oder

Digitized by Google

ob es dem Glauben geweiht, ob es als Opfer für die Erhaltung der Sicherheit, oder ob es als Mittel für die Erwerbung göttlicher Gnade betrachtet wird *). Mag es eine Frucht sinnlicher und niedriger Ansichten über die Natur der Gottheit sein, wenn die Ueberzeugung in einem Volke herrscht, dass blutige Opfer Gott gefallen könnten. Wir haben den grössten Lehrmeister gehabt, der je die Erde beglückt hat, hat aber die Menge wohl eine Ahnung von den reineren höheren Ansichten über das Göttliche und werden nicht selbst unsre kühnsten und erhabensten Gedanken von den Flügeln des Irdischen getragen? Nicht dass eine solche Idee unter einem Volke aufkam, aber wie sie sich gestaltete, kann einen Maasstab für die Beurtheilung desselben geben. Und auch hier stehen die Deutschen als ein achtbares, Ausschweifung roher Grausamkeit verachtendes Volk da. Kein blutiger Götzendienst, wie er in Karthago bei gefährlicher Lage des Staates 300 edle Knaben in die glühenden Arme des Moloch legte, wie er in Asiens heissen Ländern die theuren Lieblinge der Eltern, die Blüthe der aufkeimenden Jugend den Armen weinender Mütter entriss, um sie im sinnlosen Taumel auf dem rauchenden Altare des blutgierigen Abgottes zu opfern, konnte unter Deutschlands Eichen wurzeln. Gefangne nur waren es, im blutigen Kriege erbeutet, oft schon dem Tode in der Feldschlacht nahe, mit denen unsre Väter ihre Götter zu sichern glaubten. Und auch hier finden wir nirgends eine Spur von den

*) Uns scheint es thöricht, einen Menschen den Göttern zu opfern und wir haben Recht; ja aus unsrem Standpunkte würde es sogar grausam sein. Den alten Deutschen schien es widersinnig, dass die Gemeinde einen Hausvater am Leben strafen könne und ob sie nicht auch Recht hatten, will ich nicht entscheiden.

Digitized by Google

grausamen Martern, mit denen wohl die Wilden, den nördlichen Amerika ihre Gefangenen zu Tode quälten, wo entmenschte Weiber mit Spott und Hohn und den ausgesuchtesten Peinigungen sie verfolgten, wo entartete Jugend die Grausamkeit ihrer Väter an diesen Unglücklichen erlernte, wo alles, was teuflische Wuth ersinnen konnte, gleichgültig an dem bejammernswerthen Opfer geübt ward und dieses immer noch die grössten Beweise der Standhaftigkeit und Ausdauer gab, ihnen eine Nerve zu zucken, ohne eine Thräne zu zeigen, unter jubelnden Siegesliedern, in kühnen Verwünschungen seiner Peiniger, mit festem Muthe das Aeusserste erduldete und nur sehnend dem Momente entgegenbarrte, wo sein Geist sich aufschwingen würde in das Land, wo er den Wohnsitz seiner Väter glaubte. Schnell und schmerzlos scheinen die Deutschen ihre Opfer von den Banden des Irdischen befreit zu haben. Und dann war es kein Unglück mehr. Denn so gelind auch die Deutschen ihre Sklaven behandelten, so war doch mit dem Augenblicke des Gefangenwerdens alles dahin, was dem Deutschen an das Leben binden konnte: Freiheit, Ehre, Stimme unter Männern, Liebe bei Frauen, Achtung der Kinder. Die Deutschen liebten das Leben; denn sie lebten glücklich, aber sie fürchteten den Tod nicht; denn er galt ihnen nur für eine Fortsetzung des Lebens. Darum mochten jene kräftigen Jünglinge, die ungünstiger Wechsel der Schlacht in die Hände der Feinde brachte, freudig ein Opfer den hohen Göttern fallen, entrückt den beengenden Fesseln des Sklavenlebens, entrückt der Schande und dem Kummer. Nur die Schönsten, Stärksten, Edelsten wurden erlesen; denn makellos und rein nur konnte das Opfer die Götter erfreuen. Es war eine Ehre, den Göttern geweiht zu werden. Freudig gieng der Deutsche zum Tode und

nur der Römer mochte zittern. Die Deutschen brachten in diesen Opfern das kostbarste, was sie konnten, das Menschenleben den hohen Göttern dar, sie mit ihrem Siegsglück zu erfreuen. Sind die Opfer der Politik und der Herrschsucht, die in blutigen Partheikämpfen Ermordeten, die aus Religionshass von der heiligen Inquisition und andern frommen Anstalten Erwürgten, die durch grausame Aussprüche rauher, blutdürstiger Gesetze Gestürzten, die aus Liebe zur Gerechtigkeit und weiter Untersuchung in feuchten Kerkern Vermodeten, die in fremden, gleichgültigen Kriegen der Verschwendung und der Geldgier ihrer Fürsten Geopferten — oder etwa die auf den Gefangenschiffen der Engländer Verblichnen einer höhern Idee gefallen? Jahrtausende hat das milde Licht des Christenthums geleuchtet; es hat manche Brust entzündet, aber es hat lange gewährt, ehe es die Herzen erwärmte.

Zehntes Capitel.

Auf Vorbedeutungen und Loose*) achten sie ganz besonders. Der Loose Brauch ist einfach. In Pflöckchen schneiden sie einen Zweig von einem fruchttragenden Baume, unterscheiden diese durch gewisse Merkmale und streuen sie über ein weisses Gewand, regellos und aufs Ungefähr hin. Bald hebt der Priester des Staates**), wenn die Berathung das Volk angeht,

*) Siehe Cap. 10. A. **) Siehe Cap. 10. B.

geht sie aber eine Familie an, der Familienvater selbst, nach zu den Göttern gesendeten Bitten und mit gen Himmel gerichteten Augen, zu dreien Malen einzelne dieser Loose auf und legt die aufgehobenen nach dem vorher eingedrückten Merkmale aus. Sind sie hinderlich ausgefallen, dann findet keine weitere Berathung über dieselbe Sache an demselben Tage statt; sind sie günstig, wird noch der beglaubigende Ausspruch der Auspicien erfordert. Denn das ist auch unter den Germanen bekannt, der Vögel Stimmen und Rath zu befragen. Eine Eigenthümlichkeit dieses Volkes aber ist es, der Pferde Weissagungen und Mahnungen zu erforschen. Weisse, durch Menschendienst noch nicht befleckte Rosse, werden vom Gemeinwesen in denselben Wäldern und Hainen unterhalten. Sie spannt man an den heiligen Wagen und dann begleiten sie der Priester und der König oder Fürst des Staates und beobachten ihr Wiehern und Schnauben. Und keiner Vorbedeutung wird nicht allein von dem Volke, sondern von den Vornehmen, von den Priestern grösserer Glaube geschenkt; denn sie meinen, Sie wären Diener der Götter, Jene aber Vertraute. Es giebt auch noch eine andre Art, die Zukunft zu erforschen, wodurch sie den Ausgang schwerer Kriege erkunden. Einen Mann aus dem Volke, mit welchem Krieg ist, greifen sie auf irgend eine Weise auf und lassen ihn dann mit einem aus ihren Landsleuten Erlesenen in Zweikampf

Digitized by Google

treten. Jeden nach seiner Heimath Sitte gewaffnet. Der Sieg dieses oder Jenes wird als Vorentscheidung genommen.

A. Ueber die Loose.

εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.
Homer.

Dem ausgebildeten, erfahrnen, lebensklugen Gemüthe gehört an, die Zukunft von seinem Willen abhängig zu betrachten, Verstand und ruhigen Ueberblick der Verhältnisse für die einzigen Orakel zu halten, und aus der Vergangenheit und Gegenwart den Maasstab für die Zukunft nehmend, mit kühnem Blicke die Ereignisse zu berechnen. Das offne, einfache, gläubige Gemüth des Natursohns liebt den Gedanken, sein Geschick als Gegenstand der besondern Leitung höherer Wesen anzusehen, neugierig den Schleier, der über der Zukunft liegt, zu lüften und ahnungsvoll auf die werdenden Tage zu blicken. — Die Neigung der Deutschen zur Befragung des Schicksals durch allerlei Vordeutungen hat Möser der Freiheitsliebe dieser Völker zugeschrieben, in der Meinung, dass das freie Volk sich lieber durch Winke des Zufalls, als durch Rath und Ansehn der Menschen bestimmen lasse. Warum eine so künstliche Absicht dem einfachen Natursohne unterlegen? Allerdings mag es Veranlassungen gegeben haben, wo nicht die klar geordne, planmässige Absicht, wohl aber der natürliche Widerstreit der Interessen eine Befragung des Looses als einzig schickliches Auskunftsmittel erscheinen liess. Auch geschieht diese

Digitized by Google

Befragung in doppelter Absicht. Diese zeigt sich schon bei den Griechen. Auch sie hatten eine wunderbare Neigung zu den ahnungsvollen Vorzeichen der Zukunft. Dennoch aber nahm auch bei ihnen diese Erscheinung eine verschiedne Gestalt an, wenn sie aus einer verschiednen Quelle entsprang. Wenn die griechischen Helden, vom Hektor ausgefodert, wetteifernd sich zum Kampfe drängen, Jeder auf den Ruhm Anspruch macht, den gefürchteten Gegner zu bestehen und Keiner, mögt er auch im Herzen den Kampf gescheut haben, seiner Ehre soviel vergeben will, freiwillig einem Waffengeführten zu weichen, so musste das Loos entscheiden. Die Griechen fühlten wohl, dass Ajax der Einzige sei, von dem Sieg zu hoffen war, allein ein eigenmächtiges Vorziehen dieses Helden wäre Beleidigung seiner Mitbewerber gewesen und nur das Schicksal konnte unter Gleichen entscheiden. So kann auch bei den Deutschen in ähnlichen Fällen das Befragen des Looses zwar nicht eine Wirkung der Freiheitsliebe, aber eine Folge der Freiheit gewesen sein. Aber eine ganz andre Art der Vordeutungen ist es, wenn Telemach, über den Untergang der Freier sinnend, einen mächtigen Habicht zu seiner Rechten schwebend erblickt und der geübte Deuter ihm Glück und Sieg weissagt. Wer auf solche Vorzeichen achtet, will nicht die Art und Weise des zu vollziehenden Geschäfts, bestimmt nicht einmal die Frage, ob eine That zu vollziehen, oder zu unterlassen sei, beantwortet wissen, sondern er will nur das zagende Herz über den Ausgang beruhigen, durch äussere Erscheinungen den wankenden Muth befestigen und die Hoffnung gewinnen, die das Gelingen leichter macht. Diese Art von Vorzeichen folglich entspringt aus der Neigung des einfachen, natürlichen Gemüths, die Erscheinungen der Natur mit seinem Schicksale in

Einklang zu bringen und Beziehungen auf einen Entschluss, von dem die Seele voll ist, auch in gleichgültigen Vorfällen zu sehen.

Eine andre Frage ist es aber, warum bei den Deutschen, sowohl als bei andern ähnlichen Völkern, diese Neigung gerade bei den Gegenständen Befriedigung fand, die wir als vorzüglich dabei benannt vorfinden. Der Naturmensch ist mit Allem, was ihn umgiebt, befreundet. Die treuen Hausthiere ist er gewohnt zur Familie zu zählen. Selbst mit den feindlich, von ihm verfolgten Thieren des Waldes lebt er in einer Art geordneten Krieges und hat Sinn für die Anerkennung ihrer Eigenschaften. Denn noch hat ihn Beobachtung seiner selbst und der Natur nicht den Stolz eingeflösst, der den Gebildeten über alle Reihen der organischen Schöpfung erhebt; noch ist er gewohnt, die Thiere als auf gleicher Stufe stehende, nur verschieden geartete Wesen zu betrachten. So halten die Neger die Affen für Menschen, die nur nicht reden wollen, um nicht arbeiten zu müssen. So glaubt der Amerikaner seine Bären auch jenseits wiederzufinden. Leicht vereinbart aber der Gedanke, dass die Thiere, die den Menschen zugleich umgeben, auch von seinem Geschicke Kunde haben und daran Theil nehmen. Daher die oft wiederkehrende Sage von einem plötzlich erlangten Kennen der Thiersprache und von daraus geschöpftem Vorherwissen des Schicksals. Diess würde aber noch nicht hinreichen, gerade gewisse Thiere zu Verkündigern des kommenden Geschickes zu machen und nur das Zufällige, was sich in ihren Bewegungen zeigt, hat ihnen diesen Vorrang verschafft. Der Vogel, den hoch in den Wolken über unserm Haupte vorüberfliegt, wir wissen nicht, von wannen er kommt, noch wo er sich niederlassen wird. Eine plötzliche, unerwartete Erschei-

nung segelt er mit stolzen Schwingen durch die Räume des Aethers und unwillkührlich drängt sich dem gläubigen Gemüthe der Gedanke auf, dass er gesandt sei ein Bote des Glücks oder des Unglücks. Der mächtige Adler, der auf Felsen horstet, die nie ein Menschenfuss betreten hat, ist der Diener der Götter. Wie man den Flug der Vögel auslegt, ist dann Sache positiver Bestimmung und war bekanntlich bei den Griechen gerade umgekehrt, als bei den Römern. Dort war der Flug zur Rechten günstig, hier der zur Linken. — So ist auch das Wiehern der Rosse zufälliger und weniger zu berechnen, als die Laute andrer Thiere und überhaupt hat das helle Auge, das ernste, schweigende Wesen, was diese edlen Thiere beobachten, die auch die grössten Schmerzen ohne Schrei zu dulden pflegen, und mehr aus Muth und rüstigem Kraftgefühl ihre Stimme erheben, an sich schon etwas Geheimnissvolles. Sie galten für Vertraute der Götter. Natürlich hat sich diess später mannichfach ausgebildet und in manchem noch heute bestehenden Aberglauben Spuren hinterlassen. Aber immer ist es etwas Zufälliges in z. B. dem Begegnen eines Hasen, dem Heulen eines Hundes aus unbekannten Ursachen, dem Krähen des Hahns, was einer solchen Erscheinung ihre Bedeutung verleiht.

Alles diess aber sind eigentliche Vordeutungen, die das Schicksal ungebeten giebt, Bestärkungen mehr des Entschlusses, oder Warnungen. Wo es aber galt, gewisse Antworten der Götter, Entscheidungen streitiger Fragen zu empfangen, da ward, wenn nicht die Stimme einer begeisterten Seherin Orakel verkündigte, das eigentliche Loos befragt, nicht aus Freiheitsliebe, sondern weil der Glaube an eine Leitung seines Schicksals durch die Götter in den Herzen des Volkes eingewurzelt war. Von diesen Loosen hat uns Tacitus zwei

Digitized by Google

Arten geschildert: Ruthen *), die durch Zeichen unterschieden waren, und den Zweikampf, in dieser Beziehung vielleicht die erste Quelle der Gottesgerichte. Diese letztere Art ist jedoch vielleicht weniger Befragung des Schicksals, als ursprünglich aus der Idee hervorgegangen, zu erproben, welches Volkes Waffengebrauch zweckmässiger, welches Tapferkeit grösser sei. Die blutige Zerfleischung der Opferthiere, um aus den rauchenden Eingeweiden die Zukunft zu weissagen, scheinen die Deutschen nicht gekannt zu haben. Auch war dabei zu viel Willkühr; das Orakel war dem Volke unverständlich und nur der Deutung des geübten Priesters überlassen. Merkwürdig ist es, dass Tacitus des Glaubens an Träume nicht gedenkt. Auch findet man wirklich keine zu häufigen Spuren von diesem Glauben; wiewohl eine Stelle in den Kapitularien vorkommt, wo Traumdeutereien verboten werden. Im deutschen Heldenbuche kommt meines Wissens kein Traum vor, als der der Ute. Sollten vielleicht die deutschen Männer, ein kräftiges, thätiges Geschlecht, zu wenig Phantasie gehabt haben, um lebhaft und auffallend zu träumen?

*) Niebuhr macht im Vorbeigehen auf eine von Cicero (de divin. 2, 41) geschilderte Art, das Schicksal zu befragen, aufmerksam, deren Mittel fast noch mehr Aehnlichkeit mit den Runenstäben hat, als das von Tacitus beschriebene, bei dem ich wenigstens keine erblicken kann, vielmehr blos eine einfache, noch heutiges Tages z. B. bei Kinderspielen noch übliche Sitte wiedererkenne. Numerius Suffucius, ein vornehmer Präneste-ner, wurde durch häufige, zuletzt drohende Träume aufgefordert, an einem gewissen Orte Steine zu brechen. Als er es endlich, zum Gelächter seiner Mitbürger, that und der Felsen gebrochen war, zeigten sich Loose, mit alten Schriftzeichen in Eichenholz geschnitten. Sie erwarben jenem Orte grosse Verehrung und wurden durch einen Knaben gemischt und gezogen. Hier ist folglich von eigentlicher Schrift die Rede.

Digitized by Google

Eigen ist es immer, dass auch in den ältern griechischen Dichtungen es fast immer nur Weiber sind, die träumen, durch zartere Nerven und grössere Reitzbarkeit mehr dazu geneigt. In dem feurigen Orient aber ist die Heimath der Träume. —

Uebrigens zeigt sich auch bei den Deutschen die Erfahrung, dass höher denkende Geister, kräftige Volksführer, wo sie die Nothwendigkeit des Handelns erkannten, sich nicht durch die Warnungen der Vorzeichen hemmen liessen und wie Hektor im Verzweiflungskampfe für die Rettung des Vaterlandes die Mahnungen des Deuters verachtete, so kämpfte auch Ariovist, trotz des Abrathens seiner Frauen. Dass aber dann oft der ungünstige Erfolg gleichsam rächend das Ansehen der Loose bestärkte, lag wohl an der Entkräftung des freudigen Kriegsmuthes, der eine vermeintlich gegen den Willen des Schicksals unternommene Handlung begleiten musste. —

Endlich können die ganzen Ansichten der Deutschen von dem Vorschauen der Zukunft keineswegs mit den römischen Ideen verglichen werden. In Rom lagen diese Geheimnisse in den Händen eines abgesonderten, vornehmen Standes, der den Aberglauben und die Unwissenheit des niedern Volkes benutzte und bildeten im Laufe der Zeit ein wichtiges, zur Zeit der Republik namentlich unentbehrliches Gegengewicht in dem grossen Räderwerke der römischen Staatsmaschine. Bei den Deutschen waren es fromme Ahnungen gläubiger Gemüther, von keinem Eigennutze geleitet, von keiner Menschenlist entweiht. Der Hausvater befragte das Schicksal im Namen seiner Familie. Denn er war der Priester seiner Familie. Es liegt etwas unbeschreiblich Rührendes in diesen kindlichen Gefühlen des Natursohnes. Die ganze Natur spricht ihn an und ist ihm be-

Digitized by Google

freundet. Glücklich waren die Menschen, als sie noch überall etwas Göttliches ahneten. Aber ist der unauslöschbare Durst nach Wissen und Wahrheit, der die Menschheit aus jenem glücklichen Standpunkte riss und ewig fortreissen wird, der sie auf dunkeln Umwegen, auf unerklärten Bahnen zu andern und wieder andern Stufen führte, und der sie in ewig wechselndem Kreislaufe, selbst durch scheinbare Rückschritte dem Ziele nähert, nicht auch etwas Göttliches?

B. Ueber die Priester.

Fast nirgends zeigt sich Tacitus in so offnem scheinbaren Widerspruche mit dem von ihm sonst benutzten und beachteten Cäsar, als bei Gelegenheit der Priester. Cäsar erklärt, dass die Deutschen keine Druiden hätten, ein Ausdruck, dessen er sich, als des gallischen Priesternamens, auch hier bedienen zu müssen glauben mochte. Tacitus dagegen erwähnt sehr häufig der deutschen Priester ganz ruhig und als eine Sache, die sich von selbst verstände. Wie kommt es, dass Tacitus auch nicht mit einem Worte seine Annahme zu vertheidigen und die Gründe des Irrthums seines Vorgängers darzuthun versucht hat? Oder sollte etwa der Widerspruch nicht so bedeutend sein, wie es scheint? —

Die römischen Priester waren in verschiedene Kollegien abgetheilt, hatten unbegrenzte Vorrechte, erforderten gewisse gesetzliche Eigenschaften, Fähigkeiten, Kenntnisse. In Gallien hatte die Klasse der Druiden einen höchst einflussreichen Charakter angenommen. Diese Priester waren die Richter der Nation und rächten den Ungehorsam gegen ihre Aussprüche durch den entsetzlichen Bannstrahl. Sie standen unter einem ge-

Digitized by Google

wählten Oberhaupte, um welche Würde selbst Kämpfe geführt wurden. Sie waren von Kriegsdiensten und Abgaben frei. Sie waren zugleich die Erzieher der Nation, da Sie und nur Sie allein im Besitze eines Fonds geheimer Kenntnisse, die sie, ihre Verbreitung fürchtend, nicht einmal der Schrift anzuvertrauen wagten. Diese Kenntnisse bezogen sich auf die Fortdauer der Seele, auf die Gestirne und deren Bewegungen, die Grösse der Welt und der Erde, die Natur der Dinge, die Kraft und den Einfluss der Götter. Mit der Idee dieses mächtigen und gefährlichen Standes, den Cäsar gewiss oft zu beobachten und wohl auch zu benutzen Gelegenheit gehabt hatte, gieng er über den Rhein und fand freilich bei den Deutschen auch nicht eine Spur von allen diesen Einrichtungen. Er fügt noch hinzu, die Dentschen brächten keine Opfer, diess kann aber nur heissen, er hätte nicht gesehen, dass sie Opfer gebracht hätten und diess war sehr erklärlich, da er als Feind und nur kurze Zeit in dem von ihnen meist geräumten Lande sich aufhielt; die Opfer der Deutschen aber an gewisse Feste gebunden gewesen zu sein scheinen. Folglich hatte er auch keine Gelegenheit, die Priester der Deutschen in ihren Religionshandlungen zu sehen, mithin gar keine Spur von ihrem Dasein und dennoch behauptete er, die Deutschen hätten keine Druiden: d. h. keinen Priesterstand, wie er in Gallien war.

Sagt nun Tacitus etwas, was diesen Behauptungen widerspricht? Alles was er von den Priestern sagt, beschränkt sich auf Folgendes. Blos die Priester haben das Recht der Züchtigung, was sie im Namen der Götter ausüben. Sie gebieten in der Volksversammlung Schweigen und nöthigen dazu. Sie führen die weissagenden Rosse. Sie ziehen die Loose, wenn das Schick-

Digitized by Google

sal in Staatsangelegenheiten befragt wird. Sie berühren das Gewand jenes auf entlegner Insel bewahrten unbekannten Gottes. Ein Prieser in Weiberkleidern findet sich bei den Nahemarralern.

Die Theilnahme der Priester an den Vordeutungen und Religionshandlungen widerspricht den Anführungen der Cäsar nicht. Er hatte sie nicht in diesen Funktionen gesehen und die Vollziehung gottesdienstlicher Handlungen involviert noch keine kirchliche Gewalt. Allein wie sollen wir die andern Behauptungen des Tacitus mit dem Cäsar vereinigen. Scheint nicht der Umstand, dass die Priester allein züchtigen und Ruhe gebieten konnten, für das Bestehen einer mächtigen und einflussreichen Priesterkaste zu zeugen? Wollen wir die Worte des Tacitus wörtlich nehmen und als aus richtiger Anschauung der Sache entsprungen ansehn, so müssen wir das Zeugniss des Cäsar verwerfen; wir können die aus andern Stellen hervorgehende Verwaltung gewisser gottesdienstlicher Gebräuche, Befragung der Loose u. s. w. durch die einzelnen Hausväter mit der Idee eines Priesterstandes nicht vereinigen — denn wo ein solcher besteht, lässt er schwerlich den Laien die Fähigkeit zu religiösen Handlungen; Kirche schränkt Hausandacht ein —; wir müssen endlich den ganzen Geist der deutschen Verfassung als voraus falsch und unrecht erkannt betrachten. In der deutschen Verfassung herrschte das Volk und wir finden in keinem Gesetzbuche eine Spur von dem Dasein aristokratischer Vorrechte oder gar von Priesterschaft. Und könnten denn alle Reste eines so eignen, durchgreifenden Systems verschwunden sein? Priesterherrschaft geht mit Tyrannei der Grossen Hand in Hand. Sie wird sich schwer in ihrem ganzen Umfange erhalten, wo ein Einzelner mit unumschränkter Gewalt herrscht und kein

Digitized by Google

eifersüchtiger Adel da ist, dessen Kämpfe mit der herrschenden Macht sie benutzen kann. Sie ist unmöglich, wo Gleichheit der Stände obwaltet, wo ein Volksregiment stattfindet. Sie ist durchaus nicht anzunehmen, wo, wie bei vielen deutschen Völkern, die Einzelnen blos in gewissen Beziehungen zu einer Art von Staat vereinigt waren, in andern Hinsichten aber völlige Unabhängigkeit der Familien bestand. In Gallien war das Volk, nach Cäsars Zeugniss, so gut wie nichts und in gleichem Schritte mit den Priestern gieng ein mächtiger, in innre Zwiste und Wetteifer nach Besitz und Ansehn verflochtner Adel. Hier war der Boden, wo Priesterherrschaft wurzeln konnte. Auf dem von dichtem Gestrippe überschatteten Grunde gedeihen die gesprenkelten Giftpilze. Das freie Gefild, an sonnigem Hügel gelegen, trägt fruchtreiche Saaten. —

Wenn wir aber alle diese Umstände vereinigen, können wir nicht umhin, in den Worten des Tacitus Missverständnisse und Irrthümer zu vermuthen, und wahrlich, es musste für den Römer leicht sein, auf solche zu kommen, da die Grundideen der deutschen Verfassung der römischen, wie sie sich unter den Kaisern gestaltete, so schroff entgegengesetzt waren. Der Römer sah in Deutschland gewisse Personen gottesdienstliche Handlungen verrichten. Er sah sie aber auch in der Versammlung Schweigen gebieten; er sah sie die Verbrecher binden und züchtigen. Er hörte, dass die Züchtigung im Namen der Götter geschehe. Folglich waren diess Priester und ihre Handlungen geschahen kraft des Priesteramtes. Wie aber, wenn diese Leute jene gottesdienstlichen Handlungen blos als Hausväter vollzogen hätten und dann über ihre Familie das Strafrecht übten, oder als Beleidigte der Rache nachgiengen, oder auch im Auftrage der Gemeinde einen

Digitized by Google

Verbrecher verfolgten? Wie, wenn gewisse Glieder des Volkes, vielleicht die Aeltesten, zu gemeinschaftlichen und doch nur durch den Einzelnen ausführbaren Religionshandlungen erwählt waren und nun dieselben, wegen ihres Alters und Ansehens, durch besondre Bestimmung der Gemeinde auch mit der Vollziehung der Beschlüsse des Volkes und mit der Sorge für Ruhe und Ordnung in der Versammlung beauftragt waren? Dann übten sie diese Rechte nicht kraft eines Priesteramtes, sondern kraft ihrer andern Funktionen aus. Und gewiss wurden zu diesen Geschäften alte, einzeln stehende, mit keiner äussern Macht bekleidete Männer erlesen, von denen sich der kühne, freiheitsliebende, thatenkräftige Deutsche lieber zur Ruhe verweisen liess, als von seines Gleichen. Dann hatten aber die Deutschen auch wohl Personen, die etwa die Opfer besorgten, die Befragung des Schicksals im Namen der Gemeinde leiteten, die Bilder der Götter beaufsichteten, aber keine Priester, noch weniger Druiden. Nur diess ist mit dem Zeugnisse der Alten und mit der Natur des deutschen Volkslebens vereinbar. In keiner rein deutschen Quelle, nicht einmal in den nordischen Sagen finden sich Spuren von Priestermacht und Priesterherrschaft.

Wenn später die Vereitlung mancher Versuche der christlichen Bekehrer dem Einflusse eines herrschsüchtigen Priesterstandes zugeschrieben ward, wer bürgt uns dafür, dass nicht auch da Missverständnisse obwalteten? Wenn auch eben in dem Kampfe mit der Christusreligion das Heidenthum, noch einmal alle Kräfte sammelnd, sich zu einer selbstständigeren Form gestaltete, dennoch mochten oft die Einflüsterungen der Priester als Ursachen eines Widerstandes angegeben werden,

Digitized by Google

den die störrige Hartnäckigkeit des am Alten hängenden Volkes schon an sich bewirkte.

Es ist eine schwierige Aufgabe, über die Verhältnisse eines so einfachen Volkes, wie die Deutschen waren, ins Klare zu kommen. Denn theils treten die Ideen, in denen man selbst, als in einer Zeit aufgewachsen, wo die Formen des Lebens eine unendlich künstlichere Gestaltung angenommen haben, befangen ist, vielfach hemmend in den Weg, theils kann man sich von dem helleren Bilde nicht losreissen, was uns in Bezug auf die Griechen und Römer, die am frühesten und häufigsten die Blicke des Alterthumsforschers auf sich ziehen, vorschwebt. Wenn aber über alle die verschiednen Bildungsstufen der Menschheit ein durch gründliche, von Philosophie und Geschichte gleichmässig geleitete Untersuchungen genügendes Licht verbreitet ist, dann wird es Zeit sein, die schwierigste, aber auch den grossartigsten Charakter tragende und von dem vielseitigsten Nutzen begleitete Aufgabe zu lösen und eine durchgreifende, alle Seiten des Lebens beleuchtende, für Alles den Probirstein in sich tragende Kulturgeschichte der Menschheit zu schreiben. —

Eilftes Capitel.

Ueber geringere Angelegenheiten berathschlagen die Fürsten, über wichtigere Alle. Doch werden auch die Gegenstände, über die das Entscheidungsrecht bei dem Volke ist, vorher in der Versammlung der Fürsten in Erwägung gezogen. Wenn nicht etwas Zufälliges und Plötz-

Digitized by Google

liches vorfällt, ist die Zeit der allgemeinen Zusammenkünfte *) auf bestimmte Tage beschränkt, die entweder auf den Neumond oder den Vollmond fallen; denn dieser Zeitpunkt ist, nach ihrer Meinung, der günstigste zum Beginnen von Unternehmungen. Auch rechnen sie nicht, wie wir, nach der Zahl der Tage, sondern nach der der Nächte **). Dem gemäss bestimmen sie, so sagen sie an; die Nacht scheint den Tag zu führen. Das ist ein Uebel der Freiheit, dass sie nicht zugleich, noch wie auf Befehl ***) zusammenkommen, sondern dass der andre wie dritte Tag unter dem Zögern der sich Versammelnden verstreicht. So wie es der Menge beliebte, setzten sie sich im Waffenschmucke ****) nieder. Stillschweigen wird durch die Priester geboten, denen dann auch das Strafrecht zusteht. Darauf spricht der König oder Fürst, wie nun Jeder durch Alter, Kriegsruhm, Beredtheit hervorstrahlt; mehr mit dem Ansehn, das eindringlicher den Rath macht, als dass des Befehlens Gewalt ihnen zustände. Missfiel der Vorschlag, mit Geräusch wird er verworfen; gefiel er aber, dann schlagen sie die Framen zusammen. Die ehrenvollste Art der Beistimmung ist das Lob durch Waffen.

*) Siehe Cap. 11. A.
**) Siehe Cap. 11. B.
***) Andre: den conventum
Fall nehmend: noch wie ihnen geheissen.
****) Siehe unten Cap. 22. A.

Digitized by Google

A. Volksversammlungen.

Der Versammlungen gab es bei den Deutschen mehrere; die Familie, das Dorf, der Gau, das Volk hielten dergleichen. Die Letztern waren natürlich die wichtigsten, und von diesen spricht daher auch Tacitus. Hier erschien das ganze mannbare, freie Volk, soweit es wollte; denn zu zwingen hatte noch Niemand das Recht. Der Freie, der Adel, die Priester, die Fürsten und wo es Könige gab, auch diese waren zugegen. Diese Volksversammlungen wurden wahrscheinlich auch damals schon an bestimmten Tagen, etwa jährlich, wenn nicht unerwartete Fälle eintraten, zweimal gehalten. Jeder wusste die Zeit, und es bedurfte daher keiner besondern Berufung: so mochte auch der Ort bekannt sein, der natürlich ein freier Platz ohne Dach war. Die Zeit fiel in den Neu- oder Vollmond. Da man aus Mangel an Kalender die Tage nicht genauer anzugeben vermochte, man auch damals noch nicht so mit der Zeit geizte, war es natürlich, dass nicht Alle zur bestimmten Stunde zugegen sein konnten. Einige Schuld mochten auch Zufälle tragen, die auf dem Wege verhindert hatten; etwas auch die Freiheit bewirken, die sich nur ungern an die Zeit binden liess. Unter den fränkischen Königen herrschte noch dieselbe Sitte; allein sie konnten schon die Freien zwingen, da die Könige mehr zu thun hatten, als auf die Einzelnen zu warten. Um daher einen Jeden schnelle Füsse zu machen, verordneten sie, dass der in der Versammlung zuletzt Erscheinende, seine Nachlässigkeit mit dem Leben büssen solle. Den Charakter des Volkes hat dies aber nicht geändert; wir finden dieselbe Saumseligkeit noch heutzutage und im Mittelalter gieng es bei den Versammlungen der Reichstage noch toller her.

Digitized by Google

Hier vergieng mehrmals ein halbes Jahr, bevor Alle zusammen kamen, und einmal erledigte sich sogar der Punkt eher als der ganze Reichstag sich versammelt hatte. — Die Gegenstände der Volksversammlung waren bei der Einfachheit der Verhältnisse leicht zu übersehen; Krieg, Frieden, Bündnisse, Fürsten- und Königswahlen, Anklagen wegen öffentlicher Verbrechen waren die Hauptgegenstände. Meist mochten sie auch jedem vor Eröffnung der Versammlung schon bekannt sein, und da gieng man denn nicht unberathen in diese, sondern die Sachen wurden bei den Gelagen schon vorher durchdacht, besprochen, so dass die Einzelnen, wenn sie nicht in der Versammlung zu etwas andern bewogen wurden, für sich schon über ihre Stimmen einig waren. Ob die Stunde dem Halten der Versammlung günstig sei, erforschten die Priester; waren sie klug, so mochten sie weniger die äussern Zeichen beachten, als die gute oder böse Stimmung des Volkes, und im letztern Falle, wenn sie einen nachtheiligen Ausgang der Versammlung erwarten konnten, sie lieber gar nicht beginnen lassen. So war aller Verdacht entfernt; denn der Priester verkündete nur den Willen Gottes.

Den Vortrag hielt meist der von den Fürsten, der am besten dazu geeignet war, und so führten auch bei der Berathung selbst die aus dem Volke am kräftigsten das Wort, welche der Sache gewachsen waren. Der Hauptunterschied von den spätern und jetzigen Volks- oder Ständeversammlungen lag aber darin, dass damals Alle, Fürsten und Volk das Beste des Gemeinwesens mit gleicher Wärme wollten, und dass dasjenige durchgieng, was der grösste Theil des Volkes wollte, nicht wie heutzutage der Wille des Ministers. Denn später so wie jetzt haben sich die Interessen der Herrschenden und Beherrschten in der Regel getrennt, und

Digitized by Google

da weiss man immer die Sache so zu drehen, dass die Wünsche Jener zum Nachtheile Dieser durchgehen. Klagt man daher das deutsche Volk mit Recht von dieser Seite an, dass es dem Sinn für Oeffentlichkeit verloren habe, und darf man sich daher wundern, wenn in einigen deutschen Staaten das Volk es lieber sieht, wenn man es gar nicht um Rath fragt und gar nicht versammelt? Es schmerzt stets mehr, wenn man in seinen Angelegenheiten um Rath zwar gefragt, aber nicht gehört, als wenn man gar nicht gefragt wird. Denn dort handelt man gegen unsern Willen, hier nur ohne ihn.

Diese Volksversammlungen giengen, wie wir schon gesehen haben, nicht mit dem Emporkommen der königlichen Macht zu Grunde; vielmehr finden wir sie in der fränkischen Monarchie wieder, und zwar namentlich in den sogenannten Merzfeldern. Das Deutsche Leben war unter den Franken noch kriegerischer geworden, als es früher war; daher waren diese Merzfelder auch zunächst eine Versammlung des Heeres des Königs, und die Berathung über das Nöthigste wegen des nächsten Heereszugs war der wichtigste Gegenstand der Versammlung; doch kamen auch andre Sachen zur Sprache, und selbst Gesetze wurden gegeben, deren man früher weniger bedurfte. Pipin verlegte diese Versammlungen, die früher im Merz gehalten wurden, auf den Mai und nun hiessen sie Maifelder. Der Grund war nicht, wie man oft, wahrscheinlich aus eigner Scheu vor üblem Wetter, meint, dieses, sondern der, dass man früher das Volk nach der Versammlung in die Heimath entliess, und dann, wenn der Feldzug des Sommers begann, wieder zusammenberief, was mit schwierigen Reisen verknüpft war, wobei mancher Gelegenheit fand, sich dem Heereszuge zu entziehen, weil

Digitized by Google

der König seine Entschuldigungsgründe nicht zu prüfen vermochte und er doch durch dies Erscheinen auf dem Merzfelde seiner nächsten Pflicht Genüge geleistet hatte. Dies Alles vermied man aber, wenn man das Volk erst im Mai berief und dann mit ihm sogleich von der Versammlung in das Feld zog.

Noch Karl der Grosse hat wohl dreissig solcher Volksversammlungen gehalten; allein unter ihm, und schon früher berathete man über Vieles sich nur mit dem hohen Adel, ohne Zuziehung des Volks, und so kam es denn, dass das Volk nach und nach von Andern vertreten wurde, und nicht mehr selbst erschien. Dadurch verwandelten sich aber die Volksversammlungen in Reichstage, auf denen, bekanntlich in der spätern Zeit, das Volk durch die Kurfürsten, die geistlichen und weltlichen Herrn, und die Reichsstädte vertreten wurde. W.

B. Die Nacht.

Die Eigenheit, die Nacht dem Tage vorzuziehen, findet sich sowohl bei den Bewohnern des kalten, eisigen Nordens, als bei den Völkern, die in den glühenden Sandsteppen des heissen Afrikas leben. Wenn Jene den Tag hindurch, in ihren nur spärlich von einem bleichen Lichte durchschimmerten Wäldern umherschweifend, mit Stürmen und Wetter gekämpft hatten, sehnten sie sich nach dem freundlichen Dunkel des Abends, wo sie dann bis spät in die Nacht an dem rauchenden Heerde sassen und beim freudigen Zechen die Thaten ihrer Väter in wunderbare Sagen gehüllt sich erzählten, dann aber in die Arme des stärkenden und erquickenden Schlafes sanken. Die Neger im Innern Afrikas

schlafen diese Tage hindurch, oder liegen in träger Unthätigkeit da, von der furchtbar brennenden Hitze an Geist und Körper erschlafft; wenn aber die Nacht ihre kühlenden Fittiche regt, dann tönen rings die lieblichen Palmhaine vom Gesang und Klang wieder. Nur in den gemäßigten Zonen, wo das goldne Gestirn im höheren Glanze am dunkelblauen Himmel leuchtet, ist der Tag ein freundlicher und willkommner Gast. Den Deutschen aber bot nur die Nacht Vergnügen und Ruhe. Darum liebten sie diese freundliche Göttin. Woher aber kam die Berechnung der Zeit nach Nächten? Das freundliche Gestirn des Mondes, in dessen helle Scheibe das Auge ungeblendet blickt, ist allen Völkern, die auf der Stufe natürlicher Bildung stehen, werth und befreundet. Darum findet man fast überall, wohin Sesselrer gedrungen sind und zu den verschiedensten Zeiten den Glauben, dass an das Geschick des Mondes das der Erde geknüpft sei und die Angst, welche die Bewohner der neuen Welten bei einer Mondfinsterniss ergriff, so wie die Eile, mit der sie durch allerhand lärmendes Getöse dem nach ihrer Meinung verfolgten Monde zu Hülfe zu kommen suchten, ist auch fast allen Völkern des Alterthums eigen gewesen *). Weil nun aber die Art, auf welche sich die äussere Erscheinung der Sonne ankündigt, selbst für den Natursohn, der noch nichts davon ahnet, dass ein festes, unveränderliches Gestirn ihm leuchtet, dennoch eine stete und wiederkehrende zu sein scheint, so konnte

*) Wir brauchen deswegen nicht eine Fortpflanzung dieser Ideen von einem Volke zum andern anzunehmen. Ansichten, deren Quelle natürlich ist, können sich bei ähnlichen Völkern ähnlich entwickeln. Denn ewig ist das unumstössliche Gesetz: Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor.

Digitized by Google

auch nur sie die natürlichste und einfachste Eintheilung in Tag und Nacht bewirken. Der Mond aber gab durch die scheinbaren Veränderungen seines Wesens, sobald man das Regelmässige desselben beobachtet hatte, zu grössern und wichtigern Berechnungen Anlass. Da nun aber dieses Gestirn einmal auf die Zeitberechnung einen so grossen Einfluss hatte, so konnte vielleicht, namentlich bei Völkern, welche die Nacht an sich, als reichere Freudengeberin, dem Tage vorzogen, schon der Umstand die Rechnung nach Nächten empfehlenswerth machen, dass der freundliche Mond hauptsächlich bei Nacht sichtbar ist.

Die hier besprochene Berechnung war übrigens ebenfalls bei den Athenern und bei den Galliern gebräuchlich. Bei den Deutschen scheint jedoch die ganze Sitte blos im Sprachgebrauche und als Bezeichnung der Volksansicht, die auch noch in den Benennungen mancher Feste, wie: Weihnachten, Fastnachten sich äussert, gegolten zu haben, während der Anfang des eigentlichen bürgerlichen Tages immer vom Aufgange der Sonne an gerechnet wurde. Wenn auch in einem Kapitulare die Dauer des Sonntags von Abend zu Abend bestimmt wird, so hat doch Barth richtig bemerkt, dass hier jüdische Ideen zum Grunde liegen mochten und wiewohl es auch noch im Mittelalter gewöhnlich war, den Beklagten über so und soviel Nächte vorzuladen, so wurde doch Alles am Tage verhandelt und der Gerichtstag dauerte vom Aufgang bis zum Untergange der Sonne, so dass dieser Ausdruck mehr zu bedeuten scheint: dass der Beklagte sich stellen solle, wenn so und soviel Nächte verflossen seien.

Digitized by Google

Zwölftes Capitel.

Auch anzuklagen *) vor der Versammlung ist verstattet und auf Todesstrafe zu dringen. Einen Unterschied in der Vollziehung **) der Strafen bewirkt jedoch die Art der Verbrechen. Verräther und Ueberläufer nehmlich hängen sie an Bäume auf; Feige aber und Unkriegerische und die ihren Körper beflecken liessen ***), versenken sie in Koth und Schlamm und werfen Reisholz darüber. Diese verschiedne Weise der Hin-

*) Siehe Cap. 12. A.

**) Dass die Strafen sich nach der Art der Verbrechen richteten, wäre nichts Besondres gewesen. Denn diess fand überall statt, wo nicht der stoische Lehrsatz galt, dass alle Verbrechen gleich seien. Und auch dieser ist nirgends praktisch ausgeführt worden. Wohl aber schien es Tacitus merkwürdig, dass die Deutschen einen Unterschied in der Vollziehung der Strafen machten und solche Verbrechen, die einen Bruch des Gesetzes enthielten, öffentlich bestraften, die Vertilgung der Lasterhaften aber, deren Benehmen entweder eine durchgängig verdorbene sittliche Natur, oder wenigstens Eigenschaften beurkundeten, die in ihrer Verbreitung dem Vortheil des Staats gefährden konnten, wenigstens symbolisch mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckten.

***) *Corpore infames.* Vielfach erklärt. Trefflich sagt der, wie durch Alles, so auch durch Gründlichkeit und Eifer für Wahrheit echt deutschen Sinn beweisende Barth in seiner Urgeschichte Deutschlands: „Ehrlose an ihrem Körper, Leibesschänder kann beinahe nichts andres bedeuten, als unnatürliche Wollust und es gehört zu den Alberuheiten des Afterpatriotismus, durch Schrift und Sinnverdrehungen solche Flecken wegwaschen zu wollen.“ Und ist es nicht rühmlich genug für die Deutschen, dass sie eine so harte Strafe auf ein Verbrechen setzten, in dem die gebildeten Griechen nichts Schändliches sahen?

richtung deutet dahin, als müssten Verbrechen bei der Strafe gezeigt, Laster verborgen werden. Allein auch bei geringeren Vergehen müssen die Ueberführten, zu einer Art von Strafe *), mit einer Anzahl von Pferden und Rindvieh büssen, wovon ein Theil dem Könige, oder dem Gemeinwesen **), ein andrer dem beleidigten Theile oder dessen Verwandten zufällt. In diesen Volksversammlungen werden auch die Fürsten erwählt, welche in den Gauen und Dörfern Recht sprechen. Die Centener ***) sind dem Einzelnen dieser Fürsten als Gefolge aus dem Volke, sowohl zu Rath als Gewicht beigegeben.

A. Verbrechen und Strafen.

Jedem, der in einem, wenigstens der Form nach, ausgebildeten Staate lebt, wird es schwer, sich von der Folge des Verbrechens, der Strafe zu trennen; so gieng es auch Tacitus. Allein bei einem Volke, das, wie die Deutschen seiner Zeit, ohne die Bande des Staats lebte, kann es keine Strafe in unserm heutigen Sinne geben. An die Stelle des spätern Staats tritt die Gottheit selbst; denn je näher der Mensch noch dem Stande der Natur ist, desto näher stehender denkt er sich auch die Gottheit, je weiter aber der menschliche Geist vorwärts schreitet, desto mehr dringt er auch in das wahre Wesen derselben ein, und desto grösser wird die Kluft

*) Andre: eine nach Verhältniss der Strafen bestimmte Zahl u. s. w.

**) Siehe Cap. 12. B.

***) Siehe Cap. 12. C.

Zwischen ihr und ihm. Je näher sich der Naturmensch der Gottheit meint, desto menschlicher natürlich denkt er sie sich. Rache und Sühnung derselben muss, weil sie sein Theil ist, auch das der Gottheit sein. Doch will sie nur das Gute und Wahre; das Gegentheil beleidigt sie. Der Beleidigte kennt keine Nachsicht, keine Vergebung, aber Rache, und von dieser lässt er nicht, bis sie gesühnt, und so das Vergehen, welches sie veranlasste, ausgeglichen ist. Doch die Gottheit selbst kann oder will sich nicht rächen; es ist daher Pflicht des Menschen, ihren Willen zu erkennen, ihn auszuführen, ihm zuvor zu kommen; denn muss sich die Gottheit doch selbst rächen, so rächt sie sich doppelt, für die unterlassne Versöhnung der Menschen und für die eigentliche Beleidigung. Nicht bei den Deutschen allein war diese Ansicht; schon Hiob brachte seinem Gotte Sühnopfer, wenn seine Kinder Feste gefeiert hatten, weil sie dabei die Gottheit beleidigt und erzürnt haben konnten. Auch bei den Römern wurde der Verbrecher den Göttern geweiht.

Bei der Frage aber, wem die Pflicht obliege, die Rache der Gottheit zu sühnen, kam es auf die Art der Verbrechen an. War das Verbrechen am Gemeinwesen begangen, bestand es in Verrath desselben oder Uebertritt zu seinen Feinden, so lag diesem auch die Rache ob. Da aber nicht jeder Einzelne die Vollziehung denkbarer Weise übernehmen konnte, so vertraute man sie Einem an, am ersten aber dem Priester, der unmittelbar im steten Dienste der Gottheit stand. Nur hier war es möglich, nach Art unsrer Staaten und Strafen zu verfahren, nehmlich zu bestimmen, worin die Sühne der Rache der Gottheit bestehen solle. Dem Ausspruche des Gemeinwesens musste sich der Einzelne unterwerfen, und geschah es auch nicht aus freier Anerken-

Digitized by Google

nung, so geschah es doch wegen der unvermeidlichen Uebermacht. Nur hier war also auch eine Todesstrafe denkbar und fand wirklich Anwendung. Denn die Todesstrafe kommt bei den Deutschen deshalb so selten vor, weil Niemand vorhanden war, welcher das Recht, über Leben und Tod eines Andern ihm in Allem Gleichen abzusprechen gehabt hätte. Jede Anmaasung wäre aber auch vergeblich gewesen, denn es fehlte die Gewalt, die sie unterstützt hätte.

Alle andre Verbrechen: Diebstahl, Raub, Beleidigung, Verletzung, Mord waren nur Sache dessen, den sie betrafen. Da war kein Band, als das der Familie, welches mit beleidigt und so mit zur Rache aufgefordert gewesen wäre. Wer zu keiner Familie gehörte, stand allein und verlassen. Wie sollte aber hier die Rache der Gottheit gesühnt werden? Es stand Freier gegen Freien, Gleicher gegen Gleichen! Jedes Aussprechen eines Strafurtheils war unnütz: denn dem Gemeinwesen galt der Fall nicht, und der angedrohten Strafe lacht der Gleichmächtige, wenn keine höhere Nothwendigkeit ihn zwingt, sich ihr zu unterwerfen. Weil der Mensch die Rache dem Wesen der Gottheit beilegte, so musste sie aus seinem eignen Gefühle stammen. Unumgrenzt, wie ihm die Rache der Gottheit erschien, war auch die seine. Nur die Sühnung der seinen war ihm Maasstab für die der Gottheit. So brach also der Beleidigte zweifach angetrieben auch gegen seinen Beleidiger. Er fühlte die Nähe des Beistandes der Gottheit und so mochte er wohl meist durch das Bewusstsein des Rechts auch von dem Stärkern die Doppelrache zu sühnen vermögen. Gehörte er einer Familie an, so durchdrang jedes Glied derselben dasselbe Gefühl, und so entspann sich die blutige Familienfehde; denn die Pflicht der Familie des Beleidigers zur

Digitized by Google

Hülfe, zum Beistande, war eben so stark, nur in ihr die Kraft durch das Bewusstsein des auf ihr lastenden Zornes der Gottheit gelähmt. Am blutigsten mochte die Fehde dann sein, wenn der Beleidigte nicht selbst an ihr Theil nehmen konnte, wenn das Verbrechen ein Mord gewesen war; hier erfüllte neben der Doppelrache noch der Schmerz um den Erschlagnen das Gemüth. Was aber erfolgt sein musste, um die Fehde zu beenden, und welche Vorgänge nöthig waren, um die Fehde eintreten zu lassen, wer vermag das zu bestimmen, wer so tief in das Leben und die Brust unserer Ahnen zu blicken?

Doch mochte man auch das Ungemach, das Zerstörende dieser Fehden fühlen, es mochte in dem Menschen mehr Menschlichkeit rege werden, er mochte in der Gottheit mehr Göttliches ahnen, es mochte dem Schrecklichen der Fehde mehr das Rachegefühl unterliegen; wo sollte jetzt aber den Deutschen Hülfe herkommen? Nur aus ihm selbst! Es hatte nach und nach alles seinen bestimmten Werth erhalten: die Sachen, die Thiere, die Unfreien, selbst die einzelnen Glieder des Menschen. Die Unfreien waren ja auch Menschen und die Glieder des Freien ja auch seine Theile; wie leicht war es da, von dem Menschen auf den Freien, von dem Gliede auf das Ganze zu schliessen. Wegen Entwendung kleiner Sachen kann wohl nie die Fehde eingetreten sein; auch hatte man damals noch nicht Viel im Eigenthume; das Meiste war Allen gemein; da mochte man sich denn zuerst versühnt glauben, wenn nur die Sache zurückgegeben und ein Bestimmtes als Sühne noch ausserdem erlegt war. Wie man sonst durch die Fehde die Versühnung der Rache der Götter erkaufte, so erkaufte man jetzt durch Geld die Fehde, und dies gieng um so leichter, als selbst das

Digitized by Google

Leben und die Glieder der Freien einen deshalb bestimmten und vom Volke anerkannten Werth hatten. Mit diesem Schritte würde wohl das Leben der Deutschen so umgestaltet worden sein, wie durch kein späteres Völkergesetz, wenn er nicht allmählig geschehen wäre. Die Folgen mussten nothwendig diese sein: die Idee von der zu versühnenden Gottheit verminderte sich nach und nach; denn obgleich für die Fehde das Geld erlegt wurde, man also scheinbar die alte Ansicht beibehielt, so erhielt das Geld doch blos der Beleidigte. Zwar hätte man erwarten sollen, dass nun statt der Fehde Opfer gebracht worden wären, allein wir wissen Nichts davon. Dieser Schritt setzte dann auch voraus, dass durch allgemeine Anerkennung bestimmt war, was für jede Art der Fehde entrichtet werden muss. Diese Anerkennung kann man aber nicht blos auf sittliche Grösse, die doch wenigstens der Verbrecher nicht achtete, fussen, sondern es muss etwas Aeussres, eine Nothwendigkeit, ein Zwang, die Grundlage des Staates vorhanden gewesen sein, und so war es auch. Das Gemeinwesen war schon zu Tacitus Zeit gekräftigt; es umschlang nicht nur das Volk bei der gemeinen Heerfarth, es dehnte auch seine Bande auf andre Verhältnisse aus. Der Beleidiger des Einzelnen erschien als Beleidiger eines Theiles des Ganzen, als Feind im Innern, als Störer des Friedens. Ohne dass das Gemeinwesen ein Recht des Anklagens gehabt hätte, enthielt jedes Verbrechen einen Friedensbruch, für den das Gemeinwesen, oder die Fürsten, oder der König als Schützer des allgemeinen Friedens eben so gut die Lösung forderten, wie die Familie selbst. Doch hatten die Deutschen den grossen Grundsatz, weder den Beleidigten, noch den Verbrecher sogleich zu einer eisernen Nothwendigkeit zu verdammen. Vielmehr stand es Je-

Digitized by Google

dem noch frei stets des Erlegens des Geldes doch noch die Fehde zu wählen. Wäre diese Wahl nicht erlaubt gewesen, so hätte es leicht wie in Rom werden können, wo ein Römer auf dem Forum einst herumgieng, Ohrfeigen austheilte und nun gleich darauf von einem Sklaven die Geldstrafe dafür auszahlen liess. So hätte auch in Deutschland ruhig der Reiche Verbrechen begehen und sich leicht mit Erlegung des Geldes von allem Ungemache befreien können. Diess konnte er aber nicht; denn der Beleidigte hatte ja stets das Recht, die furchtbare Fehde gegen ihn zu erheben. Dieses Recht der Wahl hat sich mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten, da wir es schon bei Tacitus finden. Allein es zeigte sich dieses Recht der Wahl von einer noch erfreulicheren Seite, indem man dem Uebelthäter auch den Weg zur Besserung, zum Rücktritte in das Gleis des Bürgers offen liess, und wohl bedachte, dass auch der Gute fehlen könne. Hatte daher eine freie Ripuarin sich einem Unfreien zuweit genähert, ein Verbrechen, von dem der Deutsche, nachdem er einmal die Todesstrafen kannte, annahm, dass es nur durch Tod gesühnt werden könne, so reichte man dieser Verbrecherin nach ihrem Volksrechte, ehe man in die eheliche Verbindung mit dem Unfreien einwilligte, ein Schwert und eine Spindel, mit der Wahl die Spindel zu ergreifen, dem Unfreien zu folgen und so der Freiheit, dem höchsten Gute, zu entsagen, oder das Schwert zu erfassen, um den Unfreien damit — niederzustossen, und so das Gut der Freiheit zu erkaufen und das Verbrechen zu sühnen.

Es würde sich dieses Recht der Wahl auch noch länger erhalten haben, wenn nicht, zunächst bei den Franken, das Christenthum Eingang gefunden hätte. Auf wen konnte dieses erschütternder wirken, als auf

Digitized by Google

die Deutschen, auf diese Menschen der Kraft! (sobald es nur rein seine Strahlen regieren konnte). Wie musste ihre alte Ansicht von Rache, die sie selbst der Gottheit eigen meinten, durch den Zuruf der neuen Religion; wer dich beleidigt, dem vergieb! zerstört in Nichts zusammen sinken. Denn das darf man nun doch wohl sagen, dass die christliche Religion, wenn ihr eine besondre Eigenschaft beizulegen ist, die Religion der Liebe und nicht der Kraft ist. Eher kann man aber Zweifel über die Aussage der Alten hegen, dass die Sonne durch die dicken Nebel ihre Strahlen nur spärlich auf die deutsche Erde zu senden vermocht habe, als darüber, dass die Strahlen des Christenthums auch nur hier und da rein in die Brust der Deutschen drangen. Man lese nur Münter. Und so schied auch nur allmälig die Idee von der Gerechtigkeit der Rache von den deutschen Christen.

Die Form des Staates auf Zwang gegründet war nach und nach gebildet; es konnte daher nun auch von Strafe die Rede sein. Noch war aber die Familienverbindung stark und kräftig; diese wie der Staat befanden sich bei dem Erlegen des Geldes für Verbrechen zufrieden, und so standen eigentliche Strafen noch lange selbst nicht auf dem Mord und meist nur auf öffentlichen Verbrechen. Allein in jedem Verbrechen fand man einen Friedensbruch, der dem Staate durch Geld gebüsst werden musste. Der öffentlichen Verbrechen, welche das Wohl des Staats unmittelbar störten, wurden immer mehrere; besonders zog man auch den Meineid hierher, und da alle diese Verbrechen sehr hoch angeschlagen wurden, so stand auf ihnen die älteste Strafe: der Tod. Diese und Ehrenstrafen finden sich am frühesten, später die Glieder verstümmelnden, und am spätesten die heutzutage fast

Digitized by Google

einzig nur noch vorkommenden: die Freiheitsstrafen. Als sich der Staat noch mehr Rechte anmaasste und die Familienverbindungen erschüttert waren, sah sich jener, besonders wegen der ihm zustehenden Bestrafung des Friedensbruches, ermächtigt, die meisten Verbrechen, selbst den Ehebruch, der lange noch Sache der Familie blieb, mit Strafen zu bedrohen. Dennoch bestand daneben die alte Ansicht von der Ablösung des Verbrechens, jetzt mehr der Strafe, durch Geld noch lange fort. So wie vorher neben die Fehde die Ablösung trat, so trat jetzt neben diese die Strafe vom Staate ausgesprochen. Aber wie übte der Staat seine erlangten Rechte aus! Ohne Menschlichkeit, wie ein Tyrann, der endlich das lange Erzielte in seine Klauen bekommt! Die einfache Todesstrafe schien im Mittelalter bis in das sechzehnte Jahrhundert weit hinein ihm die gelindeste zu sein. Die Grausamkeit fand keine Grenzen, und was das Schrecklichste von Allem ist, auch der Unschuldige konnte den grauenvollsten Martern und Qualen, selbst dem Tode Preis gegeben werden, nehmlich durch die Tortur. Ihr Aehnliches hat die Menschheit nicht aufzuweisen, und in neuerer Zeit könnte man mit Saume ihr nur die Accise und den Zoll an die Seite stellen; doch natürlich in einer ganz andern Beziehung. Zur Ehre der deutschen Menschheit dürfen wir aber wohl vernehmen, dass ein Theil der Strafen nur als Schreckensbilder hingestellt ist, und man sich dann auch durch die Erlegung des Lösegeldes von andern befreien konnte.

Ich wollte diesen Abriss der Geschichte des deutschen peinlichen Rechtes, welche übrigens noch nicht geschrieben ist, nicht gern durch Nebenbemerkungen und die Uebersicht störende Erörterungen unterbrechen, und

Digitized by Google

füge daher Einiges, was sich namentlich auf das Verstehen des Tacitus bezieht, hinzu.

Wenn dieser sagt, dass man in der Versammlung anklagen und den Antrag auf Todesstrafe stellen könne, so beschränkt er diess zwar schon selbst, wie es scheint, auf Verbrechen, welche am Gemeinwesen begangen waren, und thäte er es auch nicht, so leidet es doch keinen Zweifel, dass diese Stelle nur so zu verstehen sei; denn Verbrechen, die nur Einzelne betrafen, gehörten zum Bereiche der Familie; am wenigsten konnte bei ihnen die Todesstrafe eintreten, wie wir aus den Obigen gesehen haben. Allein Tacitus mochte sich mit dieser Idee als Römer nicht so recht vertraut machen können; er sagt, nur kleinere Verbrechen habe man mit Gelde gebüsst, gesteht aber doch darauf (cap. 21) zu, dass auch der Todtschlag auf dieselbe Weise gebüsst wurde, den er doch gewiss nicht zu den kleinern Vergehen gerechnet haben wird. Eben da scheint er auch die Ansicht zu haben, als sei die Familienfehde durch das Erlegen des Wehrgeldes nicht aufgehoben, nur abgekürzt worden. Dies wäre allerdings auch denkbar; so viel ist aber gewiss, dass diese Ansicht der spätern Zeit nicht mehr eigen war, sondern das Eine das Andere ausschloss.

Wurde nun durch Erlegung von Geld die Fehde beseitigt, so nannte man dies später *compositio*, von *componere* beilegen, und die zu entrichtende Summe Wehrgeld; eigentlich nur dann, wenn es das Leben eines Menschen galt; denn ausserdem sprach man von Busse. Man mag das Wehrgeld ableiten wovon man will, es kommt immer auf dasselbe hinaus. Jeder hatte seinen bestimmten Werth, wie wir oben sahen; dieser musste für den Fall der Tödtung erlegt werden; kamen besondre erschwerende Umstände hinzu, dreifach, auch

Digitized by Google

weil zumfach. Allein der Werth, oder das Wehrgeld der einzelnen Ordnungen der Menschen war sehr verschieden. Alles hieng von dem höhern Grade der Freiheit ab, weniger vom Geschlechte; ja wir finden, dass das Wehrgeld der Weiber oft das doppelte der Männer gleichen Standes betrug, und diess zwar, weil sie weniger zur Gegenwehr geeignet sind; man also glauben machte, dass ihre Tödtung mehr Schlechtigkeit voraussetze. Im Mittelalter kam man aber davon zurück, und das Weib hatte nur die Hälfte des Wehrgeldes des Mannes von gleichem Stande. Dieses Wehrgeld wurde nicht blos bei der Tödtung entrichtet, sondern auch bei jeder Art der Verletzung; jedoch dann nur theilweise, und es ist höchst merkwürdig, in den ältesten deutschen Volksrechten die Bestimmungen über die einzelnen Arten der Verletzungen zu lesen. Jedes Glied wird besonders aufgeführt, die Art der Wunde unterschieden, ihre Länge, ihre Tiefe förmlich ausgemessen, um darnach die Höhe des Wehrgeldes zu bestimmen. Die Summe musste von dem entrichtet werden, welcher die Unthat begangen hatte; allein konnte er nicht zahlen, so haftete auch seine Familie. Bei der Tödtung bekamen es die nächsten Verwandten des Getödteten, so wie ihnen die Pflicht zustand, die Fehde zu erheben. Bemerkenswerth ist es noch und höchst folgerecht, dass, wenn die Tödtung an dem begangen war, der die nächste Pflicht zur Rache gehabt hätte, die Zahlung des Wehrgeldes ganz wegfiel; so erlegte die Kindesmörderin nichts, so auch der Vatermörder. Später forderte dann der Staat das Wehrgeld. Der Grund hiervon ist vielleicht auch darin zu suchen, dass die Familie sich selbst hätte das Wehrgeld zahlen müssen, oder auch darin, dass man, wie einst der athenienische Gesetzgeber Solon deshalb auf den Vatermord

Digitized by Google

keine Strafe setzte, weil man meinte, ein so ungeheures Verbrechen könne gar nicht vorkommen. Zur Zeit Karl des Grossen unterschied man zwischen Tödtung mit Vorbedacht oder Mord, und Tödtung ohne diesen oder Todtschlag, und setzte auf ersterm die Todesstrafe; für letzteren blieb aber die Erlegung des Wehrgeldes stehen. Uebrigens aber findet man noch weit später im Mittelalter Sprüchwörter, welche auf die fortdauernde Wahl des Fehdesechs neben dem Wehrgelde deuten z. B.: Wer Hände hat, mag schlan, wer Geld hat, mag bezaln.

Die Grösse des Wehrgeldes ist allerdings in den ältesten Gesetzen angegeben, und ungemein hoch für damalige Verhältnisse; z. B. für das Leben eines Freien erlegte man 200 Schillinge. Wissen wir nun wie hoch die Sachen im Werthe standen, z. B. dass eine Kuh nur zwei Schillinge kostete, so darf man sich wohl berechtigt glauben, anzunehmen, dass die Beleidigten oft mit Rücksicht auf die Verhältnisse des Beleidigers einen grossen Theil erliessen. Inwiefern man aber darnach die Grösse zu Tacitus Zeit bestimmen könne, überlasse ich einem Jeden zu eignem Nachdenken.

Uebrigens war auch für alle andere Verbrechen die Grösse der Busse bestimmt; und besonders hebe ich hier nur noch den Diebstahl heraus, bei dem zuerst die Sache oder deren Werth, (Capitale,) zurückgegeben werden musste, dann aber auch noch die besondre Busse, die oft sehr bedeutend war. Die Rückerstattung der Sache ist gewiss ein Punkt, der jedem Gesetzgeber ans Herz gelegt werden sollte, und an den Deutschen konnten hier unsre Philosophen und Gesetzgeber Weisheit lernen, die darüber, dass sie stets nur den Verbrecher im Auge haben, die Person des Verletzten vergessen, auf den doch zuerst gesehen werden sollte,

Digitized by Google

wenn der Staat davon spricht, Sicherheit und Wohlfarth der Bürger sei sein Zweck. Man sollte aber nicht blos bei dem Diebstahle darauf sehen, dass die Sache erstattet werde; möglichste Ausgleichung der Verletzung sollte auch bei andern Verbrechen berücksichtigt werden. Namentlich bei der Tödtung sollte der Staat zuerst bedenken, wie er durch den Mörder der vaterlos gewordenen Familie wenigstens den Unterhalt verschaffen könne. Aber da sperrt man den Verbrecher in Zuchthäuser, wo er sich besser befindet, als vorher, und wo er sich selbst noch, kaum sollte man es glauben, Vermögen sammeln kann, während die Hinterlassenen der Erschlagenen darben. W.

B. Das Gemeinwesen.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, dass die damaligen Deutschen noch in keinem, nach den Rechtsbegriffen unsrer Zeit gebildeten Staate lebten. Der durch Priester, Könige, und Fürsten geleitete Gesammtwille der Freien, wofür der Ausdruck: Gemeinwesen passend zu sein scheint, war Alles, war ihre *civitas*, ihre *respublica*. Hauptsächlich fehlte das, was auf eine feste, unabänderliche Grundverfassung deutet. Manches, was daraus hervorgeht, findet sich auch in diesem Gemeinwesen, allein es beruhte nur auf den durch Gesammtwillen geheiligten Gewohnheiten. Wenn in Staaten die ersten Männer nur Diener, Vertreter des Grundgesetzes, der Verfassung sind, so fällt bei einem solchen Gemeinwesen Beides in einer Person zusammen, und die ewaige Garantie leistet nur der dem Uebertreter entgegenstehende Gesammtwille der Freien. Man konnte sich noch nicht zu der Idee erheben, den Staat

Digitized by Google

als Staat zu betrachten; überall sah man in dem Staate nichts als den statt dessen handelnden Priester oder Fürsten, und der Gesammtwille der jedesmal in der Volksversammlung Vereinigten erschien am häufigsten als Real, nach heutiger Art zu reden. Der Krieg, der hier beschlossen wurde, war vom Staate beschlossen, der Jüngling, den man hier für wehrfähig erachtet hatte, war vom Staate dafür erkannt. So kann man auch sagen, die Geschenke, die die Fürsten erhielten, waren dem Staate gegeben, und der Theil der Busse, den der Staat erhielt, war doch einer bestimmten Person zuerkannt. Denn der Staat bestand nur in der jedesmal in Frage kommenden Person oder Mehrheit derselben. Es fragt sich hier, wer die Person war, die diese Busse erhielt. Das ganze Volk oder die Versammlung wohl schwerlich; die Theile würden sehr klein geworden sein, wenn Jeder etwas hätte bekommen sollen, und wäre diess, so würde Tacitus doch lieber gesagt haben, es würde diese Busse Allen zu Theil. Wahrscheinlicher ist es, dass irgend ein öffentlicher Zweck damit erreicht wurde. Diese Busse wurde wohl nicht zur Sühne der Gottheit gegeben; die Priester aber waren Diener derselben. Was zur Verehrung der Gottheit nöthig war, mochte wohl zuerst ein Gegenstand der allgemeinen Beisteuer sein, die man selbst als Theil der Anerkennung der Gottheit erachten darf, und so glaube ich denn, dass hier unter *civitas* der Priester des Staats zu verstehen ist, der diese Busse nicht als Privatperson, sondern als Vertreter des Staats und zur Bestreitung des bei dem Gottesdienste erforderlichen Aufwandes erhielt. Dies bekommt noch dadurch Wahrscheinlichkeit, dass z. B. die heiligen Pferde auf Kosten des Staats erhalten wurden. W.

Digitized by Google

C. Die Centener.

Wenn man auf Stellen, wie diese, die einer fast zahllosen Drehung und Deutung unterlegen haben, stösst, so weiss man kaum, ob man nicht hier dem Schriftsteller, der sich so unbestimmt ausdrückte, zürnen, ob man die Bemühungen der Gelehrten bewundern oder belachen und endlich ob man den Punkt selbst noch einmal berühren soll. Ohne die verschiedenen Erklärungen aufzuzählen, bemerke ich nur, dass *Centeni* auf keinen Fall hier blos das gewöhnliche lateinische Wort ohne Nebenbedeutung sein könne, indem diess im sechsten Capitel wegen des Folgenden nicht einmal die Worterklärung zulässt und indem es in unsrer Stelle zu einem Ungeheuer oder mindestens zu einer Lächerlichkeit führt. Licht für diese Stellen kann aber aus der späteren germanischen Verfassung geschöpft werden. Nach dieser finden wir, besonders bei den Angelsachsen und auch bei den Franken und Westgothen, den Gau, dessen Grösse stets verschieden war, in mehrere Verbindungen oder Distrikte, die im angelsächsischen Hundreden genannt wurden, eingetheilt. An der Spitze der letzteren stand ein Centenarius, der dem Grafen unterworfen war. Die Hundreden zerfielen nun aber wieder in kleinere Verbindungen, die Zehnter oder Decanien hiessen und abermals einen Vorsteher gleiches Namens hatten. Letztere bestanden nemlich aus 10 Friborgen, die auf mannichfache Weise unter einander verbunden waren. Hundert Friborgen der 10 Decanien bildeten nun eben eine Hundrede oder 10 Centene. Ein Friborg war aber schon eine Verbindung von zehn freien Männern, und die Decanie bestand daher bei den Angelsachsen nicht, wie man oft fälschlich annimmt, aus zehn freien Männern, son-

Digitized by Google

dern aus so viel Friborgen. Wenn es auch mit der Zahl nicht stets so genau genommen werden mochte, wie diess wegen der durch Geburt Hinzukommenden und durch den Tod Ausfallenden unmöglich war, so hat sich doch das Ganze hier zwar länger als dort, durch mehrere Jahrhunderte erhalten, besonders wenn wir schon in unsern Stellen die Spuren davon finden. Diess wird aber namentlich dadurch erklärbar, dass diese Einrichtung zunächst auf den Krieg, auf die Aufstellung des Heeres, das Gebieten des Heerbannes Bezug hatte. Merkwürdig sind hierüber besonders die Verordnungen der Westgothen, bei denen als unterste Anführer die Decane oder Zehntner erwähnt werden, die ihre Decanie zu stellen und sie anzuführen haben. Ueber diesen stehen die Centenane, die zehn Decanien stellen und anführen. Wenn der Centener feig ist und seine Centene verlässt, verliert er sein Amt und wird Decan; entlässt er ohne Ursache, namentlich durch Bestechung, Einen aus der Centene und schickt ihn nach Hause, so unterliegt er bestimmten Geldstrafen; dasselbe findet auch bei dem Decan statt; nur sind die Strafen hier geringer. Dieser beiden Männer geschieht aber fast bei allen andern germanischen Völkern Erwähnung, jedoch hier nur im Frieden, wo sie als Richter und Untergebne des Grafen erscheinen. Dass auch bei den Westgothen jene Männer im Frieden diese Stellung hatten, ist gewiss; nur fragt es sich noch, ob sie bei andern Völkern auch im Heere von gleicher Wichtigkeit waren. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, da wir es wenigstens vom Grafen wissen.

Gestützt auf die spätern Einrichtungen ist es wohl als ziemlich zuverlässig anzunehmen, dass die Centeni des Tacitus die späteren Centenane waren. Erst mochte

man nur immer neu gewählte tapfre Leute an die Spitze eines Haufens gestellt haben, der aus hundert Mann bestand; allmälig behielten sie aber ihr Amt für immer bei und wurden, als Anführer von Hunderten, Hunderte und Centener genannt. So wurde dies ein Titel, ein Ehrenname, der selbst da noch beibehalten ward, wo sie auch nicht gerade Hunderte unter sich hatten, wie diess schon zu Tacitus Zeit war. Ein für das deutsche Alterthum überhaupt wichtiger Fall ist der, dass die Einrichtungen im Frieden von denen des Krieges entlehnt wurden, was nöthig war, um sogleich aus dem Leben im Frieden das im Kriege schaffen zu können. So auch hier. Die cap. 6 im Kriege erwähnten Centenare treten nun auch im Frieden auf und sind dem Fürsten, der Recht spricht, beigesellt, damit sie ihn über die Verhältnisse der Sachen und Partheien genauer unterrichten und ihn mit dem Ansehen unterstützen könnten, was ihnen ihre Stellung als Ortsvorgesetzte verschaffte. Wahrscheinlich konnten sie in andern Angelegenheiten auch damals schon allein richten. Mit gutem Bedachte, glaube ich, setzt Tacitus: *ex plebe comites*, um sie von dem Gefolge zu unterscheiden, welches aus angesehnen Familien war und den Fürsten nur als Zierde und Auszeichnung, nicht aber als Rath und Beistand umgab.

Die später vorkommenden Zehntner oder Decane kannte Tacitus, der überhaupt von der ganzen Sache sich kein recht deutliches Bild machen mochte, noch nicht. Ich halte es aber auch nicht für richtig, unter dem Worte: *Centeni* das deutsche Wort Zehntner zu verstehen, wie Einige wollen. Denn einmal wäre es der Sprache Gewalt angethan, und dann ist es auch wahrscheinlicher, dass man die Gauen, nachdem sie

Digitized by Google

in Centenen eingetheilt waren, bei weiterer Fortbildung des Staatslebens, noch in kleinere zerfallen liess, als umgekehrt. W.

Dreizehntes Capitel.

Nichts aber, möge es die Angelegenheiten der Gesammtheit oder des Einzelnen betreffen, verhandeln sie, ohne im Waffenschmucke zu erscheinen *). Aber die Waffen zu tragen, ist Keinem erlaubt, bevor ihn das Gemeinwesen für tüchtig erkannt hat **). Dann schmückt in der Versammlung selbst entweder der Fürsten Einer, oder der Vater, oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Frame. Dies vertritt bei ihnen die Stelle der römischen Toga, dies ist die erste Ehre der Jugend, vorher scheinen sie Glieder der Familie, jetzt Bürger des Staates. Ausgezeichneter Adel, oder grosse Verdienste der Väter erwerben auch Knaben die Würde ***) des Fürsten; den Uebrigen, die stärker und schon vorlängst erprobt sind, werden sie beigesellt. Auch erröthet Keiner, unter dem Gefolge zu erscheinen ****). Und sogar Stufen

*) Siehe unten Cap. 22. A.

**) Siehe Cap. 13. A.

***) Andre: von dem Fürsten für würdig erklärt zu werden. Siehe Cap. 7. B.

****) *nec — aspici*; nach Andern auf die Knaben zu beziehen und sonach mit dem vorigen Satze zu verbinden: „und sie erröthen nicht, unter die-

Digitized by Google

hat das Gefolge *), die sein Führer bestimmt. Wie aber die Glieder eifersüchtig auf die Ehre sind, den ersten Platz bei ihrem Fürsten einzunehmen, so buhlen auch die Fürsten um den Ruhm, die meisten und wackersten Begleiter zu besitzen. Das ist Würde, das Macht, immer von einem grossen Kreise erlesner Jünglinge umgeben zu werden, im Frieden Zier und Schutz im Kriege. Und das erwirbt Jedem, nicht allein im eignen Volke, sondern auch bei benachbarten Staaten Namen und Ruhm, wenn er durch Zahl und Tapferkeit des Gefolges hervorragt. Erbeten werden sie auch durch Gesandtschaften und mit Geschenken beehrt und meist bewirkt schon ihr Ruf der Kriege Erledigung.

A. Wehrhaftmachung.

Ein in mancher Beziehung treues Bild der alten Deutschen lebte im 12ten und 13ten Jahrhunderte, freilich nur in einem Theile des Volks in den Rittern wieder auf. Beiden waren dieselben Tugenden, Beiden dieselben Fehler; nur gab das damals romantische Christenthum den Rittern theilweis eine andre Richtung.

Abschnitte im Leben, mit denen gleichsam ein neues begann, hatten schon die alten Deutschen und einer der wichtigsten mochte für den Mann der sein, in dem er für wehrhaft erklärt wurde. Wie der Hergang der

---

sen Genossen zu erscheinen.“ Dann liegt der Grund der Scham nicht in der Idee des Gefolges, sondern in ihrer Jugend.

*) Siehe Cap. 24. A.

Digitized by Google

Dinge dabei war, ob ein bestimmtes Alter, bestimmte Thaten erfordert wurden, sagt Tacitus nicht, und so vermögen auch wir nicht, es gewisser, als er selbst that, anzugeben. Es geschah öffentlich in der Versammlung, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch der damalige Deutsche von diesem Tage an alle Rechte für bürgerliche Verhältnisse erlangte, wie späterhin mit dem Eintritte der Grossjährigkeit, die freilich von der Erreichung gewisser Jahre abhängig wurde. Die alte Wehrhaftmachung wurde aber eben so gut allen freien Deutschen, sobald die Kräfte des Körpers und Geistes nicht gelähmt waren, zu Theil, als später Jeder die Rechte eines Mannes durch Grossjährigkeit erlangte. Anders war es allerdings damals, als die Ritterwürde feierlich durch den Ritterschlag ertheilt wurde. Nicht mehr alle Deutsche erhielten sie, nicht mehr nahm die Familie daran Antheil, nicht mehr die Volksversammlung, an deren Stelle die Kirche getreten war. Auch das Uebrige war ausgebildeter; wer Ritter werden wollte, musste erst den Stand des Buben und den des Knappen durchlaufen und sich einer so hohen Ehre, wie die des Ritterstandes, würdig gemacht haben. Viele blieben daher bis in ihr Alter nur Knappen, besonders als auch ritterliche oder adelige Geburt zur Erlangung jener Ehre erfordert wurde. Allein in den gedachten Jahrhunderten war auch diese Würde so geachtet, dass selbst die Kaiser sich ihrer nicht schämten. Das Ritterwesen selbst, eine Art Zunft, verbreitete auch über die andern Zünfte ähnliche Ansichten und Gebräuche; daher bei den Handwerkern, Lehrlinge, Gesellen und Meister, und hier, wo sich so manches Alte noch erhalten hat, finden wir die Ueberreste der alten Zeit auch noch jetzt, wo das Ritterthum längst von dem Federthume geschlagen ist. In der heutigen gelehrten Welt

Digitized by Google

vertreten Disputationen und Examina die alte Wehrhaftmachung und den Ritterschlag. Das blosse Schwert war sonst der richtigste Gegenstand dabei, allein heutzutage bleibt selbst der Galladegen in seiner rostigen Scheide stecken, und wenn auch den alten deutschen Rittern vielleicht die Gelehrsamkeit ihrer Enkel Bewunderung abzwänge, so würden sie doch bei dem Anblicke der ärmlichen, nutzlos gewordenen Waffe des Lachens sich nicht erwehren können, und nicht nur im Kampfe mit dieser, sondern auch, wenn es auf die gesunde Vernunft ankäme, oft den Sieg davon tragen. W.

Vierzehntes Capitel.

Zur Schlacht gelangt, ist es schimpflich dem Fürsten, an Tapferkeit übertroffen zu werden, schimpflich dem Gefolge *), der Tapferkeit des Fürsten nicht gleich zu kommen. Das aber ist entehrend für das ganze Leben und schmachvoll, nach dem Falle des Fürsten aus der Schlacht gekehrt zu sein. Ihn zu vertheidigen, zu schützen, auch seine eignen tapfern Thaten dem Ruhme desselben beizurechnen, das ist es, wozu sie vorzüglich verpflichtet sind. Die Fürsten streiten für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Sollte der Staat, in dem sie geboren sind, in langem Frieden und Ruhe erschlaffen, dann suchen die Meisten der edlen Jünglinge freiwillig

*) Siehe Cap. 14. A.

Digitized by Google

die Völker auf, die eben einen Krieg führen; theils weil diesem Volke die Ruhe verhasst ist, theils weil sie in Gefahren leichter berühmt werden, und weil ein grosses Gefolge sich nur durch Kriege bewahren lässt. Sie fordern nehmlich von ihres Fürsten Freigebigkeit jenes Streitross, jene blutige und siegreiche Frame. Statt des Soldes aber fallen Gastmähler und Gelage, bei denen die Kost zwar nicht erlesen, doch reichlich zugerichtet ist. Die Quellen aber dieses Aufwands verschaffen nur Kriege und Raub. Denn das Land zu ackern *), oder die Jahresfrucht zu erwarten, wären sie wohl schwerlich so leicht zu bereden, als wo es gilt, den Feind zu rufen und Wunden zu verdienen. Für Trägheit, ja sogar für Schwäche hält man, durch Schweiss zu erwerben, was man mit Blute gewinnen kann.

A. Das Gefolge.

Es scheint, als habe die Natur selbst die Waffe dem Knaben, dem Jünglinge, dem Manne, als erste Gefährtin zugesellt, und noch in unsern Zeiten liebt der Knabe, auch wenn er nicht das Commando der Regimenter hörte, als wäre es ihm angeboren, am meisten das Spiel der Waffen. So lange daher nicht Cultur und Kunst dem Manne die Waffenfertigkeit mit andern Beschäftigungen vertauschen lehrte, ist Tapferkeit seine

*) Siehe Cap. 14. B.

Digitized by Google

erste Tugend. Wie weise ist diese Einrichtung! Denn nur durch die Waffe vermag der Mensch in jenem Zustande seine Nahrung, seine Kleidung sich zu erringen, nur durch sie sich und die Seinen vor der Wuth der Feinde in menschlicher und nicht menschlicher Gestalt zu schützen, nur durch sie endlich zu einem freien, unabhängigen Manne sich herauf zu bilden. Darum finden wir aber auch bei unsern Urvätern, wenn sie uns in der Geschichte im unbändigen Kampfe mit den Römern entgegentraten, zuerst die Waffe als Kleinod. Legte sie der Jüngling an, so war er Mann; feierte der Deutsche Spiele, so geschah es durch sie; war in der Versammlung des Gemeinwesens ein Beschluss gefasst, so that sie ihn kund; nahm er ein Weib, so war, nächst ihrer Treue, sie das liebste Geschenk; und war endlich die Kraft entflohen, so ruhte sie auch noch im Tode neben ihm. So wehret denn auch heute den Knaben, zur Erinnerung an die Vorväter, das Spiel der Waffen nicht!

Nur mit Waffe konnte und wollte sich der alte Deutsche beschäftigen; Gewerbe, Handel, Wissenschaften und Künste, Staatsämter gab es nicht, und das Wort; „im Schweisse Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen“ kannte er nicht. Gelage waren nicht immer; Schlaf und Müssiggang konnte seine That- und Vollkraft auf die Länge nicht ertragen. Namentlich der Jüngling dürstete bei den Erzählungen der Väter nach Abentheuern, nach Thatenruhm, nach Ehre. Da trat aus dem versammelten Volke ein Mann hervor, bekannt und geehrt durch seine Tapferkeit, und durch das Glück seiner Waffen, geachtet durch seine Familienverbindung und seine Reichthümer. Dieser forderte auf, den fliehenden Feind zu verfolgen, den bedrängten Nachbarn zu Hülfe zu eilen, oder das Glück zu erja-

Digitized by Google

gen, wo es sich fände. Da strömte Herrn zu dem Manne, unter freudigen Gesängen, die Jugend des Gaues, um die jetzt noch blanken Waffen auch einst neben die die der Väter legen zu dürfen. Ihm gelobten sie Treue bis in den Tod und die Verbindung, wie sie Tacitus so kräftig schildert, war geschlossen. War die Fehde beendet, so kehrten sie heim, und meinten sich eines bessern Platzes am Heerde der Familie werth, als früher. Gab es die Veranlassung, so zogen sie auch wieder hinaus, wenn nicht unterdessen eine andre mannbare Jugend herangewachsen war, oder versammelten diese selbst wieder um sich. Diess waren Vasallen, nur ohne Land, ohne Lehngut, sagt Montesquieu richtig. Nur fügen wir hinzu: sie zogen aus freier Wahl mit ihrem Häuptlinge, den Vasallen war es Pflicht; (ihr Verhältniss zum Häuptlinge war mit der Fehde beendet, wenn er gleich auch im Frieden sie gern noch um sich hatte; das der Vasallen bestand für immer); sie bildeten keinen besondern Stand, sie waren Freie, aber die Vasallen bildeten ihn; sie standen nur während der Fehde unter ihrem Häuptlinge, und deren gab es wohl bei jedem Volke mehrere; die Vasallen waren mittelbar oder unmittelbar Alle vom Könige abhängig. Ehe es aber dahin kam, musste der alte Freiheitssinn, der so mächtige Könige nicht duldete, ersterben, und dies geschah durch die Frankenmonarchie. Die Franken sind daher auch die Begründer des eigentlichen Lehnwesens. Denn ihre kriegerischen Könige benutzten die kampflustige Jugend, und stellten sich an die Spitze der Häuptlinge mit ihrem Gefolge. War früher das freie Volk und das Heer, so lange es das Vaterland zu vertheidigen gab, Eines, und giengen diese alten Germanen nie auf Eroberungen aus, wenn es nicht die Noth gebot, so war gerade diese kampflustige Ju-

Digitized by Google

gend, die überall hin die Waffen zu tragen geneigt war, der Theil des Heeres, auf den sich der fränkische König am sichersten verlassen konnte, wenn er gleich jetzt auch das ganze mannbare Volk der Franken, gegen die alte Sitte, zu seinen Eroberungen aufbot. So eroberten nach und nach die Franken ganz Gallien, Burgund, Allemannien, Baiern und Thüringen, und unterwarfen sich zuletzt die stolzen Sachsen. Wer wundert sich, wenn bei solchen Eroberungen der Kriege kein Ende war, und deshalb die fränkischen Jünglinge nicht wie sonst nach beendeter Fehde zur Heimath zurückkehrten, sondern im Heere zum Manne und Greise heranreiften? Wem darf es aber auch wundern, wenn Diese von dem unermesslichen Grundeigenthume, welches dem Könige zufiel, für ihre Familie oder für sich, wo Schwäche oder Alter sie verhinderte, im Kriege ihren Unterhalt zu suchen, eine Scholle heischten? Wäre auch das Gefühl für Erkenntlichkeit in der königlichen Brust ganz erstorben gewesen, sollten sie nicht, um diese Krieger und ihre Sprösslinge fester an sich zu ketten, diesem Wunsche gern gewillfahrt haben? Es geschah: und noch ehe das sechste Jahrhundert verrollte, hatten die Vasallen mit dem Verluste ihrer alten Volksfreiheit ein reiches Grundeigenthum sich erworben. Versammelte einst der Häuptling die Jugend, so folgte, wer dem Drange in der Brust nicht widerstehen konnte; gebot jetzt der König, so musste Jeder erscheinen, und erschien er nicht, so hatte er sein Gut, ja (in der ersten Zeit) sein Leben verwirkt. Dahin brachten es die fränkischen Könige; aber diese Strenge rächte sich bald furchtbar an ihnen und ihren Nachfolgern. W.

Digitized by Google

B. Ackerbau und Grundeigenthum.

Eifrige Ackerbauer waren die alten Deutschen, wie schon Löser sagt, nicht. Doch stellt man sich gewiss oft das damalige Deutschland zu rauh und unwirthbar vor; denn wie hätte es ohne Handel, Gewerbsthätigkeit und Ackerbau ausserdem so viel Menschen ernähren können? Jagd, Fischerei und Viehzucht gewährten die nächsten und nöthigsten Bedürfnisse. Der Viehzucht befleissigten sie sich auch gewiss mehr als des Ackerbaues, einmal, weil weniger Arbeit und Mühe damit verknüpft war, dann, weil sie sich am leichtesten den Unterhalt dadurch verschafften und die Häute der Thiere zur Bekleidung und zum Lager brauchten, endlich weil sie namentlich die Pferde bei ihren Kriegen und Zügen nicht entbehren konnten. Diess waren ihre einzigen und liebsten Schätze; denn Geld war ihnen eigentlich noch eben so unbekannt, wie Grundeigenthum. Und doch mochten sie nicht die gehörige Sorgfalt und Abwartung, die schon das Hausthier verlangt, auf dieses verwenden; denn Tacitus findet das Aeussere derselben nicht preiswürdig. Anfangs war man zufrieden, eine zahlreiche Heerde zu besitzen; später aber begnügte man sich nicht blos mit der Anzahl, sondern freute sich auch an schmuckem, wohlgestaltetem Viehe. Die ältesten Volksrechte einzelner deutscher Völker legten bei den Rindern einen hohen Werth darauf, dass sie schöngehörnt seien. Auch Tacitus mochte der Meinung sein, denn sonst würde er nicht diesen Punkt so vorgehoben haben. —

Noch weniger als die Viehzucht mochte den wahrhaften Deutschen der Landbau mit seinen Mühseligkeiten ansprechen. Er überliess ihn den andern Gliedern des Hauses, und schon deshalb mochte er nachlässig

Digitized by Google

betrieben werden, wie man dies noch jetzt bei Wirthschaften sehen kann, um die sich der Herr nicht kümmert. Jetzt trägt mühsam der Bergbewohner die Scholle Landes auf die Felsenklippe, und murrt nicht; aber sein Brot durch Wunden zu verdienen, wäre es selbst im Dienste des Vaterlands, ist ihm ein schrecklicher Gedanke. Wie doch die Zeiten sich ändern!

Bei dem Allen — und wenn auch Tacitus sagt, den Herbst mit seinen Segen hätten sie nicht gekannt, sind doch die Aecker besäet worden, und die Ernte fehlte gewiss nicht. Woher hätten sie sonst das Getraide gehabt, welches sie dem Fürsten brachten? woher die Körner, um das ihnen werthe Getränke zu brauen? wie liessen sich die Höhlen zum Aufbewahren der Früchte erklären? wie hätten sie endlich das Linnene zu den Gewändern erhalten?

Der Ackerbau setzt stets einige Stufen der Kultur voraus, und da hierin die verschiednen Völkerschaften der Deutschen einander nicht gleich standen, so wurde auch der Landbau, wie selbst Tacitus sagt, nicht mit gleichem Eifer betrieben. Ebenso versteht es sich, dass ein Volk, welches mit gebildetern Völkern häufig im feindseligen oder freundschaftlichen Verkehre lebt, wie diess zwischen den Deutschen und Römern der Fall war, in einem Jahrhunderte weiter vorwärts rückt; und so müssen auch die Berichte des Cäsars, im Vergleiche mit denen des Tacitus, angesehen werden.

Es ist gewiss ein Irrthum, wenn man glaubt, dass, wo Ackerbau ist, auch nothwendig Grundeigenthum vorhanden sein müsse. Grund und Boden sind zwar allerdings erste Bedingung des Ackerbaues, allein daraus folgt noch nicht, dass dieser auch den Einzelnen so ausschliesslich zugehört, wie irgend eine Geräthschaft, die er täglich braucht; mit einem Worte, dass Grund-

Digitized by Google

eigenthum da sei. Unstreitig ist das Eigenthum an beweglichen Sachen bei den Deutschen früher vorhanden gewesen. In Bezug auf Grundstücke gieng man von der natürlichen Idee aus: die Luft, das Wasser, das Feuer, die Erde, sind Sachen, welche zum Genusse und Vortheile Allen gemeinschaftlich dienen; selbst ihre Natur ist so beschaffen, dass ein wahres Eigenthum an ihnen unmöglich ist. Denn eine Sache, die ich nicht willkürlich umgestalten und vernichten kann, ist auch nicht Gegenstand des Eigenthums; wenigstens lassen sich nicht alle aus dem Eigenthume fliessende Rechte darauf anwenden. Diess gilt also auch von der Erde, von den Aeckern. Gleich wie noch jetzt Niemand zweifelt, die Luft nach Gefallen benutzen zu können, ohne auf einen bestimmten Theil derselben ein ausschliessendes Recht zu behaupten, so war es damals auch mit Grund und Boden. Das Recht ihn zu benutzen war anerkannt, und insofern als die Benutzung desselben z. B. durch Säen und Ernten, einen grössern ununterbrochnen Zeitraum voraussetzt, war man auch vor den Eingriffen der Andern geschützt und gesichert; allein nur der Früchte und Nutzungen halber, nicht weil der Grund und Boden im Eigenthume des Einzelnen gewesen wäre. Ganz früh dachten die Deutschen gewiss gar nicht daran, dass sie auf Grund und Boden ein andres Recht haben könnten, als ihn durch Waiden und Ernten zu benutzen. Die Waide, auf der man nicht mehr hütete, den Acker, den man nicht mehr pflügte, hielt man eben so wenig noch für sein, als jeden andern Theil der Erde. Wem mochte es wohl einfallen, wenn er aus einer Gegend in die andre zog, sein Grundstück zu veräussern, ein Neues zu kaufen, oder gar zu glauben, auf das verlassne Grundstück noch ein Recht zu haben. Dadurch, dass, wo man nur hin-

Digitized by Google

kam, in der Regel genug Land vorgefunden wurde, fühlte man sich vorzüglich in dieser Ansicht bestärkt.

Am meisten sprechen für unsere Meinung die Stellen des Cäsar, wo er erst besonders von den Sueven, dann von allen Deutschen sagt, es sei gegen ihre Politik, den Einzelnen Grundeigenthum zuzugestehen, weil der am Meisten wage, der am Wenigsten zu verlieren habe und überhaupt der fleissigere Ackerbau den kriegerischen Sinn unterdrückt, so wie auch Vortheile des Lebens kennen lehre, von denen der nichts weiss, der nur den täglichen Unterhalt zu erlangen strebe.

Ich kann mich zwar nicht überzeugen, dass die Deutschen nach Ablauf jedes Jahres, in eine ganz andre Provinz ihres Landes gegangen oder zu gehen gezwungen gewesen seien, wie Einige aus den bekannten Stellen des Cäsar gefolgert haben. Allein soviel ist nach ihnen gewiss, dass nicht blos jährlich die Aecker unter den Zusammenwohnenden gewechselt wurden, sondern dass man sich auch ganz von seinen diessjährigen Wohnsitzen entfernte und in der nächsten Gegend ansiedelte; sei es, dass man dann eine ganz neue Fläche bebaute, oder dass nur die nächsten Ortschaften wechselten. Der Zweck, kein Grundeigenthum schätzen zu lernen, war erreicht, sobald nur nicht derselbe Acker das nächste Jahr bebaut werden durfte. Wozu also ein völliges Aus- und Durcheinanderziehen des ganzen Volkes, welches in seiner Ausführung ungemein viel Schwieriges gehabt haben müsste? Die erste Möglichkeit, festes Grundeigenthum zu erlangen, war dann vorhanden, als man nach Verlauf eines Jahres wenigstens seine alten Wohnsitze beibehielt. Eingedenk der alten Gewohnheit aber, bebaute man doch nicht wieder denselben Acker, sondern einen Andern, der aber in derselben Gemarkung lag. Dann auch konnte

Digitized by Google

mann entweder so wechseln, dass Jeder den Acker des Andern annahm, oder auch so, was nach Tacitus wahrscheinlicher ist, dass man auf seinem angewiesenen Flächenraume ein im vorigen Jahr liegen gebliebenes Stück dieses Jahr bestellte, und dies mochte auch schon nöthig sein, um den Boden nicht auszusaugen. Jetzt konnte man sich etwa zu der Ansicht erhoben haben, dass der von einer ganzen Familienverbindung eingenommene Flächenraum (Mark) ihr eigenthümlich gehöre. Der Einzelne hatte aber gewiss noch nicht, wie bei uns, ein wahres Eigenthum an seinen ihm angewiesenen Aeckern. Eine Idee, wie die der frühern Zeit, dass der Einzelne kein Eigenthum an Grund und Boden habe, verliert sich nur langsam und spärlich, und die des Grundeigenthums bildete sich höchst wahrscheinlich auch auf folgende Art aus. Der Wohnsitz blieb, wenn nicht ein Ungefähr einen andern aufzusuchen nöthigte, wenigstens eine Reihe von Jahren, endlich Jahraus, Jahrein derselbe. Zwischen jedem war ein Zwischenraum; daher konnte Jeder den nächsten Platz um seine Wohnung mit einem Zaune, Graben, oder einer Mauer umgeben. So wie das, was im Hause war, und der Platz selbst, auf dem dieses stand, im ausschliesslichen Eigenthume des Besitzers sich befand, so wurde diess nun auch auf das Grundstück ausgedehnt, soweit es auf irgend eine Art geschützt oder gewährt war. Der nächste Platz um die Wohnung bedurfte dieses ausschliesslichen Eigenthumsrechtes am Meisten, weil man allerhand Geräthschaften und auch wohl die wenigen Fruchtbäume, die man etwa zog, auf ihm hatte. Dass aber mit dem Einschliessen eines Platzes auch die Idee verbunden sein müsse, man wolle diesen Platz als Eigenthum betrachten, liegt sehr nahe. Man sagte: was im Hause sich befindet, will ich als

Digitized by Google

mein Eigenthum angesehen wissen, weil ich es in besondere Verwahrung genommen habe, und nun eben so auch das, was sich auf dem umzäunten Raume findet und diesen zugleich selbst mit. Man betrachtete ihn also so, als ob gleichsam das schützende Dach des Hauses sich über den ganzen Platz ausdehnte. Daher erwähnen auch die ältesten Volksrechte diese Umzäunungen sehr häufig, gebieten, sie nicht zu verletzen, und bestrafen die innerhalb derselben begangnen Verbrechen härter. Nach und nach, wovon wir jedoch eben keine bestimmten Zeugnisse haben, mochte man sich auch mit der Idee befreunden, dass alle Grundstücke, welche zu Haus und Hof gehörten, ein Eigenthum seien.

Soweit man endlich auf die angegebne Art einen Ort durch Umzäunung schützte oder gewährte, in Gewahrsam brachte, nannte man diesen selbst die Gewähr. Dann gieng man weiter und begreift unter Gewähr nicht mehr den Ort, der geschützt war, sondern die Rechte, die daraus flossen, (das Eigenthum), und so ist es denn gekommen, dass Gewähr die Eigenthumsrechte auf eine Sache bezeichnet, dass man bei der Armuth der Sprache, für alle die verschiednen Unter- und Abarten des Eigenthums das gemeinsame Wort: Gewähr beibehielt, und, um deutlicher zu bestimmen, welchen Umfang von Eigenthumsrechten man ausdrücken wollte, sich verschiedner Beiworte z. B. die volle Gewähr, d. h. wahres Eigenthum, bediente. Die Sache selbst heisst aber später nie Gewähr, sondern allemal nur der Inbegriff von Rechten, den man darauf ausübt. Mehr hierüber möchte die meisten Leser langweilen, doch zum bessern Verständnisse dient vielleicht noch Folgendes. Weichbild heisst das Wahrzeichen oder Wappen einer Stadt, welches an der

Digitized by Google

Grenze ihres Gebiets in früherer Zeit aufgestellt wurde. Dann nannte man alle innerhalb dieses liegende Aecker und Fluren der Stadt auch Weichbild, oder wenigstens Fluren im Weichbilde, woher auch die Redensart: nicht aus dem Weichbilde gehen, herstammt. Da nun endlich bestimmte, von der Stadt ausgehende Rechte auf diese Fluren zur Anwendung kamen, nannte man zuletzt auch das Recht der Stadt selbst: Weichbild.

W.

Funfzehntes Capitel.

So oft sie nicht in den Krieg ziehen, verbringen sie einen Theil der Zeit *) mit Jagden, einen grössern in Musse, dem Schlafe und dem Mahle ergeben. Unthätig ist auch der Tapferste und Kriegerischste, und während sie die Sorge für Haus, Hof und Aecker den Weibern, Greisen **) und den Schwächsten aus der Familie überlassen, leben sie in träger Ruhe. Ein wunderbarer Widerspruch des Charakters, da in denselben Menschen solch eine Liebe zur Unthätigkeit mit so grosser Abneigung vor der Ruhe sich vereinigt ***). Gewöhnlich ist es in

*) Andre: wenige Zeit mit Jagden. Wenn man aber die Erklärung annimmt, der wir gefolgt sind, so widerspricht Tacitus weder dem Zeugnisse des Cäsar, noch der Wahrscheinlichkeit. Siehe übrigens Cap. 15. A.

**) Siehe Cap. 15. B.

***) Siehe Cap. 15. C.

Digitized by Google

diesen Staaten, dass jedes Gemeindeglied freiwillig *) den Fürsten, theils vom Viehe, theils von den Früchten Etwas bringt, was als Ehrengeschenk genommen auch den Bedürfnissen abhilft. Vorzüglich gern sehen sie die Geschenke von benachbarten Völkern, die nicht nur von Einzelnen, sondern auch vom Gemeinwesen geschickt werden, und oft in erlesenen Rossen, grossen Waffen, Rossschmucke **) und Halsketten bestehen. Schon haben wir sie auch Geld anzunehmen gelehrt ***).

A. Die Jagd.

Dass das Jagen freistand und keine Verbote deshalb ergiengen, wird Niemand bezweifeln oder erwiesen haben wollen. Eher könnte es uns verwundern, wenn man die hierher gehörige Stelle nach der gewöhnlichen Weise übersetzt, dass die Deutschen sich wenig mit der Jagd abgegeben haben sollten, da sie doch später gewaltige Nimrode waren und auch Cäsar sie als solche darstellt. Zur Jagd nöthigte schon die Vertheidigung und der ausserdem eintretende Mangel an den ersten Bedürfnissen des Lebens. Als das Grundeigenthum fester ausgebildet war, war die Jagd ein aus dem echten Eigenthume fliessendes Recht jedes freien Besitzers. Allen Freien erlaubt, konnte sie aber nur in den Ge-

*) Siehe Cap. 7. A.

**) Andre: Köcher; der deutschen Kriegsart schwerlich angemessen.

***) Andre: Schon haben wir (nämlich Tacitus) gezeigt, dass sie auch Geld annehmen. Siehe übrigens Cap. 15. D.

Digitized by Google

meindewäldern und Fluren sein, da sie übrigens als Ausfluss des Privateigenthums galt. So verhielt es sich im Wesentlichen noch im Mittelalter, zur Zeit der Rechtsbücher, nur dass sich der Adel schon häufig das Recht auf den Fluren seiner Bauern vorbehielt, und die Landesherrn grössre Distrikte für Bannforste erklärten. Die Regalität der Jagd nimmt man oft zu früh und zu allgemein an. Noch jene Rechtsbücher sagen: — man erwartet gewiss von der Zeit ein recht grausenvolles Gesetz —, „Da Gott den Menschen schuf, gab er ihm Gewalt über alle Fische, Vögel und wilde Thiere, und darum haben wir Urkunde von Gott, dass Niemand in solchen Dingen seinen Leib oder Gesundheit verwirken möge!“ Jene abschreckenden Gesetze, die auf dem Verbrechen standen, das Wild, auf unserm Eigenthum geboren und von ihm zu unsern Schaden genährt, zu tödten, gehören einer spätern Zeit an, und noch in unserm Jahrhunderte konnte man zu Merseburg an der Saale an dem früher dort befindlichen Fasanengarten die Worte lesen: Wer da stört den Fasanenstand, den nimmt das Gesetz die rechte Hand! Es ist zwar wahr, die grausamen Strafen der vergangnen Jahrhunderte finden keine Anwendungen mehr; allein die Jagdverordnungen mancher kleinen Fürsten beurkunden noch einen sehr geringen Grad der Herrschaft der Vernunft und Gerechtigkeit. Die Sache gehört zwar weiter nicht hierher. Wenn es aber dem Landmanne untersagt ist, nicht auf jede Art seine Saat und Ernte vor dem Wilde schützen zu dürfen, wenn ihm Hunde zu halten verboten wird, und das Schiessgewehr hinweggenommen, so ist der Beweis geführt! W.

Digitized by Google

B. Das Alter.

„Den Vorsitz führte in den frühesten Zeiten wahrscheinlich der älteste Mann. So wollte es die Natur," sagt der hochgeachtete Luden. Schwerlich dürfte es aber so gewesen sein. Es hat zwar allerdings seine Richtigkeit, dass die Deutschen das Alter achteten, und die Jugend den Rath desselben nicht verschmähte. Allein am Gemeinwesen mochte es unmittelbar wenig oder keinen Antheil mehr haben. So wie der Jüngling, bevor er wehrbar gemacht war, der Familie angehörte, so war es auch bei dem Greise. War der Mann von ihr entfernt, so hatte der Grossvater die Aufsicht über das Hauswesen, namentlich über die Unfreien, die Bestellung des Ackers u. s. w. Er ruhte aus von dem frühern thätigen Leben. Wie der Jüngling und Mann in der Vergrösserung und der Befestigung des Gemeinwesens seinen Stolz und seinen Ruhm suchte, so beschränkte sich der Greis auf seine Familie; jetzt zählte er die Häupter seiner Lieben, wie einst die des Gefolges, und die Enkel und Nichten mochten mehr am Grossvater und Oheime hangen, als am Vater; denn dieser lebte für das Gemeinwesen, durch Krieg, Fehde und Versammlung, als für den engen Kreis der Familie, dem er am liebsten nur die Stärke seines schützenden Armes kund that. Noch spät herab im Mittelalter finden wir auch, dass der Mann, der über sechzig Jahre alt war, sich einen Vormund geben lassen konnte, der ihn vor Gerichte vertrat und vertheidigte. Was damals der Deutsche im Kriege war, das galt er auch im Frieden. Der Krieg forderte aber namentlich damals nur rüstige, kühne Streiter. Zum Kampfe zu ziehen, versagte doch wohl die Natur auch den deutschen Greisen. Nirgends finden wir auch nur angedeutet, dass die Führer

Digitized by Google

Männer von hohem Alter gewesen wären und die wir kennen, waren Alle jung; so Herrmann, so Arioviſt und Andere. Wer in den Verſammlungen ſprach und verfass, musste auch fähig sein, das Beschlossne vollziehen zu helfen; er musste im Kriege auch den Platz behaupten zu können gedenken, den er in der Verſammlung hatte. Dies findet aber Alles bei dem Greise keine Anwendung. Ich möchte also weit mehr schon nach der Natur behaupten, dass die Alten am Gemeinmeinwesen, selbst an der Verſammlung wenig unmittelbaren Antheil nahmen, weil eben Jeder in ihr auch Krieger sein musste. Tacitus bestätigt es vollkommen; nirgends erwähnt er des Alters, wo es das Oeffentliche gilt. Hier sieht er überall mehr auf die Jugend. — So muss es auch sein, wenn das Schwert und nicht die Feder die Gewalt ausübt. Man hat das Ehren des Alters durch das Uebertragen der Verwaltung des Gemeinwesens achtbar gefunden, auch wohl hin und wieder auf die unerwiesene Ableitung des Wortes von grau sich gestützt, und so Etwas dem damaligen Wesen der Deutschen fremdes untergeschoben, was man durch ähnliche Verordnungen der Römer und Griechen, deren Verfassung aber eine ganz andre war, bestätigt zu finden geglaubt hat. W.

C. Lebensweise.

Wer einen Blick in das vielverzweigte, rastlos thätige Treiben des heutigen Lebens zu thun vermag, kann sich vielleicht das der alten Deutschen kaum erklären, und doch war es ganz natürlich. Ihr Leben war Krieg, das unsre ist Friede. Für den Krieg bildete man sich aus, sparte seine Kraft, seine Güter; in

Digitized by Google

ihm fand man seine Bestimmung, ausser ihm wenig; im Kriege war volle Thätigkeit, aber mit dem Frieden trat der Mann aus seinem angebornen Wirkungskreise heraus. Jetzt ist es umgekehrt. Da stockt im Kriege der regelmässige Geschäftsgang, und wer zur Fahne schwört, meint sich aus seinem Berufe herausgerissen. Freilich zog man damals auch nicht für die Laune oder sogenannte Politik eines Ministers oder Fürsten in den Krieg! So wie der heutige Soldat Nichts thut, was er nicht vermöge äussern Antriebes muss, so der alte Deutsche im Frieden. Ich überlasse es dem Leser selbst, das aufzusuchen, womit der freie Deutsche sich im Frieden hätte angemessen beschäftigen können; denn ich finde Nichts und halte noch überdiess den Deutschen für klüger, als den, der heutzutage sich unerspriesslichen, die Freuden des Lebens verscheuchenden Aemtern oder Geschäften unterzieht, wenn er es nicht nöthig hat. Versetzt man sich in einzelne Thäler der Schweitz und Tirols, so ist man dem Leben unsrer Vorfahren sehr nahe gerückt, und wer sich ein Bild von den Vorbereitungen zur Herrmannsschlacht machen will, der lasse sich in Tirol die zum Kriege von 1809 erzählen. W.

D. Die Geschenke.

„Was thut der Deutsche nicht für Geld!
Ein schöner Ruhm! ein Sprüchwort aller Zeiten!“

sagt Göckingk in einem seiner von heitrer Lebensweisheit überströmenden, einst von Allen gekannten und geliebten, jetzt aber der Modesucht nach dem Neuen und Blendenden zum Opfer gewordnen Gedichte. Das Urtheil über die Deutschen, dessen er darin gedenkt,

Digitized by Google

scheint allerdings durch die Zeugnisse der Geschichte in mancher Beziehung bestätigt zu werden. Schon in den Partheikämpfen der Gallier finden wir nur zu häufig, dass deutsche Heerschaaren, von der Hoffnung auf Beute gelockt und durch die Geschenke der Partheihäupter bestochen, als Verstärkung der verschiednen Factionen auftraten. Nicht selten mochten sie das dabei erlangte Uebergewicht zu eignem Vortheile benutzen und Ariovist scheint denselben Plan gehabt zu haben, den später Hengist und Horsa in einem ähnlichen Falle mit glücklicherem Erfolge ausführten. Als die Römer unter dem grossen Cäsar bis an Belgiens äusserste Grenzen ihre Waffen ertönen liessen, mochten die Küstenbewohner des Rheins öfters um Hülfe angegangen werden und scheinen wenigstens in diesen Unruhen nicht selten ihren augenblicklichen Vortheil gefunden zu haben. Denn sicher trieb den klugen Cäsar nicht blose Ruhmsucht an, als er auch jenseits des Rheins seine Macht zu zeigen versuchte. Bald kämpften Germanen auch in den Heeren der Römer und deutsche Tapferkeit entschied schon damals über das Schicksal der Weltbeherrscherin.

Tacitus spricht an mehrern Stellen von den Geschenken, wodurch kriegskundige Häupter zur Hülfe gegen übermächtige Feinde aufgefordert oder für geleistete Dienste belohnt wurden. Auch scheint es oft vorgekommen zu sein, dass Nachbarvölker dem mächtigen Führer eines immer zum Kampfe bereiteten, zahlreichen Gefolges freiwillig Geschenke sendeten, um, wie durch einen Tribut sich Sicherheit von seinen unruhigen Begleitern zu erkaufen. — So ungefähr zinsten auch die Bewohner des schottischen Niederlandes, in den Revolutionszeiten der brittischen Halbinsel, dem Häuptlinge eines räuberischen Lebens, um ihre Heer-

Digitized by Google

den ungekränkt zu behaupten. — Bald finden wir in der Geschichte auch Könige und Völker, die von Rom Jahrgehalte und Geschenke annahmen, etwa wie die Vornehmen des Schweizercantons in früheren Zeiten lange von Frankreich regelmässige Pensionen bezogen, oder wie Schweden von derselben Krone stehende Subsidien erhielt. Ja wir erblicken Deutsche gegen Deutsche kämpfend von römischem Gelde und vom Partheihasse bestimmt.

Fast durch das ganze Mittelalter hindurch waren deutsche Krieger oft in dem Solde auswärtiger, namentlich italiänischer Monarchen und dies hatte wenigstens den Vortheil, dass auch die deutsche Treue zum Sprüchworte wurde, da die rauhe Ehrlichkeit unsrer Ahnen von der tückischen Verschmitztheit der Wälschen zu rühmlich abstach. In der ehrenvollen Rolle, freiwillig, für Geld in Andrer Sachen sein Blut zu versprützen, lösten freilich später die Schweizer die Deutschen ab. Dafür wurden nun die überflüssigen Kräfte unsres Volkes von einigen Vätern desselben benutzt und freie Deutsche, zur Füllung der Chatoullen hochgeborner Sünder, wie Sklaven in fremde Dienste verhandelt. So befleckte die Geschichte das civilisirte Europa im achtzehnten Jahrhunderte, ein Brandmaal, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte *). Unter den kriegslustigen Stämmen der alten Germanen war es Abneigung vor schnöder Ruhe und feigem Erschlaffen, was den thatendurstigen Jüngling auch in gleichgültige Kämpfe trieb. Denn konnte er auch frei in das innere Staatsleben eingreifen, so war dies doch meist zu einfach gestaltet,

*) Des edlen Seume einfache, nur durch die selbst erfahrnen Facta sprechende Schilderung jener Unthaten ist die bitterste Satyre auf die nur in Büchern lebende Grösse der neuern Zeiten.

Digitized by Google

als dass es seine Aufmerksamkeit hätte lange in Anspruch nehmen können. Während des Mittelalters war ausser den Waffen fast kein ehrenvolles Gewerbe und die Anmaassungen des Adels und der Geistlichkeit hatten die Interessen so verwirrt, dass für das Volk eigentlich Nichts mehr übrig blieb, wofür es erglühen konnte. Die kräftige Natur unsrer Ahnen erforderte aber einen Gegenstand männlichen Strebens. Die Päpste verstanden diese Neigung wohl und wussten sie zu ihren eignen Zwecken zu benutzen, als sie Millionen im Kampfe um das heilige Grab opferten. Als aber das stürmische Feuer der Kreuzzüge verraucht war, da blieb den Deutschen, der zu Hause keine Beschäftigung fand, Nichts übrig, als im Dienste des Auslandes den Waffen zu folgen. War ihm die Sache gleichgültig, für die er kämpfte, so hatte er doch auch zu Hause Nichts, was seinem Streben ein Ziel darbot. Denn Niemand dachte daran, das Volk für das Staatsleben zu erziehen und dadurch die edelsten Kräfte des Menschen für das gemeine Beste zu läutern. In neuern Zeiten war man zwar der Mangel eines Gegenstandes, für den der Mensch wirken und glühen kann, weniger fühlbar, da hier das Geld ein eben so würdiges als eifrig verfolgtes Ziel wurde. Wenn aber nun dennoch Deutsche, die gern auf ihrer Scholle geblieben wären, in fremden Kriegen, gezwungen und für Andrer Vortheil ihr Leben opfern mussten, so war die einzige Ursache eine Schändlichkeit, für die die Sprache keinen Namen hat. —

Was übrigens die von Tacitus erwähnten Geschenke betrifft, so mochten sie meist in dem dem deutschen Manne so werthen Waffen und andrem Kriegsgeräthe bestehen. Ob auch dann und wann überbildete Staaten, den Sinn der Deutschen verkennend, silberne und goldne Gefässe geschenkt hatten, doch wurden diese

Digitized by Google

Luxussachen nicht geachtet und Niemand wusste sie zu schätzen. Gold aber nahmen wohl zuerst die Führer der Grenzvölker von den Römern an, es zur Unterdrückung ihres Volkes und zur Befestigung ihrer Macht zu benutzen gedenken. So etwas mochte mit den spätern Königen der Markomannen obwalten, die Tacitus im 42sten Capitel erwähnt.

Sechzehntes Capitel.

Dass die Germanen keine Städte *) bewohnen, ist zur Gnüge bekannt; sie leiden nicht einmal an einander stossende Häuser. Gesondert und einzeln bauen sie, wie etwa eine Quelle, ein Wald gefiel. Die Dörfer **) legen sie nicht nach unsrer Art an, wo die Gebäude mit einander verbunden sind und zusammenhängen, sondern Jeder umgiebt sein Haus mit einem Raume, sei es nun, dass diess, um sich vor Feuersgefahr zu schützen, oder dass es aus Unkunde im Bauen geschieht. Denn nicht einmal der Bruchsteine oder der Ziegel bedienen sie sich und der Stoff, aus dem sie das ganze Gebäude errichten, ist roh und gewährt kein reitzendes Ansehn. Manche Stellen jedoch streichen ***) sie sorg-

*) Siehe Cap. 16. A.

**) Siehe Cap. 16. B.

***) Barth will statt illinent lieber inlineat und hält jene Erde für einen farbigen Leim. Er sagt: „das blosse Anstreichen, als Verzierung, folgt der Natur nach erst den Bedürfniss der festern Bauart."

Digitized by Google

fältiger mit einer so reinen und glänzenden Erde an, dass sie Gemälden und Farbenschattirungen *) ähneln. Auch unterirdische Höhlen pflegen sie zu eröffnen und belasten diese von oben mit vielem Dünger. Diese Orte gewähren ihnen sowohl eine Zuflucht gegen den Winter, als auch einen Raum zur Aufbewahrung ihrer Früchte; denn sie schützen vor der Strenge der Kälte und wenn einmal der Feind kommt, wird das, was am Tage liegt, verwüstet; das Verborgne aber und Vergrabne ahnet man entweder gar nicht, oder es bleibt schon deshalb sicher, weil man die Mühe des Suchens scheut.

A. Die Städte.

Es ist von Herrmann Conring herab bis auf unsre Tage über die Städte bei den alten Deutschen so Viel und Mancherlei gesagt und geschrieben, dass ich mich hier wohl darauf berufen darf, ohne zu fürchten, dass deshalb ein gebildeter Leser in Verlegenheit kommen und sich nicht wenigstens in vielen andern Büchern Raths erholen könnte. Die, welche den Deutschen Städte im wahren Sinne aufdrängen wollen, frage ich nur, was die Deutschen damit gemacht haben sollten; ja es würde wohl ohne das bestimmte Zeugniss der Alten keine kühne Vermuthung aufstellen heissen, wenn

*) Die *lineamenta colorum* mögen wohl eigentlich arabeskenartige Schörkel ausdrücken sollen. Denn Tacitus dachte an die römischen Gebäude. v. L.

Digitized by Google

man den Deutschen keine Städte und kein städtisches Leben zugestehen wollte. Nur da, wo einmal Betriebsfleiss, Handwerke, Handel, Künste und Wissenschaften blühen, können wir städtisches Leben und Städte suchen, und dann da, wo fremde Völker in ein Land einzogen, die Herrschenden wurden, und nun sich genöthigt sahen, sich wegen der Feindseligkeiten der Unterworfenen zusammenzuhalten, und so grössere Städte zu gründen, wie diess besonders bei den Römern der Fall war. Beides fand sich aber bei den Deutschen nicht. Die Stadt kann sich ohne das Land nicht erhalten. Nirgends aber hören wir etwas vom Verkehre zwischen Stadt und Land. Man gewann nur eben so viel, als man zur Nothdurft brauchte, und Keiner arbeitete in der Art für den Andern; denn jeder verfertigte sein Bedürfniss z. B. an Kleidung selbst. Wo wir daher bei den Deutschen feste Plätze finden, da ist ihr Zweck kein städtisches Leben, vielmehr mehrer allerhand Kleinodien, namentlich Vorräthe, gegen den Feind zu sichern, zuweilen auch um sich dadurch gegen ihn zu vertheidigen. Allein auch selbst diese setzen dann eine nahe feindselige Stellung, besonders zu den Römern, voraus. So wissen wir durch Plinius, dass die Burgunder ihren Namen von den an ihren Grenzen nicht selten errichteten Burgen erhielten. Am Rheine und an der Donau, wo die Römer festen Fuss fassten, finden sich allerdings auch Städte; allein diese waren nicht aus der deutschen Lebensweise hervorgegangen, und sie können nur für die Geschichte der Verfassung der spätern Städte in Deutschland von Wichtigkeit werden, indem hier die Frage aufgestellt ist, in wie fern man annehmen könne, dass diese spätere Verfassung, namentlich die des Raths und der Bürgermeisters, aus dieser römischen hervorgegangen sei. Auch

Digitized by Google

das Mährchen von der Gründung der deutschen Städte durch Kaiser Heinrich ist widerlegt; er verstärkte nur die Burgen und legte neue an, um sich vor den Feinden des Reichs, den Ungarn, zu sichern; nicht um städtisches Leben zu begründen. W.

B. Die Dörfer.

Die Familienverbindung ist die älteste bei den germanischen Stämmen, sie war sichtbar im Kriege und so auch bei der Ansiedelung. Diese geschah wahrscheinlich so, dass mehrere Familien sich, auf Geheiss oder nach eigner Wahl, in einer unangebauten Gegend niederliessen. Diess thaten sie nicht Städte- oder Gassenweise, wie wir heutzutage die Dörfer in sehr vielen, ja den meisten Gegenden Deutschlands z. B. an der Bergstrasse am Rhein sehen, aber auch nicht so, wie in einem Theile Westphalens, wo man nur fern liegende Einzelhöfe findet. Das deutlichste Bild von dieser urdeutschen Ansiedelung geben mir immer noch die meisten Dörfer am Fusse des sächsischen Erzgebirges. Hier nemlich sieht man sogleich, dass ein Dorf ein in sich geschlossenes Ganzes bildet, was nothwendig auch in der ältesten Zeit gewesen sein muss. Es stehen aber auch die Gehöfde der Einzelnen stets von einander getrennt, liegen meist an beiden Abhängen eines Thales und man sieht noch jetzt, wie den Einen ein Quell, den Andern ein Wäldchen oder eine Wiese anlockte, sich hier niederzulassen. Noch jetzt leitet ein Jeder von ihnen einen Quell in sein Gehöfde. Ja noch mehr, schon Tacitus spricht von einem besondern Raume um die Wohnsitze, ohne jedoch den richtigen Grund davon anzugeben, und die ältesten Volksrechte der Deut-

Digitized by Google

schen sind voll von Verordnungen wegen der Zäune und Mauern, die jenen Raum umgaben. Diese Volksrechte bestimmen namentlich, wie sie und was in ihnen liegt geschützt und wie sie überhaupt angelegt werden sollen. In der gedachten Gegend nun finden wir ebenfalls noch, dass die meisten Gehöfde und die daran stossenden Wiesen mit einem Zaune, selbst noch, wie in der ersten Zeit, von dichten Gebüschen, umgeben sind. Nur die Gebäude haben sich im Laufe der Zeit verändert. Damals waren es eine Art Alpenhütten, die in der Regel aus Holz zugezimmert, leicht abgebrochen und von Neuem aufgeschlagen werden konnten. — Ein völliges Zerstreutwohnen war namentlich in den Gebirgsgegenden unmöglich, weil man sich hier nur in den Thälern den Unterhalt verschaffen konnte, wo es allein Wieswachs, einige Aecker und Flusswasser gab. Die aber einmal in einem Thale wohnten, die bewog schon die Natur, nahe beisammen zu leben; übrigens ist das auch ganz dem Charakter der Deutschen angemessen. Die stete wechselseitige Rechtsverbindung, selbst die Worte des Tacitus, dass der Mann das ehebrecherische Weib mit Geisselhieben durch die ganze Ansiedelung oder das Dorf getrieben habe, lassen ein völlig abgesondertes Einzelwohnen nicht zu. W.

Siebenzehntes Capitel.

Die allgemein gewöhnliche Kleidung *) ist ein kurzer Mantel, der entweder mit einem Heftel**)

*) Siehe Cap. 17. A. **) Andre: mit einer Spange.

Digitized by Google

oder im Nothfalle auch nur mit einem Dorne zusammengesteckt ist. Sonst unbekleidet bringen sie ganze Tage neben Heerd und Feuer hin. Die Reichsten unterscheiden sich jedoch durch ein Gewand, was nicht bauschig ist, wie die Kleidung der Sarmaten und Parther, sondern anliegt und die einzelnen Glieder ausdrückt. Sie tragen auch Thierhäute, wobei die, welche dem Ufer am nächsten wohnen, mit geringer, die Entfernteren aber, da ihnen kein andrer Putz durch Handelsverkehr zukommt, mit grössrer Sorgfalt verfahren. Sie wählen sich das Wild, ziehen ihm die Haut ab und besetzen diese mit Flecken und Fellen von Thieren, die der äusserste Ocean und das unbekannte Meer zeugt. Die Weiber, die sonst im Ganzen dieselbe Tracht wie die Männer haben, kleiden sich jedoch häufiger in linnene Gewänder und schmücken diese mit Purpur aus, wie denn auch der obere Theil ihres Kleides nicht bis an die Hände reicht, vielmehr Arme, Schultern und auch der nächste Theil der Brust unbedeckt bleibt.

A. Die Kleider.

Die Kleidung wird bei natürlichen Völkern mehr von der Nothwendigkeit und Bequemlichkeit, als dem Streben nach dem Schönen und Geschmackvollen bestimmt, aber eben diess hat oft die Folge, dass das einfache, kunstlose Gewand des Natursohns unendlich mehr An-

Digitized by Google

mathiges und Reitzendes hat, als das gewählte und prächtige Kleid des gebildeten Stutzers. Freilich leitete der angeborne Schönheitssinn der Griechen sie auch bei der Anordnung ihrer Tracht auf gefällige Formen. Dennoch aber war ihre Kleidung einfach und prunklos. Wer aber fühlt nicht, dass die ungezwungne Hülle des Hellenen dem Ideale der Schönheit eben so nahe war, als unsre heutige, überfeinerte Tracht, die den Körper in greller Verzerrung erscheinen lässt, davon entfernt ist? Denn das eben macht die Tracht des Natursohns so reitzend, dass sie die möglichst freieste Bewegung des Körpers verstattet, dass sie den Formen desselben zwanglos sich anschmiegt, ohne sie zu verhüllen und nur durch das Schönste, was die Erde kennt, durch die Schönheit des menschlichen Körpers bezaubert. Dass aber diese im vollen Glanze sich entfalte, von keinen einschnierenden, beengenden, die Glieder zusammenpressenden Banden gehemmt, von kräftiger Gesundheitsfrische erhöht, das ist die wohlthätige Wirkung einer naturgemässen Kleidung. Weniger reitzend, als die griechische, mag wohl die Kleidung unsrer Ahnen gewesen sein. Dennoch aber treten ihre riesigen Gestalten Ehrfurcht und Bewunderung einflössend in ihr hervor. —

Dem Wunsche, vor den Stichen der Insecten, vor den brennenden Eindrücken der Sonnenstrahlen, vor dem Ungemache des Wetters sich zu schützen, verdanken die Kleider ihre Entstehung. Darum hat von jeher das Klima auf ihre äussre Gestaltung mächtigen Einfluss gehabt. Bei unsern Voreltern scheint diess aber in geringerem Masse stattgefunden zu haben, als man erwarten sollte, wenn man nicht wüsste, dass sie gegen die äussern Eindrücke zu abgehärtet waren, als dass die Einflüsse derselben hätten stark genug sein können,

Digitized by Google

sie zu vermögen, sich über die Schwierigkeiten hinwegzusetzen, welche der Einführung einer weichlicheren Tracht bei ihnen entgegenstanden. Der Deutsche fertigte seine Kleider selbst. Darum mochte zuerst eine Thierhaut, die Beute freudiger Jagd, die Schultern des Mannes umwallen, später erst mit zufälligen Zierathen, wie just die Laune sie angab, geschmückt. Bekanntschaft mit andern Völkern lehrte sie aber frühzeitig auch durch selbstgeschaffne Hüllen jene unbequemere Tracht zu ersetzen, wiewohl das Tragen von Pelzen immer blieb und später sogar zu grossem Luxus Veranlassung gab. Die gewöhnlichste Kleidung im Frieden war ein viereckiges Stück Tuch aus roher Wolle, was ohne ängstliche Sorgfalt um den Körper gehüllt wurde. Oft vertrat auch Bast die Stelle der Wolle. Die Knaben giengen nackt. Und überhaupt mochte bei einem Volke, das von Natur zur Sinnlichkeit nicht geneigt war und durch strenge Sitte sich gewöhnt hatte, sündhafte Gedanken zu verbannen, die Verhüllung nur selten der Nebenzweck der Kleidung sein. Der Hauptzweck blieb immer: Schirm vor den Beschwerden des Klimas. Denn badeten nicht Männer und Weiber gemeinschaftlich? Liess nicht auch die gewöhnliche Kleidung den grössten Theil des Körpers unbedeckt? ja bei den Frauen noch mehr, als bei den Männern. Im Hause mochten sie denn auch die lästigen Kleider meist von sich werfen und den nackten Leib am wohlthädigen Heerde wärmen. Die Kleidung muss entweder so streng verhüllend sein, dass sie dem gefährlichen Treiben der Phantasie gar keinen Spielraum gewährt, oder so sorglos, dass völlige Gleichgültigkeit das Bollwerk heiliger Unschuld und Keuschheit wird. Das Halbe ist, wie überall, das Schlimmste. — Im Kriege, wo es galt, alles Beengende und Hemmende zu vermeiden, trugen

Digitized by Google

die Deutschen einen noch kürzern Mantel, der blos die Schultern und die Brust bis an den Nabel bedeckte. Die Renonen, deren Cäsar und Andre gedenken, scheinen nie dasselbe gewesen zu sein, was Tacitus: *sagulum* nennt. Denn Cäsar kannte die Deutschen nur in der Kriegstracht. Auch nennt er an einer andern Stelle *) die Kriegskleider der Nervier: *sagula*. Dieser Kriegsmantel war bei einigen Stämmen, wie es scheint, vielfarbig; vielleicht als äusseres Abzeichen, wie bei den Plaids der schottischen Klans. Ueberhaupt mochte die Tracht bei den verschiedenen Stämmen verschieden sein. Die Belgier, als schon mehr mit civilisirten Nationen in Berührung, trugen unter dem Mantel ein bis an die Schenkel reichendes, gewebtes Gewand mit Aermeln.

Eine Hinneigung zu höherer Bequemlichkeit in der Kleidung zeigte sich jedoch schon zu Tacitus Zeiten. Denn er erwähnt, dass die Reichern eng anliegende und die einzelnen Glieder ausdrückende Gewänder getragen hätten. Wenn nehmlich einmal höherer Wohlstand auf den Gedanken gebracht hatte, das Nothwendige bequemer zu machen, dann folgte man gleichwohl immer dem eigentlichen Gebote der Landesart und während die Bewohner des Südens in weiten, faltigen Kleidern sich gefallen, die luftiger und kühlender sind, tragen die nordischen Völker enge, anliegende Gewänder, die besser vor Kälte und Luftzug schützen. —

Die Thierfellchen, mit denen die Deutschen die Häute ausschmückten, deren sie sich zu ihrer Bedeckung bedienten, waren vielleicht von Seehunden, jungen Rennthieren oder einer Kaninchenart entlehnt. Aber schon der Umstand, dass diese Art des

*) d. b. G. 5, 42.

Digitized by Google

Schmuckes aufkam, macht es wahrscheinlich, dass die Häute mit auswärts gekehrten Haaren getragen wurden. Denn ein solcher Putz musste auch in die Augen fallen. — Dass endlich der Purpur, mit dem die Frauen ihre Kleider verzierten, nicht wörtlich, sondern blos von einer röthlichen Färbung zu verstehen ist, liegt am Tage. —

Eine Neigung zu äussern Putze scheint sich schon zur Zeit des Tacitus namentlich in dem Wohlgefallen an Halsketten, Spangen und dergleichen gezeigt zu haben. Denn eben weil diese Neigung nicht eine Tochter vernünftiger Ueberlegung, sondern blos eine natürliche Regung der Eitelkeit ist, spricht sie sich im natürlichen Gemüthe auch weniger in geschmackvoller und zweckmässiger Verschönerung, als in blinkendem, und in die Augen fallendem Tande aus.

Als die deutschen Stämme sich über Europa zerstreuten, mochte sich ihre Kleidung mit der der besiegten Staaten mannichfach vermischen und diese Veränderung auch auf das Vaterland zurückwirken. Den grössten Theil des Mittelalters hindurch war eine ehrbare, züchtige, wenn auch nicht natürlich schöne Tracht in Deutschland üblich. Man hatte das Gift der Sinnlichkeit kennen gelernt, war aber in frommer Zucht bedacht, ihm jede Nahrung zu entziehen und es zu bekämpfen. Denn der damals in bloser Kraft sich gefallende Sinn der nordischen Männer liess rohe Ausbrüche der Sinnlichkeit befürchten, wenn er nicht durch strenge Sitte im Zaume gehalten wurde. In Deutschland mochte wohl erst gegen das Ende des Mittelalters, dessen gerühmte Sittlichkeit sonst in ihrer allgemeinen Ausdehnung gar oft durch gleichzeitige Berichte als schöner Traum dargestellt wird, die alte, sittige Tracht verschwinden. Dann aber traten, namentlich an Höfen

Digitized by Google

und in Städten, an ihre Stelle die schlimmsten, widernatürlichsten und ausschweifendsten Gebilde der Modesucht von einer Verschwendung in den Stoffen der Kleider und von solcher Geschmacklosigkeit in ihren Formen begleitet. Bemerkenswerth ist jedoch das Streben der Leiter des Volkes, diesem Luxus durch Kleiderordnungen aller Art entgegenzuarbeiten. Es ward dies selbst auf Reichstagen ein Gegenstand ernster Berathung. Denn damals hielt man die hoffartige Tracht des Modeherrn für den Staat verderblich, während man in neuern Zeiten eine sehr einfache und unschuldige Kleidung gefährlich gefunden und fast geächtet hat.

Achtzehntes Capitel.

So streng auch bei den Germanen die Ehen sind, so verdient doch kein Zug ihrer Sitten grösseres Lob. Denn sie fast allein unter den Barbaren begnügen sich mit einer Gattin *) und nur sehr Wenige machen eine Ausnahme davon, wo aber nicht das Gelüst der Sinne, sondern der Glanz ihrer vornehmen Geburt veranlasst, dass sie um Knüpfung mehrerer Ehen angegangen werden. Nicht aber bringt dem Manne das Weib die Mitgift **), sondern der Mann bietet sie dem Weibe dar. Und dabei sind Eltern und Verwandte zugegen ***) und

*) Siehe oben Cap. 8. A.

**) Siehe Cap. 18. A.

***) In dem: intersunt liegt eigentlich noch mehr. Sie concurriren dabei.

Digitized by Google

prüfen die Geschenke, deren Wahl nicht die Befriedigung weiblicher Eitelkeit, noch der Schmuck der Neuvermälten bestimmte. Stiere, ein gezäumtes Ross, ein Schild mit Frame und Schwert sind die Gaben, mit denen ihr der Gatte entgegentritt und welche sie ihm mit einem Geschenke an Waffen erwiedert. Denn diess, glauben sie, bezeichne den festesten Bund, diess vertrete die geheime Weihe, diess rufe den Schirm der die Ehe beschützenden Götter herab. Nicht soll das Weib den Gedanken kühner Tugenden fremd bleiben, nicht soll es meinen, des Kriegs Unfälle könnten es nicht betreffen; die erste Weihe der beginnenden Ehe soll es erinnern, dass Mühen und Gefahren des Mannes als treue Genossin zu theilen ihre Bestimmung heische; das Joch der Stiere aber, das gerüstete Ross, der Waffen Gabe künden *), dass der Gattin Loos im Dulden und Wagen, im Frieden und Kriege, mit dem des Mannes verknüpft sei; diess gelte im Leben und Tode, was sie empfange, müsse sie unverletzt und würdig den Kindern überliefern, müsse der Söhne Verehelichung weihen und einst noch zu den Enkeln gelangen.

A. Die Ehe.

Tacitus schildert das eheliche Wesen der Deutschen so schön und kräftig, dass jede weitere Fortführung dieser Idee nur eine Auswässerung der seinen sein

*) Siehe Cap. 18. B.

Digitized by Google

würde. Ihm, der selbst Hausvater war, mochte es ein wohlthätiges Gefühl sein, ein Ideal gefunden zu haben, welches er bei seinem Volke weder zu seiner Zeit, noch auch je früher zu finden vermochte. —

Die Schliessung der Ehe war nur Familiensache, zu der man nicht unreif und unbesonnen schritt. Berathung mit den Eltern und Verwandten von beiden Seiten mochte vorhergehen; die Verlobung selbst geschah ebenfalls im Beisein der Familie. Gute Lehren verständiger Hausväter und Hausmütter fehlten nicht; allein man bedachte auch das Irdische, und besprach sich über Vermögens-Angelegenheiten. Die kostbarsten Güter bestanden in Vieh und Waffen, überhaupt nur beweglicher Sachen; was von diesen der Mann der Frau, vielleicht als Gewähr seiner Freiheit und Selbstständigkeit darbrachte, wurde geprüft und gelobt oder getadelt.

Mit dieser Verlobung war aber die Ehe noch nicht geschlossen, es stand sogar wenigstens in den folgenden Jahrhunderten der Rücktritt noch offen. Es konnte z. B. der Bräutigam diesen thun, wenn er erklärte, er fühle jetzt mehr Liebe zu einem andern Mädchen, und er musste diess erklären, so wie, um ihrem guten Rufe nicht zu schaden, dass der Grund nicht in der nothwendigen Versagung der Achtung liege, die er ihr wegen ihres sittlichen Benehmens nicht mehr zollen könne. Den Unsinn der Zwangsehen kannte man nicht. War ohne hinlänglichen Grund den Brautstand über zwei Jahr ausgedehnt, so konnte das Mädchen auch zu einer andern Ehe schreiten, weil sich dann wohl annehmen liess, die Zuneigung sei nicht innig genug, und das Glück der Ehe werde nicht fest begründet sein. Die Ehe selbst wurde durch die feierliche Uebergabe der Braut in die Familie und das Haus des Mannes geschlossen;

Digitized by Google

weder vor die Gemeinde noch vor den Priester gehörte diese Angelegenheit. Auch hiervon haben sich trotz des Kampfes mit dem römischen und geistlichen Rechte im Laufe der Jahrhunderte die Spuren erhalten, nemlich unser heutiger Einzug und das sogenannte Beschreiten des Ehebettes; Letzteres als Denkmal des Beharrens am Alten bei den Deutschen. Denn so sehr auch die Kirche darauf drang, dass keine Ehe ohne kirchliche Form geschlossen werde, und obwohl die Deutschen sich auch am Ende darein fanden, so blieben doch die Vermögensverhältnisse der Ehegatten von der Kirche unabhängig und daher blieben auch die Deutschen, wegen des Beginnens der gegenseitigen Rechte an dieser, bei der alten deutschen Ansicht, nach der ehemals die Ehe mit Uebergabe der Braut geschlossen war, an deren Stelle jetzt aber eben die erwähnte sogenannte symbolische Beschreitung des Ehebettes gekommen zu sein scheint.

Die den Römer so fremde Sitte, dass der Mann der Frau, nicht diese dem Manne das Heirathsgut einbringe, hat sich ebenso im Einzelnen bis auf den heutigen Tag erhalten, und durch das ganze Mittelalter verhütet, dass die Frau bei dem Tode des Mannes nicht noch ausser dem Schmerze um den Gatten auch dem der Nahrungssorgen Preis gegeben wurde. Zu Tacitus Zeit war es keine so wichtige Frage wie heutzutage, wie man seinen Lebensunterhalt erhalten und sichern könne; daher halte ich auch nicht dafür, dass die Geschenke des Mannes an die Frau, ihre Versorgung, namentlich als Wittwe, wie diess später der Fall war, beabsichtigte; ich kann darin nichts weiter finden, als den Gedanken, dass die Familie der Braut darauf sah, wem sie die Braut gebe, oder untersuchte, ob der Bräutigam auch so ausgerüstet sei, dass er mit Ehren

Digitized by Google

unter der Zahl der freien Deutschen erscheinen könne und im Stande sei, ein Weib zu schützen und zu nähren. Eben so fragt ja auch heutzutage der Vater der Braut nach dem Gewerbe, oder dem Amte des Bräutigams. Da das Privateigenthum an Grundstücken, wie auch aus dieser Stelle hervorzugehen scheint, noch wenig beachtet wurde, so gab der Mann die hier genannten Gegenstände, als die einzig bekannten nnd geachteten Reichthümer. Man könnte wohl fragen: wenn die Frau an diesen Dingen kein besondres Eigenthum haben soll, weshalb gab sie der Mann? Die Antwort ist darauf, um anzudeuten, dass Alles gemeinschaftlich sei, die Güter, wie die Beschwerden und Gefahren. Uebrigens war es gewiss auch ein ehrendes Vorrecht, Eigenthümer von diesen Gegenständen zu sein, welches Unfreien sicher nicht zustand. Dagegen aber der Frau ein ausschliessliches Recht an diesen Gegenständen zu zugestehen, ist wider die Natur derselben. Während der Ehe wäre dies gerade sinnlos, und auch nach der Ehe, abgesehen davon, dass es Tacitus durch Nichts andeutet, wäre es unnatürlich, da Kriegsgeräthe des Vaters gewiss heilige Vermächtnisse an die Söhne waren.

Als die Deutschen später eigennütziger wurden, und mehr Bedürfnisse hatten, änderte sich auch hierinnen Manches. Da scheint es, als ob das der Frau Ausbedungene wenigstens bis zur Heimführung der Braut im Gewahrsam ihrer Familie geblieben wäre, damit der Bräutigam nicht willkürlich vor der Verlobung abtrete; denn dann verlor er dieses Heirathsgut. Auch wird des Falls Erwähnung gethan, dass der Vater der Braut die Verehelichung später nicht zuliess, und dann dieses Heirathsgut zu den Verlobten zurückgab. Allein es ist auch nicht unwahrscheinlich, dass auch während der Ehe diese Sachen in der Familie der Braut blieben, und

Digitized by Google

ihr erst auf den Fall des Todes des Mannes zugestellt wurden, oder ihre Familie dann für ihren Unterhalt selbst sorgte und sie gar nicht herausgab. Es spricht dafür noch besonders der Umstand, dass man die Idee des Brautkaufs, die sich auch bei orientalischen Völkern findet, festhielt, und deshalb der Mann dieses Heirathsgut als Kaufschilling dem Vater, oder Vormunde der Frau liess, so lange die Ehe dauerte. Hier verband man also einen doppelten Zweck mit diesem Heirathsgute. Es darf aber nicht übersehen werden, dass, wenn auch von einem Brautkauf gesprochen wird, doch dabei nicht an einen wirklichen Kauf der Frau, wie einer Sache, zu denken ist, und kommt diess so bei orientalischen Völkern vor, so beweist diese Vergleichung gar nichts, indem die Orientalen ihre Weiber allerdings als Sachen behandelten, die Germanen aber sie als Menschen gleich dem Manne achteten. Dieser Kaufschilling hat aber bei den Deutschen seine eigenthümliche, sehr sinnreiche Bedeutung. Es war nemlich Ehrensache, eine ausgebreitete Familie zu haben; mit der Verheirathung trat die Frau aber aus ihrer alten Familie heraus und kam in die des Mannes, unter dessen Schutze (*Mundium*) sie nun stand. Wichtig ist noch, dass der Mann auch das Recht hatte, das Wehrgeld für sie zu fordern. Kann es uns daher noch verwundern, wenn der Mann für diese Rechte etwas an die Familie der Braut zahlte, und haben wir wohl deshalb Ursache, an einen Kauf der Braut, wie bei den Orientalen, zu denken, deren Sinnesart den Germanen hierin so schroff gegenüber steht?

Bei einzelnen Völkern z. B. den Sachsen tritt dieses Erlegen des Kaufschillings noch deutlicher hervor, indem es hier, nach ihren alten Volksrechten, bestimmt heisst, dass den Eltern eine Summe für die Uebergabe

der Tochter erlegt werden musste, neben der aber auch dieses Heirathsgut, wie es Tacitus nennt, oder richtiger Wittum und später Leibgedinge ausdrücklich bemerkt wird. Dieser Brauch mochte wohl noch allgemeiner sein, wie wir besonders von den Saliern und Burgundern wissen, dass bei der Wiederverheirathung der Wittwe ihrem Vater oder Vormunde eine Summe gezahlt werden musste. Es ist diess noch Ueberbleibsel der alten Ansicht, dass eine zweite Verehelichung bei den alten Deutschen wenig geachtet war, wo sich, ob man gleich im Mittelalter, trotz des römischen Rechts, welches auch diese Ansicht wenn schon aus andern Gründen hatte, ganz davon zurückkam, in Lübeck, Eilenburg und andern Orten merkwürdige Beispiele erhalten haben.

Nach der Zeit der Karolinger hatte sich das Zahlen des Kaufschillings verloren; desto mehr Werth legte man nun aber auf das Leibgedinge, welches jetzt, wo man Grundeigenthum schätzte, meist in diesem bestand. Nun finden wir aber auch Nichts mehr von einem Uebergeben desselben an die Familie der Frau, sondern es blieb während der Ehe dem Manne zur Benutzung, und die Frau, welche er von dem gemeinschaftlichen Vermögen unterhalten musste, nahm nun nach dem Tode des Mannes für den Rest ihrer Jahre Besitz davon.

Die Achtung des Weibes bei den Germanen ist bewundernswerth und zeigt sich auch in einem schönen Lichte, in Bezug auf die Fürsorge für ihre leibliche Wohlfarth. Denn schon von den ältesten Zeiten her genügte es dem edel denkenden Manne nicht, für das Weib als Wittwe gesorgt zu haben; er gab ihr auch für die Zeit der Ehe Güter, über welche sie frei verfügen konnte, da es die Sitte mit sich brachte, dass dem

Digitized by Google

Manne die ganze Verwaltung des gesammten Vermögens zustand. Diese Geschenke heissen die Morgengabe. Den Namen hat sie von der That, indem der Mann sie seiner Neuvermählten, am Morgen nach der Hochzeit, aus freiem Antriebe übergab, ohne dabei die Familie zuzuziehen. Ihr Zweck wird verschieden angegeben; sie möchte bald Entschädigung für die in den Gewahrsam des Mannes gekommnen Güter der Frau sein, bald für die dem Manne geopferte Jungfräulichkeit. Noch verdient, um sich eine richtige Ansicht von dem Zartgefühle der Deutschen zu machen, der Gerade erwähnt zu werden. Von Dingen, die uns durch täglichen Gebrauch werth geworden sind, trennen wir uns schwer, vorzüglich ungern aber das weibliche Geschlecht, welches hier eine besondre, aber verzeihliche Schwäche beurkundet. Noch kommt hinzu, dass sie sich dergleichen Dinge wie Kleider, Putz u. s. w. meist selbst verfertigen, und so die Anhänglichkeit daran erhöht wird. Da waren es denn zuerst unter den Deutschen die noch jetzt biedern Thüringer, welche die Gewohnheit heilig beobachteten, dass die Frau auch nach dem Tode des Mannes von diesen Sachen, also ihren Kleidern, Schmuck, Putz und andern ihr nahe liegenden Geräthschaften nicht getrennt werden, sondern sie vorbehalten solle, wenn sie ihr auch schon nach dem gemeinen Erbrechte nicht zustanden. Die Sitte griff und verbreitete sich allgemein, wenn es nicht schon früher der Fall war, und nur die Thüringer es für nöthig hielten, sie in ihrem Volksrechte zu nennen. Dieses Zartgefühl ging noch weiter und man verordnete, dass, wenn auch die Frau stürbe, kein männliches Wesen Besitzer von diesen geheiligten Sachen werden solle. Es sollen die Gerade die Tochter, oder wenn die Frau diese nicht habe, ihre Schwester,

Digitized by Google

nicht aber ihre Schwiegertochter erhielten. Wie viel Schönes in diesem Gesetze liegt, habe ich dem Fühlenden nicht nöthig auseinander zu setzen; allein für die fühllosen Gesetzgeber neuerer Zeit bemerke ich nur, dass sie weit hinter den alten zurückstehen und ohne Gefühl fürs Leben handeln, wenn sie Institute, wie dieses deswegen aufheben, weil Einiges davon in der Anwendung Schwierigkeit gefunden hat. So viel sollte man doch wissen, dass man, wenn die Baum dürre Aeste bekommt, diese abschneidet, damit er frische treibe, nicht aber den ganzen Baum zugleich umhaut und ins Feuer wirft. Bei einem solchen gesetzgeberischen Verfahren werden wir bald nichts Volkseigenthümliches mehr haben!

Schon früh kommt bei den Deutschen aber auch eine minder ehrenvolle und begünstigte Ehe vor. Die Veranlassung dazu mochte oft in der Standesungleichheit liegen; nothwendig war es aber nicht. Bei ihr waren die Feierlichkeiten geringer, denn der Grund zur Freude war schwächer; besonders gab der Mann bei dieser Ehe kein Leibgedinge, sondern die Frau musste sich mit der Morgengabe begnügen, daher sie auch den Namen morganatische Ehe führt. Hier hieng es von dem Willen des Mannes ab, wie viel er geben wollte; stets war es aber weniger, als bei der feierlichen, bei diesen wurde ein Vertrag zwischen der Familie der Frau und dem Manne eingegangen, hier aber nicht. Uebrigens ist diese morganatische Ehe nicht dieselbe, welche wir heutzutage eine Ehe zur linken Hand nennen, und zwar schon um deswillen, weil bei ihr die kirchlichen Formen beobachtet werden, die man damals noch nicht kannte. Aehnlichkeiten finden aber allerdings statt. Zwar spricht Tacitus von einer Missheirath nicht, allein es ist nicht zu bezweifeln, dass sich

Digitized by Google

schon damals bekannt war, denn sie gründet sich auf Verschiedenheit des Standes, namentlich auf Freiheit und Unfreiheit, und diese kommt schon bei Tacitus unter den Deutschen vor. So tief auch diese Sitte bei den Deutschen begründet war, so ist es doch stets ein Beweis von Barbarei, es mag in eine Zeit fallen, in welche es will, wenn Verbindungen zwischen Personen aus verschiedenen Ständen für entehrend angesehen werden. Gleichheit aller Bürger in Ansehung solcher Rechte verlangt die Vernunft, und jemehr diese durch Kastengeist gedrängt wird, desto näher ist man der Unmenschlichkeit, es sei neuntes oder neunzehntes Jahrhundert. Es kann den Deutschen nie zur Ehre gereichen, dass sie bis in das dreizehnte Jahrhundert Gesetze aufzuweisen haben, welche auf die Ehe eines Freien und einer Unfreien den Tod, ja oft den Martertod setzen. Man hat bis in unsere Zeiten viel Lächerliches über diesen Punkt aufgestellt, und selbst bei unbedeutender Staatsverschiedenheit von Missheirathen sprechen wollen. Hier sollten und konnten Gesetzgeber wohlthätig eingreifen, und Vernunftliebe, bei denen selbst der Grund in unsern Zeiten wegfällt, mächtig bekämpfen, besonders da hierbei keinem Theile Nachtheil oder Schaden zugefügt würde. Und wenn die Kirche schon früh Ehen zwischen Freien und Unfreien als gültig anerkannte, so machen ihr diese Gesetze Ehre, leider gab sie aber wenig dergleichen, und weh wollte die Deutschen deshalb verdammen, dass sie den kirchlichen Gesetzen oft kräftig entgegentraten?

Endlich sagt Tacitus, dass auch die Frau dem Manne etwas zubrächte, und dies hat auch geschichtlich und rechtlich seine Richtigkeit. Nur ist dabei zu bemerken, dass bei den Deutschen stets das, was der Mann gab, Hauptsache blieb, und nicht das, was die Frau mit-

brachte, wie bei den hier ganz engherzigen und egoistischen Römern und Neudeutschen. Alles was der Frau eigen gehörte, nahm sie mit in die Ehe, nicht aber damit der Mann davon lebe, sondern weil es ihr Eigenthum war, dies nur von einem Manne geschützt werden konnte, und der Gatte diesen Schutz zugleich mit der Ehe übernahm. Rechtlich brauchte das Weib nichts mit in die Ehe zu bringen; dies ging aber nicht so bei dem Manne, der das Leibgedinge aussetzen muss. Daher geschieht auch des Eingebrachten der Frau in den deutschen Rechtsbüchern wenig Erwähnung, und wenn man den Grund davon, wie Viele, darin sucht, dass das Weib nichts eigen gehabt habe, so irrt man. Die Weiber standen zwar bei dem Erbennehmen nach, waren aber nicht ganz ausgeschlossen, indem sie entweder wenigstens bewegliches Gut erbten, oder auch in Ermangelung männlicher Erben das Unbewegliche bekamen. Uebrigens konnten sie ja auch durch eigene Thätigkeit sich etwas erwerben, oder etwas geschenkt erhalten. W.

B. Bilder im Rechte.

Ich bin überzeugt, dass die Deutung, die Tacitus den gejochten Stieren u. s. w. in unserer Stelle giebt, die richtige ist, und nicht blos als rhetorische Floskel gelten kann. Durch alle Fibeln des Rechts der Deutschen in verschiednen Zeiten finden wir bildliche oder symbolische Ausdrücke von Rechtssätzen, welches man Symbolik oder, wie Grimm, Poesie im Rechte, nennen mag. Das Ganze deutet eine Armuth und einen Reichthum zugleich an. Jenes insofern, als man nicht vermochte, einzelne Rechtssätze in abstrakten Begriffen

Digitized by Google

auszudrücken, indem sie denn wenigstens für das Volk unverständlich geworden wären; einen Reichthum aber insofern, als man durch ein einfaches, dem Gedächtnisse zu Hülfe kommendes Bild einen oft schwierigen Rechtssatz dem Volke deutlich und allgemein verständlich machte. Armuth also an Begriffen, Reichthum an Bildern. Das Recht hatte sich nicht in den Köpfen von Gelehrten gebildet; daher der Mangel an allgemeinen Bezeichnungen, es war als Erfahrungssache im Volke entstanden, daher die Fülle von Beispielen. Da das Recht meist ungeschrieben im Munde der Einzelnen lebte, so lag es wohl in der Natur der Sache, auf Mittel zu denken, welche das Behalten des Satzes erleichterte. Ich möchte hierdurch aber nicht gerade die poetische Ader des deutschen Volks erweisen; denn in vielen Fällen ist das Bild nichts anders, als ein einzelner Fall, den man als Maasstab für alle ähnliche hinstellte, um sich davon die Regel zu merken. Hier einige Beispiele. Wer krank ist, kann nicht vor Gericht erscheinen, kein Eigenthum veräussern, kein Testament errichten. Wie würden sich hier Aerzte und Juristen bemühen, den Begriff von krank sein festzustellen, namentlich den Grad und die Beschaffenheit des Menschen überhaupt, die vorhanden sein müsse. Da half sich der Deutsche ganz einfach und sagte: Der Ritter der nicht mehr vermag, umgürtet mit dem Schwerte und mit dem Schilde das Streitross zu besteigen, wenn er auch auf einem Daumellen (das Maas vom Ellenbogen bis zum Daumen) hohen Steine steht und ein Anderer ihm das Ross und den Steigreif hält. (Man bedenke, dass es allerdings schwerer sein mochte, in voller Rüstung auf ein hochgesattelles Pferd zu steigen, als in der jetzigen Tracht). So der Bürger, der nicht mehr im Stande ist, den Kirchweg von einer halben

Stunde zurückzulegen, so der Bauer, der keine Furche mehr umackern kann. Um zu bestimmen, wie weit man das Obst vom Grenzbauer sich zueignen oder die Aeste abhauen dürfe, sagte man: so weit darfst Du es, als Du die Zweige erreichen kannst, wenn Du auf die Grenzlinie einen Pflug stellst, und mit dem linken Fuss auf das eine Rad trittst. Wer dem Andern den Steigreif hielt, erkannte den Andern über sich. So der Kaiser, wenn er ihn dem Pabste hielt, so der Vasall bei dem Lehnsherrn, so der Knappe bei seinem Ritter. Andre Bilder deuten wieder auf andre Verhältnisse. Es war in einer Gegend Deutschlands gewöhnlich, durch das Nebeneinanderlegen des Hutes und Schleiers bei Eingehung der Ehe die gemeinschaftlichen Güterverhältnisse der Vermälten auszudrücken. Hier bedurfte es keiner weitern Uebereinkunft, keines Vertrages; die blosse Handlung genügte. Dahin gehören aber auch die so zahlreich vorkommenden Sprüchwörter im deutschen Rechte, die ebenfalls eine körnige Gerichtssprache voraussetzen, und den Zweck haben, Rechtslehren sinnig dem Gedächtnisse zu erhalten. Da wir mehrere Bücher voll dergleichen besitzen und Viele noch im gemeinen Leben bekannt sind, wird es unnöthig sein, Einzelne zu nennen. W.

Neunzehntes Capitel.

So leben sie unter dem Schirme der Keuschheit, die nicht der Schauspiele und der Gelage verführerische Lockungen gefährden. Und weder Männer noch Frauen verstehen es, der Schrift

das Kosen heimlicher Liebe zu vertrauen *). Der Ehebruch **), selten für ein so zahlreich Volk, wird augenblicklich und von dem beleidigten Gatten selbst bestraft. Mit geschornem Haupte und entblösst wird die Verbrecherin von dem Gemal in der Verwandten ***) Beisein aus dem Hause gestossen und mit Schlägen durch das ganze Dorf gejagt. Die der Keuschheit heiliges Gelübde gebrochen, darf weder Verzeihung, noch eines Gatten Hand erwarten, ob auch Schönheit, Jugend, oder der Schätze Besitz für sie spräche. Denn Niemand belächelt dort die Laster und allgemeine Verderbtheit wird nicht mit dem Zeitgeiste entschuldigt. Heiliger noch ist der Ehe Band, wo, wie in einigen Staaten, nur Jungfrauen es zu schliessen vergönnt ist, dass so die Gattin, allen fernern Hoffnungen und Wünschen entsagend, wie Einen Körper und Ein Leben, so auch einen Gatten nur besitze, der ihrer Gedanken und Begierden letztes Ziel sei, in dem sie nicht sowohl den Mann, als den Gatten liebe ****). Mit der Zeugung der Kinder einzuhalten †), oder eins von den Hinzugebornen zu tödten, gilt für schändlich. Und dort ver-

---

*) *Litterarum secreta*: Andre: das Geheimniss der Schrift; briefliche Heimlichkeiten; gegeheimes Briefeln.

**) Siehe Cap. 19. A.

***) Andre: Im Beisein der Verwandten entblösst.

****) Der Sinn ist: der ihr nicht sowohl um der Person Vorzüge willen lieb sei, sondern weil er die ehelichen Freuden ihr verwirklicht.

†) Andre: Voraus zu bestimmen, wie viel man Kinder zu erzeugen gedenke. *Finire* wird dann durch *regere* erklärt.

mögen gute Sitten mehr, als anderwärts gute Gesetze *).

A. Der Ehebruch.

Jede Stufe der Ausbildung des Menschengeschlechts erzeugt neue Tugenden, aber auch neue Laster, so lange nicht ihr Ziel: allgemeine Sittlichkeit errungen ist. Bei Völkern, die dem Naturzustande näher stehn, finden wir Tugenden, die im Gange der Bildung verloren gehn und die das gebildetste Volk der Erde nie wieder errungen hat, und hier steht wohl als Beispiel die Keuschheit und Unschuld obenan. Dagegen leben bei dem gebildeten Volke Tugenden, von welchen das Naturvolk keine Ahnung hat, oder gegen die es auch hart verstößt. Wo dagegen die Bildung nur in der Ausbreitung der Künste und Wissenschaften besteht, da darf auch das gebildete Volk seine Stufe über dem Naturvolke nicht einnehmen, sondern muss herunter treten: denn nur Gerechtigkeit und Sittlichkeit giebt dem Menschen seinen Werth.

Natürlich und erklärbar zwar ist die Keuschheit und Unschuld bei den alten Deutschen, aber auch lobens- und nachahmungswerth; dess bestätigt auch Tacitus, wenn er von dem Ehebruche spricht. Er blieb Sache der Familie, in die kalte herzlose Richter nie einzudringen wagen durften; er wurde aber auch nicht verheimlicht, und nicht nach gewissen kosmopolitischen Ideen mit dem sogenannten Mantel der christlichen Liebe bedeckt. Der Mann bestrafte ihn, aber mit der höchsten Verachtung. Die höchste Ehe bestand in der Freiheit,

*) Siehe Cap. 19. B.

Digitized by Google

aber verschnittnes Haupthaar, und das Erleiden der Streiche waren Kennzeichen der Knechtschaft, der grössten Schande eines Freien, und diese verhing der Mann im Beisein seiner Familie öffentlich, indem er das ehebrecherische Weib unter Ruthenhieben durch die ganze Ansiedelung trieb. Durch dieses Verbrechen war das Weib moralisch und bürgerlich vernichtet; Nichts, wodurch das Weib den Mann anzulocken weiss, Schönheit, Jugend, Reichthum, konnte den Deutschen bewegen, ein so gesunknes Weib wieder in seine Arme zu schliessen. So musste aber auch der Deutsche das unkeusche Weib bestrafen, der das reine höher stellte, als alle gebildete Völker der alten Welt, der sie zuerst eine Genossin seiner Freuden, aber auch seiner Gefahren nannte. Daher konnte der Deutsche nicht mit dem kalten Römer nur von einem Ehebruche des Weibes und dessen Strafbarkeit reden, auch sie hatte Rechte auf seine Treue. Erst später, als die Deutschen den Tod für ein grösseres Uebel halten lernten, als die Schande, scheint die Sitte gemein geworden zu sein, das ehebrecherische Weib auf der Stelle zu tödten, und und merkwürdig ist, dass die Burgunder verlangten, dass beide Ehebrechenden ermordet werden müssten, wenn der Mann ohne alle Strafe ausgehn wollte. So ward im Laufe der Jahrhunderte die Strafe nicht erhöht; denn das Weib zu Tacitus Zeit hielt den Tod für gelinder als die Schande, das der spätern aber möchte wohl das Leben mit der Schande dem Tode vorgezogen haben, weil eben die Ehrlosigkeit bei der sinkenden Sittenreinheit geringere Strafe schien.

Der Ehebruch blieb aber im Laufe der Zeit nicht mehr Sache der Familie, sondern wurde als Verbrechen bestraft. Am meisten wirkte auf die Grösse der Strafe die Ansicht der Zeit und der geistliche oder welt-

Digitized by Google

liche Stand des Richters, der sie festsetzte. Jene gebieten schon frühzeitig mehrjähriges Fasten bei Wasser und Brot und andrer Kirchenstrafen. Dagegen bestimmen die Weltlichen bis weit herab auf unsre Zeit den Tod unter mannichfaltigen Gestalten, und nur unsre Tage haben die Strafe bis fast des Namens nicht werth herabgesetzt. W.

B. Recht und Gesetz.

Der Satz des Tacitus: dort sind gute Sitten mehr, als anderswo gute Gesetze, bleibt für ewig wahr, und selbst dann, wenn man ihn allgemeiner stellte und setzte: gute Sitten sind stets guten Gesetzen vorzuziehen. Wenn aber Tacitus hier eine Anspielung auf Rom machte, so blickt der stolze Römer auf ihn. Denn wenn gleich das römische Recht noch immer das ausgebildetste der Erde ist, so ist es doch kein gutes Recht, in dem Sinne, wie Tacitus hier spricht. Noch weniger kann man aber begreifen, wie einzelne Neuere von ihm so verblendet sein konnten, dass sie es den Triumph der Vernunft nannten. Ein Recht, welches grausame Sklaverei, welches den strengsten Despotismus lehrt, welches die unschuldigen Kinder der Hochverräther seiner Rache noch Preis giebt, welches — doch wer nach diesen Beispielen noch in ihm den Triumph der Vernunft finden kann, oder es nur als gutes Gesetzbuch stimmen, den würden auch eine Region von andern Belegen in seinem Wahne nicht irre machen. Die Gesetze tragen stets das Gepräge derer, die sie geben und für die sie gegeben sind. Je weniger man deren nöthig hat, desto geistig mündiger ist das Volk, nur dass allerdings verwickelte Verhältnisse bei Alle dem an sich

Digitized by Google

deren mehr erfordern, als einfache, natürliche, wie die der alten Deutschen waren. Gesetze im heutigen Sinne vom Regenten oder auch vom Volke gegeben und niedergeschrieben, daran dachte man damals noch gar nicht. Alle Rechtsnormen bestanden in der Sitte, der Gewohnheit, dem Herkommen. Der Vertrag, durch das Wort eingegangen, stand fester, als wo er vom Gericht geschlossen, unterschrieben und untersiegelt ward, und eben so war es auch mit dem Herkommen im Gegensatze des Gesetzes. Die ältesten Volksrechte, die wir haben, etwa aus dem sechssten und siebenten Jahrhundert, sind selbst nichts weiter, als eine Aufzeichnung der im Volke lebenden, aus dessen Ansichten gebildeten Rechtsgrundsätze, aber keine gedachten, aus philosophischen Theorien entstandnen und deshalb dem Volksgeiste fremden. Wie die Sprache durch das Volk fortgebildet wird und nicht durch die Grammatiken, wie neue Verhältnisse im Leben entstehen und nicht durch das Wort des Regenten ins Dasein gerufen werden, z. B. Handel, so sollen und können auch nur die Rechtssätze gelten, welche auf aus dem Volksleben entsprungene Verhältnisse angewendet werden. Sie sind ja nur die Form, in der sich Lebensverhältnisse bewegen müssen. Beide müssen also aus einem Gesichtspunkte betrachtet werden, und wie das Unwesentliche immer vom Wesentlichen abhängig ist, so muss es auch der rechtliche Satz von dem Verhältnisse des Lebens selbst sein. Wer dem Einen etwas leiht, will es zurück haben; hier muss der Rechtssatz nur dies bezwecken. Das Gesetz oder der Rechtssatz muss das ungleiche Verhältniss sichern; er muss es unterstützen, kann es auch leiten, muss aber stets im Einklange, nie im Widerspruche mit ihm sein. Der Tauschhandel kann sehr naturgemäss sein; will ihn aber ein Gesetzgeber gebieten

bei einem Volke, welches ihn nicht mehr kennt, so thut er einen Fehlgriff, so wie der, welcher den Kauf einführen und den Tausch verneinen will, sobald das Volk noch nicht reif dazu ist. Allen dem waren die Deutschen nicht ausgesetzt, so lange das Volk das Recht durch die blosse Anwendung ausübte und fortbildete. Da brauchte man keine fremdzüngliche Gesetzbücher aufzuschlagen, um das, was in dem gegebnen Falle Rechtens sei, zu erfahren; da brauchte man nicht sich an gelernte Rechtslehrer zu wenden; denn Jeder war es selbst.

Man kann in der Zeit, wo das römische Recht sich in Deutschland verbreitete, das Eingehen jedes Rechtsverhältnisses mit einem Greifen in einen Topf mit verschlossnen Loosen vergleichen, aus denen man dies wie jenes zog. Denn der Deutsche, der damals ein Geschäft schloss, in der Meinung nach seinem Herkommen damit auch vor dem Richter zu bestehen, fand sich getäuscht und betrogen, sobald der gelehrte Herr sein grosses Buch, das römische Recht, aufschlug. Es sind gewiss auf diese Art durch die Aufnahme des römischen Rechts mehr Ungerechtigkeiten begangen worden, als durch das sogenannte Faustrecht. Jenes geschah in den verschlossenen Gerichtsstuben; dieses aber auf offenem Felde; darum war es dem Haufen bekannter; darum hat sich das Andenken daran länger und stärker erhalten. Der Wittwe, für die der Mann nach deutscher Rechtlichkeit gesorgt hatte, sah sich in Elend und Armuth versetzt, wenn die Sache vor den gelehrten Rechtslehrer kam; denn sein Recht kannte keine Wittwenversorgung; den Bauer sah man als römischen Sklav an, und so fiel er in das harte Joch der Leibeigenschaft. Diess gieng durch alle Verhältnisse des Lebens. Was Wunder, wenn Graf Conrad von Kötten den

Digitized by Google

Isernia, einen italienischen Rechtslehrer, mit den Worten durchbohrte: Du hast mir mit deinem Recht mein Lehen genommen, mit meiner Waffe nehme ich dir dafür dein Leben. So wirkt das Aufdrängen unpassender, dem Volke fremder Rechtssätze. Ungerechtigkeit, Elend, Noth, Verzweiflung sind seine Begleiter. Dazu kommt, dass mit der Einführung eines fremden, dem Volke unverständlichen Rechtes und mit dem nothwendigen Errichten eines eignen, gelehrten Standes, der sich mit der Erklärung der neuen Gesetze und mit dem Sprechen der Urtheile zu beschäftigen hat, nach und nach der Antheil des Volkes an diesen Verhandlungen geschwächt und dieses so immer mehr den öffentlichen Angelegenheiten entfremdet wird. Die natürliche Folge ist Gleichgültigkeit, Mistrauen und Abneigung gegen die öffentlichen Gewalten. Es ist der Vortheil des Staats, so viel als möglich durch die Glieder des Volks selbst verrichten zu lassen.

Nur einen Nachtheil hat es, wenn das Recht im Volke selbst lebt und nicht auch in ehernen Tafeln eingegraben steht, und der ist, dass dann das fremde leichter Eingang findet, weil man hier den Mangel des Gesetzes verschätzt; so gieng es wenigstens in Deutschland. Wie nahmen die Deutschen das römische Recht des Varus auf? Die Herrmannsschlacht war die Folge. Was thaten die Deutschen im 13ten Jahrhundert, als das nämliche geschah? Wüssten Karl und Otto der Grosse, was es ihrem Volke kostete, dass sie die römische Kaiserkrone sich aufsetzen liessen!

Das Recht der Deutschen zu Tacitus Zeit kennen wir wenig, eben deshalb, weil es nur verborgen im Innersten des Volks lebte, und keine Gesetztafeln dem Römer davon Kunde gaben. Es mochte aber auch in wenig gesunden, natürlichen Sätzen enthalten sein.

Digitized by Google

Treue und Glauben war die Grundregel für alle Verträge. Eigenthum war noch wenig ausgebildet; doch galt es als heilig und unverletzlich. Ueber Familenrecht, Ehe, Erbschaft finden wir Einiges; so wie über Verbrechen; fast gar nichts aber über das Verfahren vor Gericht. Einfach mochte auch dies sein, wiewohl man sich irrt, wenn man glaubt, dass die Deutschen hierbei ohne alle bestimmte Formen verfahren seien. Das Recht fand das Volk für den gegebnen Fall; später vertraten hier dasselbe bestimmte Personen, die Schöpfen hiessen, eben weil sie das Urtheil aus sich selbst schufen, und nennt man sie auch Schöppen, so ist doch auch die Schöpfung der Welt nur eine Erschaffung und dabei an keinen Schöpfer derselben zu denken. Der Fürst, später Graf, sass vor und sorgte für Vollziehung des Urtheils. Mit halbem Beweise begnügte man sich damals noch nicht, so wie man auch noch nicht auf blossen halben Beweis der Schuld strafte, wie jetzt. Der grosse Gedanke, der erst in unserer Zeit wieder Wurzel zu schlagen beginnt: es giebt nur Recht oder Unrecht, nur Schuld oder Unschuld, kein Mittelding, galt auch damals. Wenn der Beweis nicht so geführt werden konnte, dass das Eine oder das Andere erwiesen war, so sprach man nicht ein halbes Urtheil, sondern forderte die allwissende Gottheit auf, hier als Richterin aufzutreten, und da zu entscheiden, wo des Menschen Kraft und Verstand es nicht vermochte. Die Gottheit kann nie das Unrecht begünstigen, am wenigsten da, wo man ihr die Entscheidung unmittelbar überlässt, so dachte man und mit diesem Gedanken reichte man das Schwert, das glühende Eisen, den geweihten Bissen (*Ordale*), und nur der Schuldige unterlag der Probe. Die Idee ist gross und nicht roh, nicht lächerlich, nur die Ansicht von Gott ist klein und falsch. W.

Digitized by Google

Zwanzigstes Capitel.

Die Kinder jeder Familie *) wachsen in nackter, schmutziger Dürftigkeit zu dem Gliederbau, zu den Körpern, die wir anstaunen, empor. Denn von der eignen Mutter Brüsten werden sie gesäugt und nicht der Dienerinnen und Ammen leichtsinniger Pflege vertraut. Die Kinder des Herrn und des Eigenhörigen **), durch keine feinere Erziehung unterschieden, tummeln sich Einer wie der Andere unter den Hausthieren und auf dem Boden umher, bis die Freigebornen, durch das Jünglingsalter von den Andren getrennt, durch angestammte Tapferkeit beweisen, dass sie edlerer Geburt seien ***). Spät naht den Jünglingen die Wollust. Daher ist unerschöpft ihre Mannskraft. Auch die Jungfrauen werden nicht beeilt; gleich sich an Jahren und Kraft, an Aufwuchs ähnlich, verbinden sie sich und der Eltern Stärke lebt in den Kindern wieder auf. Der Schwestern Söhne finden an des Oheims Brust dieselbe Stelle, die sie an dem Herzen des Vaters einnahmen ****). Ja, Einige

*) Andre: Im ganzen Hause.

**) Siehe Cap. 25. A.

***) Nach der Erklärung Anderer wäre die Stelle so zu übersetzen: bis tapfre Thaten bezeugen, dass der Knabe reif sei, des Freigebornen Vorzugsrechte zu üben. Die lateinischen Worte sind dann so aufzulösen: *donec virtus agnoscat, aetatem adesse, quae ingenuos capiat.* Doch wird unsre Erklärung gewiss durch den Text besser gerechtfertigt.

****) Siehe Cap. 8. A.

halten dies Blutsband für heiliger noch und enger und ziehen es bei der Stellung der Geisseln *) vor, als sei es eine festere Bürgschaft der Treue und eines weiteren Familienkreises Pfand. Erben **) jedoch und Nachfolger sind Jeglichem seine Kinder und es giebt keine Vermächtnissurkunden bei ihnen. Sind keine Kinder da, so rückt der nächste Grad in den Besitz, Brüder und Oheime vom Vater und Mutter her. Je mehr Blutsverwandte da sind, je grösser der Verschwägerten Zahl ist, desto freudenvoller ist das Alter. Die Kinderlosigkeit aber belohnt kein Vortheil.

A. Das Erbrecht.

So wenig man die Frage, ob Erben ein freudig, oder ein traurig Ding sei, unbedingt beantworten kann, so wenig lässt sich auch nach dem sogenannten Naturrechte entscheiden, ob der Erblasser über seine Verlassenschaft ein Testament errichten dürfe, oder ob er dieselbe bestimmten durch Volksansicht berechtigten Personen, selbst wider seinen Willen, hinterlassen müsse. Das Naturrecht unsrer heutigen Philosophen und Juristen ist gewiss die Wissenschaft, welche unter allen ihren Schwestern das meiste Mitleid verdient, indem es stets Rede und Antwort von dem geben soll, wovon es doch eigentlich Nichts wissen kann, nemlich von dem durch das Zusammenleben der Menschen erzeugten Verhältnissen. Auch hier waren die unphiloso-

*) Siehe Cap. 3. B. **) Siehe Cap. 20. A.

Digitized by Google

philschen Römer klüger; sie sagten, das Naturrecht sei nur das Recht, was die Natur allen lebenden Wesen gelehrt habe. Wegen des Erbrechts peinigten sie daher das Naturrecht nicht mit Fragen; sie würden aber auch ein Erbrecht in welthistorischer Bedeutung nicht angestaunt, sondern angelächelt haben. Wer Erbe sein soll, hängt einzig von dem Charakter des Volks ab, welches über das Erbrecht durch Gewohnheit oder Gesetze Normen feststellt. Es leuchtet ein, dass dann jedes Volk zu eignen Ansichten kommen muss. Nehmen wir hier nur die Germanen und die Römer, so liegt der Beweis vor Augen. Wie verschieden ihre Denkungsweise, besonders auch über das Familienleben, war, so verschieden floss auch die Ansicht über das Erbrecht daraus hervor. So weit hinauf, als wir die Gesetzgeber der Römer verfolgen können, finden wir bei ihnen letzte Willen, Testamente, und diese wollen nichts andres sagen, als: der Erblasser verliert selbst mit dem Tode sein Recht auf sein Vermögen noch nicht, und sein Wille ist mehr zu achten, als das Band der Blutsverwandtschaft. Denn er kann Fremde denen vorziehen, denen er sein Blut und Leben verdankt und denen er es gegeben hat. Dagegen kannte der Deutsche gar keine Testamente und diess führte zu ganz andern Ergebnissen, die eben in seinem Wesen lagen.

Tacitus berichtet Nichts von den Gegenständen des Erbrechts. Wir müssen uns daher an das halten, was die Natur und die spätere Zeit des deutschen Volkslebens uns hierüber lehrt. Denn noch war Grund und Boden, obgleich die Deutschen in der frühesten Zeit mehr die Erzeugnisse desselben, als ihn selbst geliebt und geachtet zu haben scheinen, erster und wichtigster Gegenstand; den nächsten Platz nahmen gewiss

Digitized by Google

die Heerden ein, und dann mochten noch besonders die Kriegs- und Hausgeräthschaften beachtet werden.

Die Bande des Bluts waren den Germanen die heiligsten; daher sind auch bei ihnen die Familienvereine die ältesten, die Grundpfeiler des Staates. Der Verein, als eine Gesellschaft von Menschen, bedurfte zuerst den Grund und Bodens, um sich erhalten zu können; denn Gewerbe und Wissenschaften gab es nicht, noch weniger aber boten sie den Lebensbedarf, wie in unsern Zeiten. Der Grund und Boden mochte eher, so weit er nicht im ungetheilten Gute der Genossenschaft bestand, dem Hausvater vorzugsweise angehören; allein insofern allen Gliedern der Familie, als sie, so lange es nöthig war, daraus den erforderlichen Unterhalt bekamen. Nur in so weit gehörte er der ganzen Familie. Es ist daher wohl mit Recht getadelt worden, wenn man den Grund des deutschen Erbrechts in dem Gesammteigenthume der Familie an den Gütern des Einzelnen sucht, und man würde richtiger den Satz umgekehrt so aufstellen: durch das nothwendige Vererben des Besitzes an die nächsten Familienglieder kam man zur Ansicht, dass das Vermögen des Einen Familiengut sei. Da Jeder sicher wusste, dass das Vermögen auf den Todesfall nur dem nächsten Verwandten anheimfallen konnte, so betrachtete sich der künftige Erbe schon bei Lebzeiten des Erblassers in gewissen Fällen als Miteigenthümer, und so lange diess dem einstigen Erblasser keinen Eintrag that, ja mehr dienlich war, hatte er dagegen nichts und musste es eher gern sehen, und auch diess mochte zur Ausbildung der Idee vom Familiengute beitragen. Dass aber das Gesammteigenthum der Grund des Erbrechts gewesen sei, widerlegt sich am sprechendsten dadurch, dass die Deutschen, wenigstens zu Tacitus Zeit, noch gar kein festes Eigen-

Digitized by Google

thum an Grund und Boden kannten, (s. Cap. 14. A.) und doch gewiss schon ein Erbrecht hatten. Als man aber wahres Privateigenthum an Grund und Boden kannte und achtete, und diess muss wenigstens schon lange vor der Abfassung der ersten deutschen Volksrechte, die wir besitzen, der Fall gewesen sein, so hiengen mit dem Besitze desselben gewisse Pflichten zusammen, die nur von den männlichen, grossjährigen Gliedern der Familie erfüllt werden konnten; namentlich die Art, es bei der Ansprache Anderer zu schützen und zu vertheidigen, im Krieg aber, besonders später, eine ausdrückliche Pflicht zum Kriegsdienste. Da aber nicht blos das Grundeigenthum des Schutzes des Mannes bedurfte, sondern auch eben so, und noch mehr die Personen der Familie, welche sich nicht selbst in den Angelegenheiten des Lebens schützen konnten, besonders Weiber, die unter der steten Vormundschaft eines Mannes stehen mussten und mithin noch weniger die auf dem Grundeigenthume ruhenden Pflichten zu erfüllen vermochten, so darf es uns nicht wundern, namentlich das weibliche Geschlecht nicht als Besitzer des Grund und Bodens, um den sich, nach Tacitus Zeit, ja Alles drehte, anerkannt zu sehen. Wenden wir dies nun auf die Grundsätze, nach denen vererbt wurde, an, so finden wir, dass die blosse Blutsverwandtschaft noch nicht allemal hinreichender Grund zu erben war, sondern auch noch die Eigenschaft, den Besitz des Grund und Bodens schützen und vertheidigen zu können erforderte, und übrigens auch das Erbrecht als eine Vergütung für die durch die Vormundschaft geleisteten Dienste angesehen wurde, dass aber nur Familiengut Gegenstand des Erbrechtes sein konnte, weil der Begriff: von einem Fremden etwas zu erben, gänzlich fehlte.

Digitized by Google

Nach diesen Voraussetzungen wird es nicht schwer halten, die hierher gehörige Stelle so viel als möglich genügend zu erklären. Da das Gut des Verstorbenen weder herrenlos wurde, noch durch Testament auf die Familie fremder Personen übergehen konnte, die Bande des Blutes aber die stärksten waren, so ist nichts natürlicher, als dass Tacitus als nächste Erben die Kinder des Verstorbenen nennt.

Wer die Gesetzgebung der spätern Zeit kennt, weiss, dass die Zurücksetzung oder auch Ausschliessung des weiblichen Geschlechts und selbst der Töchter bei den Deutschen stets vorherrschend war und zwar namentlich wegen der Lasten und Pflichten, die mit dem Besitze des Grundeigenthums, besonders wenn es, wie das meiste in der spätern Zeit, Lehen war, zusammenhingen. Man ist daher nicht berechtigt, unter dem Worte Kinder auch Töchter mit zu verstehen; sondern diese wären nothwendig schon jetzt von der eigentlichen Erbfolge ausgeschlossen. Zu dem mochte auch noch kommen, dass man, wie namentlich in der spätern Zeit, einen Stolz darein setzte, das Grundeigenthum so lange als möglich bei der Familie zu erhalten. Aus dieser fiel es aber, wenn es an weibliche Nachkommen vererbt wurde, die es durch Heirathen in andre Familien bringen konnten. Auch war immer für die Weiber gesorgt. Denn wenn sie sich vermälten, so wurden sie von dem Gatten unterhalten, im entgegengesetzten Falle aber, von ihrer Familie. Im Anfange des 13ten Jahrhunderts, ehe das römische Recht, nach Deutschland kam, wurde der Sachsenspiegel, das wichtigste Rechtsbuch über reindeutsches Recht, verfasst und nach diesem finden wir, dass auch da noch die Töchter ihre Eltern nicht beerbten, wenn Söhne da waren. Merkwürdig ist noch, dass nach diesem Rechtsbuche diese

Digitized by Google

Zurücksetzung nur unter bestimmt angegebnen Personen, die die nächsten Verwandten waren, statt fand, dass aber, sobald namentlich Geschwisterkinder als die nächsten Erben erschienen, kein Unterschied mehr zwischen dem Geschlechte gemacht wurde. Man wird auf den ersten Anschein widersinnig finden, die Tochter und die Schwester auszuschliessen und dann des Bruders Tochter neben des Bruders Sohne und so fort erben zu lassen, allein der Grund war der für die damaligen Verhältnisse befriedigende, dass man so lange als möglich das Stammgut in der Familie zu erhalten suchte; war aber der Zweck nicht mehr zu erreichen, so fiel auch der Grund, Weiber vom Erbrechte auszuschliessen, um so mehr weg, als man sich jetzt schon daran gewöhnt hatte, auch den Weibern den Besitz vom Grundeigenthume zu gestatten, und dieses nöthigen Falls durch ihren Vormund verwalten zu lassen. Hier und da erhielt sich aber die Ansicht von der Zurücksetzung der Töchter noch so lange, dass Maximilian I. ein besondres Reichsgesetz deshalb zu geben für nöthig fand.

Nach den Kindern nennt nun Tacitus gleich Brüder als nächste Erben. Hier scheint aber eine Lücke zu sein. Sollten nicht vor den Brüdern Enkel, wenn sie da wären und namentlich Eltern unter derselben Voraussetzung als Erben in den Besitz eintreten? Hier ist es zuerst Thatsache, dass die Deutschen, noch viele Jahrhunderte nach Tacitus, Enkel wenigstens nicht neben den Geschwistern ihrer Eltern erben liessen, wovon der Grund darin gelegen haben kann, dass Kinder, die verheirathet waren und selbst Kinder hatten, schon mehr von ihren Eltern bei Lebzeiten erhalten haben mochten, als andre Kinder derselben Eltern. Waren aber Enkel allein vorhanden, so erbten diese

Digitized by Google

doch vor den Brüdern. Dass Tacitus diess nicht erwähnt, schadet nichts. Denn er geht gar nicht auf das Einzelne ein.

Mehr Schwieriges dürfte man aber in dem Uebergehen der Eltern und Grosseltern finden. Wo die Ordnung der Natur nicht gewaltsam zerstört ist, stirbt der ältere Ast vor dem Jüngeren am Baume ab, und so auch im Menschenleben. Darum sorgte man nicht für widernatürliche Erscheinungen. Man könnte übrigens auch noch zu dem spätern Erbrechte nach Lehnrechte seine Zuflucht nehmen, nach welchem die Eltern ebenfalls nicht erbten. Allein zu bemerken ist doch, dass in den ältesten Denkmälern des deutschen Rechts stets die Eltern erben und zwar vor den Brüdern wenigstens der Vater.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, dass Brüder, Vatersbrüder und Mutterbrüder nicht zugleich erbten, was Tacitus auch gewiss durch ein Bindewörtchen angedeutet haben würde. Die Sache ist vielmehr so zu verstehen, dass nach den Brüdern, die Brüder des Vaters und in Ermanglung dieser, die der Mutter erbten. Um aber nicht die Meisten der Leser zu ermüden, bemerken wir nun noch über die Erscheinung des Bruders der Mutter folgendes. Es galt der Satz: wer mein Blut hat, hat mein Gut, und je reiner er es hat, desto näher ist er, das Erbe zu empfangen. Dabei gieng man stets auf den dem Erben und Erblasser gemeinschaftlichen Stammvater zurück; erbte also der Bruder, so erbten sie, weil das Blut beider von ihren gewesenen Vater herrührte; erbte der Vatersbruder, so war das gewesene Blut das des Grossvaters. Insoferh man daher stets einen gemeinschaftlichen Stammvater aufsuchen musste, um den nächsten Erben zu bestimmen, und dieser nur in der Eigenschaft als dessen Nachkommen

Digitized by Google

erbte, war bei den alten Deutschen alle Erbfolge nur die der Nachkommen oder Descendenten, nicht auch eine der Seitenverwandten. Wenn aber nun der Schwester Sohn nach dem Tode seines Vaters und der Bruder seines Vaters auch stirbt, und dann nach Tacitus der Bruder seiner Mutter erben soll, in wem hat diesen dann seine gemeinschaftlichen Stammväter zu suchen? offenbar in keinem; und doch erbt er. Allein das Erbrecht, welches ich gewissermaassen als Ausnahme, und schon deshalb zuletzt eintreten lasse, hat weniger in der Blutsverwandtschaft, obgleich auch das Blut des Vaters des Mutterbruders in dem Sohne seiner Schwester fliesst, als darin seinen Grund, dass, überhaupt um die Familie so weit als möglich auszudehnen, der Vater sein Kind nicht lieber hatte, als der Mutter Bruder und deshalb die Schwägerschaft dieselben werthen Bande knüpfte, wie die Blutsverwandtschaft, was sich freilich in der spätern Zeit änderte. Dazu kommt Folgendes: starb der Mann der Schwester, so fiel diese wieder in ihre Familie zurück, aus der sie stammte; diese hatte die Schutzpflicht über sie, wenn der Vater nicht mehr lebte, der Bruder. Hatte sie Kinder, so wurden diese nicht der Mutter entrissen; sie kamen zugleich mit der Mutter in die ihr angeborne Familie; auch über sie hatte der Bruder die Vormundschaft oder Schutz-Pflicht; wer aber diese hatte, war nach allgemeinen Herkommen, wie auch z. B. bei unehelichen Kindern und Fremden, Erbe, und so erbte auch hier der Bruder der Mutter, wenn der Vater der Kinder gestorben war. Noch erwähnt Tacitus (Cap. 32.) in Bezug auf die Tencterer, die sich besonders durch ihre Reiterei auszeichneten, eine eigenthümliche Sitte bei dem Vererben, nemlich die, dass der Muthigste und Kriegerischste unter den Söhnen die Rosse allein erhielt,

Ein solches Vorzugsrecht war den Deutschen später allgemein bekannt, nur die Gegenstände und die Person, die vorgezogen wurde, waren verschieden. Es ist daher wohl mehr Gewissheit als Vermuthung, wenn man in diesem Vorzuge des kriegerischen Sohnes eines Tencterers die Andeutung des später so gewöhnlichen Heergeräthes findet, welches eben so eigenthümlich wie die Gerade (Cap. 18. A.) vererbt wurde. Die wichtigsten Kriegsgeräthschaften waren der Gegenstand desselben, nur wurde das Heergeräthe nicht mehr blos dem Muthigsten überlassen, sondern den nächsten männlichen, grossjährigen Verwandten von der Seite des Vaters; zunächst den Söhnen. Noch immer erhielt es aber nur, wer grossjährig war, also Waffen führen konnte, und hier scheint noch eine Aehnlichkeit mit der alten Sitte der Tencterer durchzublicken. Als neben dem Kriegshandwerke auch Männer, die in dem Verwalten von Aemtern ihren Beruf fanden, auftraten, wurden diese, selbst die der Schäffen auf ähnliche Art vererbt. Endlich finden wir noch im Lehnrechte dafür ein gleiches Verhältniss, dass der Würdigste nur die Rosse bekam, in dem hier auch der Herr einen der Söhne des Vasallen zum Nachfolger sich auslas. Die Deutschen stellten übrigens im Mittelalter die Verwandtschaftsvergliederung, (nach canonischem Rechte Verzweigung, nach römischem Rechte Abstufung,) am menschlichen Körper so an, dass sie an die vom Haupte entfernten Glieder die entfernten Verwandten setzten und so daher die letzten Erbfähigen auf die Nägel der Finger, als die äussersten Glieder, wovon sie den Namen Nagelfreunde führen. Eben aus diesem Grunde nannte man Verwandte überhaupt: Magen. Das Schwert deutete auf die väterliche, die Spindel auf die mütterliche Seite; daher Schwertmagen männliche Verwandten väterlicher Seite, Spillmagen männliche Ver-

Digitized by Google

wandte auf der mütterlichen Seite. Die römischen Agnaten waren aber schon um deswillen nicht ganz gleich mit den Schwertmagen, weil die Söhne nie zu ihnen gehörten, und die Spillmagen nicht mit den Cognaten, weil zu diesen Weiber gezählt wurden. W.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Freundschaftsbündnisse *) sowohl als Feindschaften des Vaters oder Verwandten verpflichten das gesammte Geschlecht. Doch dauert dieser Hass nicht unauslöschlich fort, da selbst ein Todschlag durch eine bestimmte Zahl von Zugvieh und Rindern, die das ganze Haus als Genugthuung in Empfang nimmt, gesühnt wird **); heilsam für das gemeine Beste, da Familienfehden um so gefährlicher werden, je grösere Freiheit herrscht. Geselligen Schmäussen und den Freuden der Gastfreiheit giebt sich kein Volk leidenschaftlicher hin. Ein menschliches Wesen, wer es auch immer sei, von der Thüre zu weisen, gilt für ruchlos; gastfrei nimmt Jeder an seinen Tische auf und stattet ihn aus, wie es sein Vermögen erlaubt. Ist aufgezehrt, führt und begleitet, wer nur eben noch Wirth war, den Fremden zu einen andern Gastfreund; uneingeladen gehen sie zum nächsten Hause;

*) Siehe oben Cap. 22. A. **) Siehe Cap. 12. A.

Digitized by Google

überall gleich freundlichen Empfanges gewiss. Bekannt oder unbekannt, wo es das Gastrecht *) gilt, wägt Niemand. Verlangt der Gast beim Scheiden etwas, so ziemt es zu willfahren und eben so unbedenklich ist man mit einer Forderung da. Sie freuen sich zwar dieser Geschenke, rechnen aber weder die Gabe hoch an, noch glauben sie, durch die Annahme eine Verpflichtung übernommen zu haben. Das Leben zwischen Wirth und Gast ist freundschaftlich **).

A. Gesammtbürgschaft.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die ersten Ansiedelungen der Dörfer Familienweise geschehen. Schon der Blick auf die heutigen Bewohner eines Gebirgsthales in einer entlegnen Gegend führt darauf, denn meist sind Alle mit einander gegenseitig verwandt. Was ist natürlicher, als dass der Enkel sich nahe dem Baue

*) Siehe Cap. 21. B.

**) Die sonderbare Stellung dieser Worte am Ende des Capitels ist schon Manchen aufgefallen, weshelbe. B. Thiersch vorgeschlagen hat, sie weiter vor und zwar hinter *discernit* (in unsrer Uebersetzung: wagt Niemand) zu setzen. Longolius schlug vor, statt: *comis, communis* zu lesen, so dass es hiesse: der Gast bekommt die gewöhnliche Last, es werden mit ihm keine Umstände gemacht. *Victus* bliebe denn in seiner gewöhnlichen Bedeutung. Allerdings wäre es möglich, dass hier ein Schreibefehler stattgefunden hat. Denn ein Strich über das *m* in den Manuscripten und die Conjectur ist gerechtfertigt. Ich bemerke noch, dass zur Vertheidigung dieser Vermuthung die letzten Worte des Cäsar d. b. G. I, 23 dienen, wo es heisst: *iis (sc. hospitibus) omnibus domus patent, victusque communicatur.*

Digitized by Google

des Geometers niederläßt, wenn er den Platz gemittet? Und an Raume fehlte es den alten Deutschen nicht. Da man nicht mit Unrecht die Ansiedelungen jener Deutschen als ein stehendes Lager ansehn kann, im Kriege, nach des Tacitus eignen Worten, stets Verwandte und Verschwägerte neben und hinter einander standen, ja die Verwandten selbst die Keile bildeten, damit der Jüngere dem Rathe des Aeltern folge, der Muthigere den Zagendern anreitze, Jeder noch aus besondrem Triebe sich bestrebe der Tapferste zu sein, und dem Hülfsbedürftigen sogleich theilnehmende Unterstützung werde, so dürfte auch dieser Punkt obigen Satz nicht wenig unterstützen. Wir finden nun in der spätern Zeit, aus der uns mehr Kunde von den Einrichtungen der Deutschen geworden ist, die Gesammtbürgschaft oder ein Schutz- und Trutzbündniss, gleich stark zum Angriff und Vertheidigung, nicht blos, wo es den Waffen galt, sondern auch da, wo es sich um die Theilnahme am bürgerlichen Verkehre handelte. Diese Gesammtbürgschaft, welche später auch unter nicht Verwandten, aber durch andre Bande Vereinigten, vorkommt, gieng selbst nach den nicht undeutlichen Worten des Tacitus in unsrer Stelle von den Verwandten aus. Und diess liegt in der Natur. Noch viele Jahrhunderte hindurch waren Familien und Stämme auf diese Art vereinigt, und die Verbindung durch eine bürgerliche Genossenschaft z. B. eine Decanie verdoppelte diese Gesammtbürgschaft. Da aber später der Einzelne sein Glück auch unter Nichtverwandten versuchen wollte, und der alte Familiensinn allmälig erlosch, blieb doch die Gesammtbürgschaft, besonders bei den Angelsachsen, durch die Vereine der Decanien oder Zehntner und die der Centener oder Hunderter erhalten, und behielt unter neuen Genossen ihre

Digitized by Google

alte Stärke fort. Diese Gesammtbürgschaft, sie mochte nun unter Familien oder unter durch bürgerliche Ordnung vereinigten Menschen vorkommen, äusserte ihre Wirksamkeit vielfach, und namentlich ist das Augenmerk auf folgende Punkte zu richten.

War ein Freier aus einer Gesammtbürgschaft angeklagt, und verlangte man seinen Eid, so schwor er meist nicht allein, sondern Mehrere seiner Genossen in einer bestimmten Stufenfolge bis auf 72 mit ihm zugleich. Dies geschah weniger der juristischen Gewissheit halber, als aus der Idee, dass die Genossen feierlich zu erkennen gaben, auch sie seien von der Aussage der Schwörenden überzeugt, und ihre Ueberzeugung war nöthig, um nicht die Beschuldigung zu rechtfertigen, als litten sie Einen unter sich, von dem sie glaubten, er habe ungesühnt ein Verbrechen begangen oder einen Meineid geschworen. War eine beleidigende Handlung, selbst ein Todschlag von Einem begangen, so entstand daraus, bis die Unthat gesühnt war, eine Familienfehde, an der die Genossen und Verwandten des Beleidigten und des Beleidigers Antheil nahmen. Wurde aber, wie namentlich später, das Wehrgeld erlegt, oder gar die Sache vor Gerichte anhängig, so blieb der Angeklagte persönlich frei, oder die Familie stand bei dem Gerichte dafür ein, den Uebelthäter zur bestimmten Zeit zu stellen; eine Sitte, die sich bis spät in das Mittelalter herab erhalten hat. Vermochte der Uebelthäter aber das Wehrgeld nicht selbst zu erlegen, oder stellte er sich doch nicht, so war die Familie oder Verbindung als Gesammtbürgschaft dafür dem Gerichte und dem Beleidigten, der die Ansprüche zu machen hatte, verbunden. Es mochte aber, ehe die Familie eintrat, der Uebelthäter feierlich allen seinen Rechten auf Vermögen entsagen müssen und so immer, wie

Digitized by Google

billig, am meisten leiden. Länger als man denken sollte hat sich diese Sitte bei den Deutschen erhalten, und namentlich in andern Fällen höchst wohlthätig gewirkt, z. B. darin, dass bei Holzdiebstählen in einzelnen Gegenden, im Falle der Noth, auch die Gemeinde, deren Mitglied das Holz gestohlen hatte, einstehen musste. Eine Verordnung, die vielleicht mehr fruchtete und auf natürlicherer Philosophie beruhte, als wenn man in Baiern das Zuchthaus auf dieses Vergehen setzte, um durch die Grösse der Strafe von dem geringern Vergehen abzuschrecken, was freilich nicht erfolgte. Die Gesetze einiger alten englischen Könige, die die Gemeinde, in deren Bezirke ein Diebstahl oder Raub vorgefallen war, wenn der Thäter nicht entdeckt wurde, büssen, und namentlich den Schaden ersetzen liessen, fruchteten mehr und erfüllten den Zweck der Gerechtigkeit besser, als unser neues Verfahren, bei dem selten der Schuldige entdeckt, seltener noch bestraft wird, am seltensten aber der Verletzte vollständigen Ersatz erhält. W.

B. Gastrecht.

Beide, Cäsar und Tacitus, sind des Lobes der deutschen Gastfreundschaft voll, und mit Recht. Sie mag sich zwar auch bei wilden Völkern finden, doch bei den Deutschen war sie von besondrer Wichtigkeit. Die schöne Sitte erhielt sich lange durch das ganze Vaterland. Die Burgunder gebieten, jeden Fremden, ohne zu forschen wer er auch sei, bei sich aufzunehmen, ihm wenigstens Dach und Heerd, also Speise und Wasser zu reichen, und drohen für den Fall der verletzten Pflicht der Gastfreundschaft dem Freien Geldbusse, dem

Digitized by Google

Unfreien Liebe an. Auch Karl der Grosse befahl, jeden Wanderer und namentlich Wallfahrer aufzunehmen und beruft sich dabei auf die Worte Jesu: wer einen der Meinen aufnimmt, der nimmt mich auf. Denn damals hatten die Philosophen noch keine Trennung des Rechts und der Moral herausgeklügelt; da sprach man noch nicht von vollkommnen und unvollkommnen Pflichten und Rechten, die auch die grossherzigen Römer nicht kannten. O der kalten Weisheit, die die herrlichsten Pflichten und Rechte der Menschen: Freundschaft und Dankbarkeit nur unvollkommen nennt?

Wenn man auch später genöthigt war, ein wachsames Auge auf herumziehendes Gesindel zu haben, dieses keinen Anspruch auf die alten Rechte der Gastfreundschaft machen konnte, und wenn auch im Mittelalter Reisende nicht nur nicht mehr gastlich aufgenommen, sondern oft bei ihren Handelszügen beeinträchtigt wurden, so suchte man denn doch, der Alten eingedenk, durch das damals so wichtige Geleite, welches freilich jetzt nur eine lästige Abgabe ist, abzuhelfen und war den Fremden und Reisenden auf andre Weise behülflich. So durfte im Mittelalter, im Falle der Noth, Jeder sein Ross die Saat selbst abweiden lassen und einzelne Statuten erlauben den Reisenden manche Freiheit, z. B. sich ungestraft von einem Acker drei Rüben auszuziehen. Alles hat seine Zeit. Wer jetzt gar keine Reisen macht oder nur zu Wagen auf gangbaren Heerwegen, kann vielleicht das Wohlthätige eines solchen Gesetzes nicht mit empfinden; der schöne Alter, welcher Gebirge am Stabe durchwanderte; denkt man sich aber an jene Zeit wo Gasthöfe höchst selten, nur etwa in Städten waren, wo man halbe Tage vielleicht seinen Weg, unter drückender Hitze, ohne Erquickung, fortsetzen musste, da findet man es recht

Digitized by Google

menschenfreundlich, wenn die Gesetze von der Gabe Gottes am Wege so viel zu nehmen erlauben, als die dringende Nothwendigkeit erforderte. Allein die alten Zeiten sind nicht mehr, wie die alte Gastfreundschaft selbst. Zurückgedrängt an die Enden Deutschlands finden wir sie noch etwa bei einigen norddeutschen Stämmen, den Friesen, den Ditmarsen, und im Süden auf den Alpen und in den Thälern der Tiroler. Da lässt der biedre Mann noch nicht den Reisegefährten, sei er es auch nur von einigen Stunden her, am Abend von seiner Hütte allein gehen; unaufgefordert bittet er, bei ihm zu bleiben und Heerd und Milch mit ihm zu theilen. Da reicht noch gern der Alpenwirth dem Wanderer den Labetrunk der frischen Alpenmilch und meint, man würde es ja in seiner Heimath auch den Fremden thun.

Das Verhältniss der Gäste und Fremden zu den Einheimischen war auch höchst wichtig für das Recht. Zur Zeit des fränkischen Reiches und da, wo einzelne deutsche Städte noch eine feindliche Stellung gegen dasselbe behaupteten, waren darnach auch die Rechtsverhältnisse der Fremden verschieden. Die Völker, die im Frieden und Einigkeit neben einander bestanden, oder zum fränkischen Reiche gehörten, liessen allen Fremden die höchste Gerechtigkeit wiederfahren und gestatteten ihnen bei sich nicht nur unbedingt Anspruch auf Recht, sondern auch auf ihr eignes, angebornes, und der Einheimische musste sich hier nach dem Rechte des Fremden richten, z. B. bei Erlegung seines Wehrgeldes, nicht umgekehrt. Denn das angeborne Recht überall geltend machen zu können gehörte zu der Ehre und unverletzlichen Selbstständigkeit des Deutschen. Selbst später, wie alle Deutsche als ein Volk angesehen

Digitized by Google

wurden, doch aber jeder Stamm noch seine eigenthümlichen Vorrechte hatte, war dies doch immer allgemeiner Grundsatz. Nach ihm wurde der Franke in Sachsen, der Baier in Schwaben gerichtet. Nur nöthigte das Bedürfniss bei einigen Rechtsverhältnissen, namentlich bei dem Eigenthume, dem Erbe, die persönlichen Rechte Fremder nicht mehr gelten zu lassen, sondern sie da an die Rechte des Ortes zu binden.

Aber auch da, wo in der alten Zeit der freundschaftliche Verkehr einzelner Völker unter sich nicht statt fand, sorgte man für das Recht der Fremden, und zwar in der Art, dass jeder Fremde sich unter den Schutz entweder des Königs oder einer Familienverbindung begab, und nun das Recht, das diese hatten, theilte, wobei er freilich seinem angebornen Rechte entsagen musste. Die Fürsten und Herrscher waren aber immer eigennütziger und habsüchtiger als die Bürger; so auch hier; denn Jene maasten sich oft, durch das Fremdlingsrecht und ähnliche, die Erbschaften der im Lande verstorbnen Fremden, mit Ausschluss der natürlichen Erben, an.

Wer in gar keines Schutze war, hatte auch keine Rechte; namentlich bei Verletzungen, die durch Geld gesühnt wurden, war die Lage des Fremden, der ja kein Grundeigenthum in dem fremden Staate besass, höchst schwierig. Um aber dem vorzubeugen, bildete sich die Sitte, dass jeder Fremde, welcher in einem Hause länger als drei Tage verweilte, als stillschweigend in dessen Gesellschaft aufgenommen erschien. Hier haftete nun diese auch mit wegen der Vergehen des Gastes, und ob sie gleich auch dann das Sühngeld empfing, wenn der Fremde bei ihr getödtet wurde, so mochte doch das erstere Verhältniss öfterer vorkommen,

Digitized by Google

und darin wohl das alte Sprichwort: ein dreitägiger Gast wird Jedermann zur Last, seinen Grund haben.

Als im Mittelalter in den Städten sich eine Handelswelt bildete, war man auch hier gegen Fremde gerecht, und errichtete besondere Gastgerichte, in denen die Streitigkeiten der Fremden, gegen den gewöhnlichen gerichtlichen Hergang, auf das Schnellste entschieden wurden. Hätte man doch auch jetzt überall so viel Sinn für diese Gerechtigkeit! Allein da tritt heutzutage wieder die leidige Polizei ein, der ihren Grundsätzen nach alle Menschlichkeit fremd ist, bei deren Beamten es daher doppelt gerühmt zu werden verdient, wenn man von dieser Tugend einen oder den andern Zug vorfindet. Die Polizei setzt durchgehends moralisch unwürdige Personen voraus; für Jeden der sich nicht gern zu diesen rechnet muss sie daher drückend sein. Uebrigens aber geben wir gern zu, dass sie bei den jetzigen Verhältnissen höchst nöthig ist und selbst der moralisch Mündige ohne sie zuweilen sich schlechter befinden würde. Allein wenn überall die Gleichheit von dem Gesetze gelobt werden muss, so verdient sie es doch bei der Polizei nicht, die den anerkannt ehrlichen Mann eben so mistrauisch ansieht und behandelt, als den Spion, und wegen der der ehrliche Mann oft, um nur einen Pass visiren zu lassen, länger aufgehalten wird, als der Fremde im Mittelalter wegen wichtiger Rechtsstreitigkeiten vor dem Gastgerichte. Darum ist vor Allen gut wandern nur noch da, wo man mit den Tirolern singt: Auf der Alp, da ist kei Polizei!

W.

Digitized by Google

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Gleich nach dem Aufstehen, was aber meist erst spät am Tage geschieht, waschen *) sie sich, öfters im warmen Wasser, da bei ihnen den grössten Theil des Jahres der Winter herrscht. Nach dem Waschen speisen sie; gesondert sind dabei ihre Sitze und Jeder hat seinen eignen Tisch. Dann geht es zu den Geschäften, oft auch zu den Gelagen, stets aber gewaffnet **). Unter dem Zechen, was sie, ohne dass es Einem zum Vorwurfe gereiche, Tag und Nacht fortreiben, entsteht, wie beim Trunke geschieht, häufig ein Zank, der aber selten in Schmähworten sich austobt, öfter durch Blut und Wunden geschlichtet wird. Meist jedoch wird bei den Gelagen auch über der Feinde gegenseitige Versöhnung, der Schwägerschaften Knüpfung, die Wahl der Fürsten und über Krieg und Frieden Rath gepflogen; gleich als wäre der Geist zu keiner Zeit zum offenherzigen Gedankenaustausche ***) geneigter, oder leichter für grosse

*) Andre: baden. Dem widerspricht das warme Wasser, oder glaubt man, dass sich die Deutschen in Wannen gesetzt? Baden ohne Schwimmen war für sie Nichts. Die Germanen, wie noch heute die Russen, stürzten sich auch im Winter in den eisigen Strom.

**) Siehe Cap. 22. A.

***) Andre: gleich als wäre der Geist zu keiner Zeit für einfache (natürliche) Ansichten empfänglicher oder leichter für grosse entzündbar. Dem widerspricht das Folgende.

Pläne entzündbar. Denn wie diess Volk nicht schlau, noch arglistig ist, öffnet es noch im Taumel der Lust*) des Busens Geheimnisse. Was aber beim Gelage der offne und ungeheuchelte Sinn Aller geäussert, das wird am andern Tage nochmals erwogen. Und wohl nicht ohne triftigen Grund wählen sie zur Berathung die Zeit, wo sie sich nicht zu verstellen wissen, die aber zu Beschlüssen, wo Irren nicht möglich ist.

A. Das Waffentragen.

Bei den meisten wichtigen Handlungen des Lebens bedienten sich die Deutschen der Waffen; so bei der Wehrhaftmachung, bei der Aufnahme eines Fremden in die Familie, bei der Eingehung der Ehe, bei dem Eide, bei der Belehnung, und zwar in allen diesen Fällen der symbolischen Bedeutung halber. Das Tragen der Waffen war auch bei jeder Gelegenheit ausser dem Kriege ein ehrendes Vorrecht der Freien. So blieb es bei den Deutschen auch noch mehrere Jahrhunderte nach Tacitus Zeit. Missbrauch der Waffen aber und Furcht bewog schon die fränkischen Könige, das Tragen derselben einzuschränken; namentlich haben wir viele Verordnungen von Karl dem Grossen hierüber. Zu seiner Zeit erstarb die alte Freiheit immer mehr, und somit verschwanden auch die Waffen bei einem

*) Andre, welche die, blos aus einer Conjectur stammende, Lesart: *loci* annehmen, übersetzen: mit der Freiheit, welche der Ort (das Gelag nehmlich) begünstigt.

grossen Theile des Volkes. Die Geistlichen besonders sollten keine tragen, weder zum Schmucke, noch zur Jagd, noch im Kriege; denn so weit, als sie an diesem dem Gesetze nach Antheil nahmen, zogen sie nur als Diener Gottes mit.

Wer auch noch das Recht Waffen zu tragen behielt, sollte wenigstens im Lande, bei Friedenszeit, keinen Panzer, kein Schild, keine Lanze führen, und an Gerichtsstätte, so wie in der Volksversammlung und der Kirche unbewaffnet erscheinen. Nach den Rechtsbüchern des Mittelalters war das Waffentragen besonders ein Vorrecht des so ausgebreiteten Adels. Aber auch er sollte in Friedenszeiten keine eigentlichen Kriegswaffen anlegen, sondern nur ein Schwert führen, und in Städten und Dörfern auch diess nicht. Der Vasall der vor seinem Herrn um Recht zu nehmen erschien, sollte nicht nur alle Kriegswaffen, sondern auch das Schwert, das Messer, die Sporen, die Handschuhe, die Hauptbedeckung und den Mantel von sich legen. Auch wegen des Waffentragens lag der Adel und die Bürger im Streite. Ob es gleich jetzt mehr der persönlichen Sicherheit, als der Auszeichnung galt, so sollten doch die Kaufleute, als Städter, selbst bei ihren Reisen nur ein Schwert bei sich haben, mit diesen aber sich nicht umgürten, sondern es nur in der Nähe behalten dürfen.

Mit dem Rechte Waffen zu tragen ist nicht das Waffen- und das Fehderecht zu verwechseln. Das Waffenrecht stand eigentlich jedem Freien zu, ohne dass er adelig zu sein gebraucht hätte. Man begriff darunter die Befugniss, einen Rechtsstreit, der anders nicht entschieden werden konnte, durch den Zweikampf auszugleichen. Dieser war ein Gottesurtheil, und hat sich unter den verschiednen Arten des letztern am längsten erhalten, verlor sich jedoch auch als sol-

Digitized by Google

ches im 14. Jahrhunderte. Die Städter liessen sich oft durch kaiserliche Privilegien von dieser Beweisart, die ihnen nicht mehr zusagen mochte, befreien. Das Fehderecht dagegen hielt auch die Bürgerschaft in Ehren, und wer kennt nicht die Fehden Sickingens mit Worms, die des Berlichingen mit Bamberg u. s. w. Der ewige Landfriede des Kaiser Maximilian I. sollte auch die Fehden für alle Fälle aufheben, was aber, wie die Geschichte lehrt, noch nicht sogleich gelang. W.

Drei und zwanzigstes Capitel.

Aus Gerste und Weitzen*) brauen sie sich ein Getränk, was einen Anstrich verdorbnen Weines hat. Die dem Ufer am Nächsten sitzen, kaufen auch Wein. Ihre Speisen sind einfach: wildes Obst, ein frisches Wild, oder geschlückerte Milch; nicht auf den Gaumenkitzel, den künstliche Leckereien erregen, nur auf Stillung des Hungers sind sie berechnet. Gegen den Trunk ist nicht dieselbe Mässigkeit zu rühmen; und wollte man ihre Trinksucht unterstützen, ihnen soviel, als sie begehren, darbietend, dann würden sie leicht den Lastern und den Waffen erliegen.**)

*) Andre: oder überhaupt aus jeder Getreideart. **) Siehe Cap. 23. A.

Digitized by Google

A. Erklärung des letzten Satzes.

Wenig Schriftsteller sind wie Tacitus so voll feiner und tiefer Bemerkungen, die aber versteckt liegen und desshalb dem Auge vieler Leser entgehen. Hierher rechne ich auch unsre Stelle. Wer sie obenhin liest, meint hier weiter nichts ausgedrückt, als den Stolz des Römers, vor dem ohne Unterschied alle Völker ihre Waffen strecken. Denn die wörtliche Uebersetzung ist: so würden diese Völker nicht weniger leicht durch Laster, als durch Waffen besiegt werden. Bedenkt man aber das Verhältniss der Römer zu den Deutschen, damals nach der Varusniederlage und andern, so könnte man eine solche Prahlerei kaum als rhetorische Wendung entschuldigen. Vergleicht man nun ferner, was Tacitus über das Waffenglück der Deutschen an andern Stellen dieses Schriftchens sagt, besonders Cap. 29. 33. 37. in der Mitte und am Schlusse, so sieht man augenscheinlich, wie er nie der Meinung sein konnte, die Deutschen zu besiegen, sei ein Kleines. Die Stelle will nun wohl soviel sagen: Die Deutschen sind ein kräftiges Volk an Körper und Geist, weder den einen noch den andern zerstören Laster. Der Punkt, wo ihnen noch am Ersten beizukommen wäre, ist ihre Trunksucht; vermöchte man diese zu nähren wie sie es selbst nicht wollen und können, so würde man ihnen durch Erschlaffung ihre körperliche und sittliche Stärke entreissen, und ein verweichlichtes und entsittlichtes Volk ist leicht bezwungen. *Vitiis vincuntur* geht also nicht auf die Deutschen, so dass sie schlechter würden, und *armis vincuntur* geht nicht auf die Römer, so dass sie die Deutschen besiegten, sondern Beides ist ein Gedanke: über den Erschlafften ist der Sieg nicht schwer. Der Gedanke des Tacitus ist also: da wir die Deutschen

Digitized by Google

nicht erschlaffen, und verweichlichen können, so bleiben sie auch für uns unbesiegbar. W.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Die einzige Art der Schauspiele, die sie haben und die sich bei jeder Versammlung wiederholt, bieten nackte Jünglinge dar, die sich, was ihnen ein Spiel*) ist, im Sprunge zwischen Schwertern und gegen sie gezückten Framen umhertummeln. Uebung führt zu Fertigkeit, Fertigkeit zu Anstand. Und treiben sie es auch nicht zum Gewerbe, noch um Gewinn, doch findet in dem Vergnügen der Zuschauer ihre verwegne Keckheit eine Belohnung. Das Spiel, was sie, wunderbar genug, bei nüchternem Muthe und als ernstes Geschäft treiben, verfolgen sie mit solcher Unbesorgtheit über Gewinn und Verlust, dass sie, wenn alles verloren ist, auf den letzten und äussersten Wurf sich selbst und ihre Freiheit setzen. Verlor dann der Wagende, so geht er in freiwillige Knechtschaft und lässt sich, wenn er auch jünger und stärker ist, in Bande schlagen und als Eigenhörigen**) verkaufen. Solch eine Beharrlichkeit bei einer unlöblichen Sache nennen sie Wort halten***). Die Eigenhörigen jedoch, die sie auf

*) Siehe Cap. 24. A. ***) *Fidem.*

**) Siehe Cap. 25. A.

Digitized by Google

solche Weise erworben, verkaufen sie, sich von dem Schaamgefühle zu befreien, das in ihnen der Anblick eines also Besiegten erweckt.

A. Körperübungen.

Um zu der körperlichen Gewandtheit, welche selbst die Römer an den Deutschen bewunderten, zu gelangen, war es unumgänglich nöthig, dass die gehörigen Uebungen stattfanden. Ohne sie kann auch der Naturmensch nur rohe Kraft erringen. Ausdrücklich erwähnt zwar Tacitus der Leibes- und Waffenübungen der Jünglinge, allein sicher kamen sie auch schon unter der Knabenwelt vor; denn einmal ahmt der Knabensinn gar zu gern das nach, was er bei Erwachsnen sieht, und dann hält es auch schwer dem Körper erst dann Gelenkigkeit zu verschaffen, wenn er schon ausgewachsen ist; überhaupt muss die Lust dazu früh geweckt sein. Auch diese Waffenspiele finden sich, wie Vieles aus dem altdeutschen Leben, in der Ritterwelt in den Turnieren wieder; freilich nur noch in einem Häuflein des Volks erhalten. Indess sprechen die in Städten und auf dem Lande aus grauer Vorzeit übrig gebliebnen und mit Kriegerübungen verbundnen Gewohnheiten, die wohl werth sind nicht blos in Büchern beschrieben und niedergelegt sondern im Leben erhalten und gekräftigt zu werden, stark dafür, dass auch im Mittelalter unter den übrigen Ständen sich noch Sitten erhielten, die auf Stählung des Körpers berechnet waren. Namentlich trugen damals die Zünfte, welche ursprünglich mehr einen politischen und kriegerischen Zweck hatten, als den des blosen Gewerbes, viel

Digitized by Google

dazu bei. Allein auch die ersten Völker des Alterthums, die Römer und namentlich die Griechen, hielten viel auf geschickte Ausbildung des Körpers. Vor Allen empfahl sie als höchst wesentlich der Weiseste unter ihnen, Socrates. Spricht man nun, diese sind nur für rohe oder wenigstens blos kriegerische Völker, würde diess dann auf die Griechen zu Socrates Zeit passen, würde dieser Mann sie so hervorgehoben haben? Ich setze hierher, was uns Xenophon von den Ansichten seines Lehrers hierüber mittheilt. Man liest ja die Alten immer seltner in diesen Beziehungen, und doch giebt es auch wieder Viele, auf welche das mehr Eindruck macht, was ein Alter sagt als was ein Zeitgenosse, habe er auch, wie Guthsmuth und John, ein vollgültiges Recht, hier mit zu sprechen, ihnen zuruft. Merkwürdig ist es nur, dass Socrates angeklagt wurde, er verführe die Jugend und bringe ihr verderbliche Grundsätze bei, und dass bei uns das nämliche Schicksal in neuester Zeit auch einzelne Turnlehrer gehabt haben. Wie bald sahen aber die Athener ihr an Socrates begangnes Unrecht ein, und was urtheilt die Nachwelt über diesen Schandflecken in der Geschichte jenes Freistaates!

Die Worte des grossen Griechen sind folgende: Als Socrates einmal den Epigenes, einen seiner Bekannten, der jung und körperlich ungebildet war, sah, sagte er zu ihm: wie eigen du dich ausnimmst, Epigenes. Ich lebe ja nur auf meine eigne Hand, Socrates, erwiederte dieser. Nicht mehr als die, welche in Olympia kämpfen wollen, sprach Socrates. Oder scheint dir der Kampf gegen die Feinde auf Leben und Tod, den die Athener, sobald es nöthig sein wird, beginnen werden, so unbedeutend? Und doch kommen nicht Wenige wegen körperlicher Unbeholfenheit in den Kriegsgefah-

Digitized by Google

ren um, oder retten sich mit Schimpf und Schande; Viele werden aber eben deshalb auch lebendig gefangen, und bringen entweder ihr übriges Leben, wenn es sich so trifft, in der traurigsten Sclaverei hin, oder behelfen sich, nachdem sie Noth und Jammer genug ausgestanden und vielleicht mehr, als in ihren Kräften steht, zu ihrer Befreiung aufgewendet haben, ihr übriges Leben in drückender Dürftigkeit und im Elende. Manche kommen auch endlich dadurch in üblen Ruf, dass man ihre körperliche Unvermögendheit für Feigheit auslegt. Oder verachtest du die Folgen solcher Vernachlässigung, und glaubst du, man könne so etwas leicht ertragen? Ich glaube vielmehr dass das, was man bei genauer Sorgfalt für die körperliche Ausbildung zu tragen hat, weit leichter und angenehmer zu ertragen sei. Oder meinst du, die Vernachlässigung des Körpers sei gesünder und überhaupt zuträglicher als dessen Ausbildung? Oder verachtest du das, weswegen diese Ausbildung geschehen muss? Unmöglich, wenn du bedenkst, wie verschieden das Schicksal derer ist, die für ihre körperliche Ausbildung entweder gesorgt oder nicht gesorgt haben. Denn jene sind gesund und stark; Viele retten sich dadurch mit Anstand aus Kriegsbedrängnissen und entgehen jeder Noth; Viele helfen ihren Freunden, nützen dem Vaterlande, setzen sich dadurch in Gunst, erlangen grossen Ruhm, die herrlichsten Ehrenbezeugungen, und leben dann ihr übriges Leben um so angenehmer und geehrter, zumal da sie auch ihren Kindern die schönsten Aussichten zur Erleichtrung ihres Lebens hinterlassen. Darin dass der Staat nicht öffentlich die Bildung für den Kriegsdienst veranstaltet, liegt kein Grund, sie auch für sich zu verabsäumen, vielmehr sie desto emsiger zu betreiben. Denn du weisst wohl, dass du dich durch eine glückliche

Digitized by Google

Ausbildung des Körpers, weder bei irgend einem andern Kampfe, noch überhaupt bei irgend einem Geschäfte, in Nachtheil setzest, da man den Körper bei Allem was man thut, braucht, und ihn um so besser brauchen kann, je geübter und gewandter er ist. Ja selbst da wo du den Körper am wenigsten zu brauchen scheinst, beim Denken, kommt nicht selbst hier vieles Misslingen daher, weil der Körper nicht stark und gesund ist, denn oft bemächtigt sich des Geistes, in Folge körperlichen Uebelseins, Vergesslichkeit, Muthlosigkeit, Verdrüsslichkeit und Verrücktheit, so dass die ganze Wissenschaft bei Vielen darüber zu Grunde geht. Wer aber körperlich kräftig ist, hat wenigstens von Seiten des Körpers nicht so etwas zu befürchten, vielmehr muss körperliche Wohlbeschaffenheit für die entgegengesetzten Wirkungen vortheilhaft sein. Was sollte also ein vernünftiger Mensch nicht thun, um sich in dem Besitze dieser dem Obigen entgegengesetzter Vortheile zu sehen? Es ist aber auch endlich schimpflich, aus bloser Nachlässigkeit, zu altern, bevor man sich auf dem Gipfel körperlicher Schönheit und Stärke gesehen hat. Nachlässigkeit aber führt nicht zu ihnen; denn von selbst wollen sie nicht kommen. W.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Den übrigen Eigenhörigen*) weisen sie nicht nach unsrer Sitte bestimmte häusliche Dienst-

*) Siehe Cap. 25. A.

Digitized by Google

leistungen an, vielmehr bekommt Jeder seine Wohnung, Jeder die Leitung seines eignen Heerdes*). Ungefähr so wie dem römischen Zinsbauer **) legt der Herr dem Eigenhörigen ein bestimmtes Maas von Getreide, Vieh oder zu fertigenden Kleidern auf; und nur soweit ist er verpflichtet; während was sonst im Hause zu verrichten ist, Frau und Kinder besorgen***). Selten ist es, den Eigenhörigen zu schlagen, oder mit Banden und Zwangsarbeit zu züchtigen und wenn es auch häufiger vorkommt, dass

*) Grundfalsch ist es, diese Worte auf die freien Hausväter zu beziehen. Bei denen verstand es sich von selbst. Aber das eben wollte Tacitus bemerken, dass die deutschen Eigenhörigen nicht wie die römischen Sklaven: Domestiken, sondern: *coloni* waren; blos in soweit verpflichtet, als sie dem Herrn ein bestimmtes Maas liefern mussten; die ganze Stelle erklärt den vorhergehenden Satz und wird durch den folgenden erklärt.

**) Andre: der Herr legt ihm als seinen Landbauer u. s. w. Tacitus wollte aber gewiss diess Verhältniss durch ein römisches Beispiel klar machen.

***) Hier giebt also Tacitus den Grund an, warum die Deutschen ihren Eigenhörigen nicht wie die Römer die häuslichen Dienste zuwiesen. Frau und Kinder des Herrn besorgten selbst was zu thun war und bedurften keines unnützen Schwarmes. Darum gab man jedem Eigenhörigen seine eigne Hütte und liess ihn nur für die Bedürfnisse sorgen. Andre haben die Stelle auf das Haus des Sklaven bezogen. Tacitus aber hätte kein Wort darüber verloren, dass die Frau des Eigenhörigen auch seine Wirthschaft führe. Man könnte endlich glauben, es sei die Frau des Sklaven gemeint, als welche im Hause des Herrn mit gebraucht worden wäre. Ohne das Letztere geradezu läugnen zu wollen, sehe ich doch keinen Grund, unsre natürliche, ja nöthige Erklärung zu verwerfen und glaube, dass sich Tacitus sonst deutlicher ausgedrückt und überhaupt schwerlich das Wort: *uxor* gebraucht haben würde.

Digitized by Google

ein solcher getödtet wird, doch ist nicht Strenge der Zucht, sondern jäh aufwallender Zorn Anlass; wie man den Feind erschlägt, doch freilich ungesühnt. Die Freigelassnen stehen wenig höher, als die Eigenhörigen und haben selten einige Bedeutung im Hause, im Gemeinwesen niemals. Bei den Staaten jedoch, die der Könige Joch drückt, steigen sie über Freigeborne, ja über Edle. Bei den Uebrigen ist der Freigelassnen Ausschliessung ein Beweis der Freiheit *).

A. Eigenhörigkeit.

Von der Ansicht, dass die Sklaverei nichts rechtswidriges in sich habe, vermochte sich selbst der Gebildetste des Alterthums nicht frei zu machen, und schon darum konnte sich jene Zeit nicht zu der wahren Idee von Gerechtigkeit erheben; auch unsre Vorfahren unterlagen jenem Irrthume! Erst die Bruderliebe des Christenthums verdrängte die alten Vorurtheile. Allein um so schändlicher und ruchloser ist es, wenn der, welcher das Bessere kennt, doch noch des irdischen Gewinnes halber an der alten Barbarei hängt, und wenn selbst in unsern Zeiten Männer, die auf Bildung An-

*) Wer die Lesart: *impares* nicht annimmt, muss die Stelle so übersetzen: bei den Uebrigen sind die Freigelassnen eine Masse, die der Freiheit unfähig ist. Dem widerspricht schon die Bedeutung des Wortes: *argumentum*. Unmöglich wird aber diese Erklärung, wenn man erwägt, dass die Freigelassnen immer frei, der Freiheit fähig, nur in Freistaaten ohne Bedeutung waren.

Digitized by Google

spruch machen — denn blose Gelehrsamkeit erzeugt noch keine Menschlichkeit — die Rechtmässigkeit der Sklaverei vertheidigt haben. Gleichviel ist es, ob man den Beweis dadurch führt, dass Sklaverei — zur Schande der Menschheit muss man den Satz als geschichtlich wahr anerkennen — nie von dem Erdboden verdrängt gewesen sei, und dann aus solchen Thatsachen das Naturrecht baut, oder dadurch, dass gewisse Menschenstämme schon durch ihren Schädelbau es verriethen, dass sie zu Sklaven für Andersgebaute geboren seien. Dagegen finden wir aber in dem so oft als ganz roh verdammten dreizehnten Jahrhunderte schlichte Deutsche, welche mitten unter der harten Leibeigenschaft doch den göttlichen Funken des Christenthums in sich nährten, und diese drückenden Einrichtungen, als den göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider, hart anklagten. Zum Beweise eine Stelle aus einem alten deutschen Rechtsbuche jener Zeit: „Doch ist das (die Leibeigenschaft) vor Gott ungerecht, denn diese allein von den Fürsten und Herren gesetzt ist, und nicht von allen Leuten. Da Gott den Menschen geschaffen sich selbst zum Bilde und zum Gleichnisse, und ihn mit seinem eigenen Blute geledigt und befreiet hat, wer möchte eine so grosse Ledigung und so grosse Freiheit wieder zu einer Leibeigenschaft machen.“

Ich bin nicht der Meinung, dass man durch die Stelle des Tacitus am Ende des vorhergehenden Capitels veranlasst sei, eine doppelte Art von Eigenhörigen (denn römische Sklaven waren sie nicht) anzunehmen. Er will vielmehr nur sagen, dass ihnen auf verschiedne Weise dieses harte Loos fallen könne. Weil er gerade vorher vom Spiele sprach, erwähnt er diesen Fall besonders, wusste aber wohl, wie uns aus seinen andern Schriften bekannt ist, dass bei den Deutschen die Ei-

Digitized by Google

genhörigkeit auch noch durch Geburt und Gefangenschaft entstand. Daraus, dass die Deutschen die durch Spiel zu Eigenhörigen Gewordnen an Andre verkauften, kann ein Unterschied unmöglich gefolgert werden. Denn Tacitus giebt gleich darauf selbst den besondern Grund dieser Verfahrungsart an, der bei andern Eigenhörigen nie eintreten konnte. Wie ist es ferner glaublich, dass sich der Freie zu einer härteren Eigenhörigkeit auf den Fall des verlornen Spieles sollte anheischig gemacht haben, als man überhaupt in Deutschland kannte? Man müsste dem alten Deutschen alles Gefühl für irgend einen Grad von Menschlichkeit absprechen, wenn man annehmen wollte, dass er seinen frühern Mitbruder und Stammgenossen härter als den durch Gefangenschaft zum Eigenhörigen Gewordnen behandelt habe. Worin endlich soll das härtere Loos bestanden haben? Tacitus sagt davon gar nichts; denn der erwähnte Verkauf entsprang nur aus der Milde des Siegers im Spiele, der nicht bei dem Anblicke seines frühern Freud- und Leidgenossen vor sich selbst erröthen wollte, vielmehr diesem durch die Entfernung das Herbe seines Schicksals zu erleichtern gedachte. Noch dazu spricht Tacitus im Folgenden von allen Eigenhörigen ganz allgemein, und müsste nothwendig, wenn ein Unterschied rechtlich begründet gewesen wäre, diess bei dem Rechte des Herrn über Leben und Tod seiner Eigenhörigen ausgesprochen haben. Auch lassen sich endlich die Worte „die übrigen Eigenhörigen u. s. w.“ mit obiger Ansicht vereinigen, wenn man nur bedenkt, dass die gewöhnliche Beschäftigung des Eigenhörigen in der Bestellung der Felder seines Herrn bestand, dass aber der, welcher einen durch Spiel eigenhörig Gewordnen kaufte, nicht allemal gerade Land hatte, um ihn auf diese Art zu beschäftigen, und ihn deshalb zu

Digitized by Google

andrer Arbeit benutzte. Will man also auch ganz streng verfahren, so kann man doch nur so viel behaupten, dass in der Art der Beschäftigung, nicht in der der Behandlung der Unterschied lag.

Weit mehr glaube ich, dass, wie diess auch die spätere Zeit lehrt, der Unterschied der Lage der Eigenhörigen durch die Willkühr ihres Herrn begründet wurde. Selbst die grössere oder geringere Nähe desselben konnte ihre Lage verschlimmern oder verbessern; und diess war am häufigsten dann der Fall, wenn der Eigenhörige nur das Gut seines Herrn bearbeiten und bestellen musste, und somit zunächst Nichts sich selbst, sondern Alles nur Jenem erwarb. Die, welche Tacitus mit dem römischen Colonus vergleicht, erwarben aber ausser dem, was sie dem Herrn abgeben mussten, das Uebrige ohne Zweifel für sich. Wären aber auch die, welche durch das Spiel in die Eigenhörigkeit fielen, zunächst zu den unmittelbaren Diensten im Hause des Herrn gebraucht worden, so ist es doch höchst unwahrscheinlich, dass nicht auch Andre ein gleiches Schicksal mit Ihnen getheilt hätten. Das Wesentliche bleibt stets der Verlust der Freiheit und die damit zusammenhängende Ausschliessung von Allem, was das Gemeinwesen betraf. Wer das Höchste aber verloren hatte, dem konnte das Uebrige von wenig Bedeutung mehr sein; gleichgültig war ihm daher auch die Art seiner angewiesenen Beschäftigung. In der spätern Zeit wurde es sehr gewöhnlich, dass der Herr von seinem Hauptgute abgesonderte Güter durch Eigenhörige bebauen liess, und schon z. B. nach den alten Schenkungsurkunden des Klosters Lorsch am Rheine bei Worms, verschenkte häufig der Herr das Gut, nebst den darauf wohnenden Eigenhörigen, an das Kloster. Es finden sich aber auch

Digitized by Google

sogar Beispiele, dass zu der Zeit Eigenhörige auf öffentlichen Markte verkauft wurden.

Dass diese Eigenhörigen auch schon zur Zeit des Tacitus unter dem Schutze ihres Herrn standen, ist wahrscheinlich, weil wir es in der spätern Zeit finden, indem da z. B., wenn Jener verklagt wurde, der Herr ihn vertrat, so wie auch für seine Vergehen einstehen musste, wenn er den Eigenhörigen nicht für diese selbst hingeben wollte. Wenn ein Freier einen Eigenhörigen verletzte oder tödtete, so musste er dem Herrn, da von einer öffentlichen Strafe nicht die Rede war, die Busse erlegen, die freilich im Verhältnisse zum Freien sehr gering war. Wenn ihn aber der Herr selbst erschlug, so musste diess nothwendig ungesühnt und ungestraft hingehn. Denn das Gemeinwesen nahm sich der Unglücklichen nicht an, eine Familienverbindung wie unter Freien fand bei den Eigenhörigen nicht statt, und nur der Herr war es, der auf Sühnung des Verbrechens drang.

Die Freilassung geschah nur durch die Erklärung des Willens. Ueber die Form ist uns nichts aufbehalten. So viel aber lässt sich abnehmen, dass sie nicht in der öffentlichen Versammlung geschah und nicht durch Waffen; denn beides deutete auf Volksfreiheit, die auch die Freilassung nicht gab. Später wurde deshalb ein Freibrief zur Sicherheit des Freigelassnen ausgestellt.

Was mochte sonst der stolze Römer und später selbst der edle Deutsche bei den Worten denken, dass in den Staaten, wo Fürstengewalt Alles galt, die Freigelassnen Freie und Adelige verdrängten, wie diess in Rom zu Tacitus Zeit und später noch mehr der Fall war, und wie auch Deutschland erfuhr, als nicht blos Vasallen oder Freie, sondern auch die wegen ihrer

Digitized by Google

nichtkriegerischen Dienste so wenig geachteten Ministerialen sich am fränkischen Hofe zu den höchsten Ehrenstellen emporarbeiteten!

Als Motto aber für die Geschichte der Unfreien in Deutschland sollte Jeder sich den Ausspruch des alten Schöffen Eike von Repkow zu Herzen nehmen: „Der Dienstmannen Recht ist so mannigfaltiglich, dass ich damit nicht zu Ende kommen kann; unter jedem Bischoffe und Abte haben die Dienstmannen sonderlich Recht!“ W.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Dass Niemand dort Geld ausleihe, oder Zinsen von Zinsen nehme *), dafür sorgt ihre Unkunde dieses Wuchers besser, als wenn es verboten wäre. Die Mark wird von den Gemeinden in Besitz genommen, so dass sie im Verhältnisse zur Zahl der Bebauer mit andern abwechseln **). Dann theilen sie die Aecker unter sich nach Massgabe der verschiednen Stellung in der Gemeinde ***); wobei der grosse Flächenraum

*) Andre: Wucher treiben und durch Zinsen steigern. Allein *fenus agitare* heisst keineswegs: Wucher treiben, sondern blos: Geld auf Zinsen ausleihen, was blos dann Wucher wird, wenn zu hohe Zinsen genommen werden. Ist aber das bestimmt, dann kann das Steigern des Capitals durch Zinsen nichts sein, als der schon bei den Römern verbotne Anatocismus. Siehe übrigens Cap. 26. A.

**) Siehe Cap. 26. B. Andre: das fruchtbare Land ihres Gebietes bebauen sie abwechselnd; indem sie davon im Verhältnisse ihrer Anzahl besetzen.

***) Andre: nach der Schätzung, Würderung.

Digitized by Google

urbaren Landes die Theilung erleichtert. Jährlich wechseln sie die Felder und immer bleibt Acker übrig. Freilich wetteifern sie in ihrer Arbeit nicht so mit der Ergiebigkeit und dem Flächeninhalte des Bodens, dass sie etwa Baumanlagen machten, oder Grenzraine durch Wiesen zögen, oder Gärten bewässerten. Blos Getreide wird von der Erde verlangt ****). Daher theilen sie das Jahr auch nicht einmal in so viel Abschnitte. Winter, Frühling und Sommer kennt man und hat auch Namen dafür; der Name des Herbstes aber sowohl als seine Gaben sind unbekannt.

A. Zins und Wucher.

Die Bemerkung des Tacitus, dass die Deutschen nicht auf Zinsen ausliehen, verdanken wir offenbar der entgegengesetzten Sitte der Römer. Aber merkwürdig ist es, dass sich dieser Gebrauch auch da noch bei den Deutschen erhielt, als sie Geldverkehr hatten. Dies fliesst aber mehr aus dem Eifer der Kirche, welche theils Zinsen nehmen und Wucher treiben vermengte, theils überhaupt solche Geschäfte als mit der christlichen Liebe unvereinbar ansah, und deshalb die härtesten Strafen: Bann, Infamie, darauf setzte. Allein auch die Deutschen selbst müssen wucherlichen Geschäften abgeneigt gewesen sein; sonst hätten sie gewiss auch eben so gut gegen dieses Verbot der Kirche gehandelt, wie gegen das des Zweikampfs, der Turniere und der Misshei-

*) Andre: Blos das Besäen der Erde wird befohlen.

Digitized by Google

rath, von denen ja auch die Kirche nichts wissen wollte. Schon auf dem Nicäischen Concile ergiengen Verbote wegen Zinsen und Wucher, und Karl der Grosse schliesst sich in einem Capitulare von 806 an das frühere Verbot an. Noch jetzt ist daher in Deutschland das Zinsennehmen nur durch allgemeine Gewohnheit eingeführt, indem das canonische Recht, welches den Vorzug vor dem römischen hat, Zinsen nehmen verbietet, und die Reichsgesetze nicht, wie man oft fälschlich noch annimmt, dieselben sich versprechen zu lassen, gestatten. Eigen ist es noch, dass den Juden in Deutschland das Zinsen nehmen und Wuchertreiben erlaubt war, welches sie auch mit grosser Bedeutung noch bis auf den heutigen Tag ausüben. Dafür waren sie aber auch des Reichs Kammerknechte; der Kaiser konnte sie wie Sachen verpfänden, und man sprach sogar davon, dass jeder neue Kaiser ihnen ihr sämmtliches Vermögen nehmen könne, und sie bis auf eine kleine, der Erinnerung halber aufzubewahrende Zahl tödten dürfe! — W.

B. Die Marken.

Der Sinn der hierher gehörigen Stelle ist, meiner Ansicht nach, folgender. Tacitus spricht hier nicht von einer Ansiedelung in früher noch nie bebauten Gegenden. Diess wäre ohnediess schon sonderbar, da er nicht ihre Art der Niederlassung als neu angekommnes Volk angeben will. Allein in so fern spricht er von einer neuen Ansiedelung, als es zu Tacitus Zeit noch Sitte war, nach einer gewissen Anzahl von Jahren die bewohnte Mark zu verlassen und mit einer benachbarten zu vertauschen. Da diess nach Cäsar jährlich, später aber gar nicht mehr stattfand, so ist ein Mittelglied hier nothwendig und diess liegt darin, dass man nach

Digitized by Google

Verlauf mehrerer Jahre mit der benachbarten Mark, aus den nach Cäsar bekannten Gründen, wechselte. Darauf geht: *per vices.* Bei diesen Wechseln sah man ferner noch darauf, dass diess unter möglichst gleich zahlreichen Gemeinden geschah, und so hat: *pro numero cultorum* seinen gehörigen Sinn. War ein solcher Markentausch vorgenommen, so musste in der Mark selbst das Nöthige geordnet werden, und diess war das Zutheilen der Aecker an die einzelnen freien Gemeindeglieder. Hierbei gab den Maasstab das Ansehn in der Gemeinde ab. Nimmt man die obige Erklärung von: *per vices* nicht an, so giebt das folgende jährliche Wechseln der Aecker keinen Sinn; wenigstens ist es eine Wiederholung. Bis zu den Worten: *Arva per annos mutant* (jährlich wechseln sie die Felder) spricht er also von einer Niederlassung in eine neue Mark. Dann aber sagt er, was sie jährlich, so lange sie in dieser blieben, mit den Aeckern vornahmen. Diess jährliche Wechseln in der Mark konnte, nach Verschiedenheit des Volkes, der Gegend und der Zeit einen doppelten Zweck haben; einmal, um durch fortwährendes Anbauen und Verbessern den Einzelnen nicht zu sehr an den Landbau zu gewöhnen, welches den kriegerischen Sinn einschläfern musste, dann, und diess scheint namentlich Tacitus im Sinne zu haben, um von einem neu bebauten, nicht ausgesaugten Lande besser und leichter Früchte zu ziehen. Das Düngen war nicht bekannt, und noch heutzutage sieht man sich in den meisten Gebirgsgegenden, auch trotz desselben, genöthigt, den Acker Brache liegen zu lassen, damit er sich erhole, damit er nach ein- oder mehrjähriger Ruhe beim neuen Anbaue desto ergiebiger sei. Davon mochte freilich ein Römer in seinem Italien keinen Begriff haben. Als die Bedürfnisse stiegen und der Besitz des bestimmten

Digitized by Google

Grundeigenthums gesuchter ward, theilte man sich in die besten Stücke der Mark und wies jedem Theilnehmer derselben, besonders durchs Loos, ein festes Stück zum Eigenthume an. Im sechsten Jahrhunderte finden wir diess schon als etwas ganz Allgemeines. Dadurch war aber die Markverbindung nicht aufgehoben; denn es gab noch ein gemeines, ungetheiltes Gut, wovon wir die Ueberreste fast noch in jedem heutigen Dorfe finden, und übrigens lagen ja noch die Güter der Einzelnen neben einander. Daher konnten auch Streitigkeiten, welche sich auf die Benutzungen des Gemeindegutes, auf Grenzverwirrung der einzelnen Aecker bezogen und Frevel vieler anderer Art vorkommen. Alles diess machte den Bruch des Markfriedens aus, es sei von einem Einheimischen oder Fremden geschehen. Die Untersuchung und Bestrafung dieses Markfriedensbruches war Sache des Decans oder Zehntners, von dem unsre heutigen Dorfrichter und Schulzen zu stammen scheinen. Er stand unter dem Centenarius und dem Grafen, hatte aber mit andern Theilen der Rechtspflege, die entweder nur Familiensache war, oder vor das Gericht des Grafen gehörte, nichts zu thun. Etwas Andres war sein Amt im Kriege. Wer nehmlich auf einer Mark zusammenwohnte, gehörte in Bezug auf die Kriegsangelegenheiten zu einer Verbindung, der Markgenossenschaft. Meist mochte wohl Mark und Dorf gleich sein, wie wir diess z. B. bestimmt von den Marken im Wormser Gaue wissen; doch lagen zuweilen auch in einer Mark mehrere Dörfer, wo dann das eine Dorf jünger war. Wo aber, wie in Westphalen, viele nicht eigentlich in Dörfer vereinigte Bauerschaften vorkommen, ist auch nach Möser die Markgrenze mit der Dorf-, Amts- und Kirchspielgrenze verschieden laufend. W.

Digitized by Google

Sieben und zwanzigstes Capitel.

Bei Leichenbegängnissen sorgen sie, statt allen Prunkes, blos dafür, dass der Scheiterhaufen, auf dem die Leichname bedeutender Männer verbrennen, von gewissen Holzarten errichtet, Jedem seine Waffe mitgegeben, bei Manchen auch das Ross der Flamme beigesellt werde; nicht aber häufen sie Kleider oder Räucherwerke darauf. Als Grabmal erhebt sich ein Rasenhügel. Denn sie verachten den Prunk hoher und künstlich gearbeiteter Denkmäler, als den Verstorbnen *) drückend. Klagen und Weinen geben sie bald, Schmerz und Trauer nur spät auf. Frauen geziemt es, zu klagen, Männern, zu gedenken. — Diess ist es, was überhaupt über den Ursprung und die Sitten der gesammten Germanen mir zugekommen. Nun will ich der einzelnen Völker Einrichtungen und Weise, in wie fern sie sich unterscheiden, und welche Völker aus Germanien nach Gallien gewandert sind, darlegen.

A. Wie dachten die Alten und namentlich die Deutschen über das Leben nach dem Tode?

Wenn über die religiösen Ansichten der Deutschen ein mächtiges Dunkel herrscht, und selbst unter den

*) Siehe Cap. 27. A.

Digitized by Google

gleichzeitigen Römern so manche Missverständnisse und Irrthümer in Bezug auf den Glauben der Germanen verbreitet sein mochten, so erhellt doch aus den übereinstimmenden Berichten der Alten *), dass der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode bei jenen rauen Bewohnern des Nordens zur Ueberzeugung geworden war. Die Deutschen waren Männer, die den Tod nicht scheuten; denn sie erwarteten hinter der Decke des Grabes ein glückliches und ehrenvolles Leben für den, der rühmlich gelebt hatte und edel gestorben war. Mit Neid erfüllte der Anblick ihres Muthes und ihrer unerschütterlichen Zuversicht die gebildeten, philosophischen Römer, und sie priesen die Männer glücklich,

die jener grösste der Schrecken:
Furcht des Todes nicht quält; daher sind die Männer in's Eisen
Sich zu stürzen bereit, den Tod ertragende Seelen.
Feigheit dünkt es, zu schonen des wiederkehrenden Lebens **). —

Ein reiferes Nachdenken über die Ansicht der alten Welt von dem Zustande nach dem Tode gewährt eigne Resultate. Ueberall spricht sich der Volkscharakter aus. Wenn die frommen Patriarchen in ihrem reinen, kindlichen Glauben ein Gelangen zu Gott, ihrem Freunde und Vater hofften, so war bei der Verschlechterung

*) Tacitus allerdings erwähnt Nichts davon, sei es, dass er es als bekannt annahm, oder dass ihm der Gegenstand nicht wichtig erschien. Denn nur das Leben fesselte seine ernsten Blicke.

**) Wer vermöchte das *pondus* der römischen Worte zu erreichen?

— — *quos ille timorum*
Maximus haud urget, leti metus, inde ruendi
In ferrum mens prona viris, animaeque capaces
Mortis: et ignavum, redituraе parcere vitae.

Zwar vermischt in der ganzen Beschreibung Lucan gallische und germanische Sitten. Diese Stelle aber mag beide Völker treffen.

Digitized by Google

und Entartung des jüdischen Volkes wohl nie die Mehrzahl der Nation fähig, selbst zu dieser, wahrscheinlich immer noch sinnlich gedachten Idee sich zu erheben. Vielmehr mochte die Masse nur mit Grauen an den Augenblick denken, der sie vom Leben trennen sollte und mochte hinter dem Grabe ein ewiges Nichts, oder einen dunkeln, freudenlosen Zustand erblicken. Aber auch die heitern, lebensfrohen Griechen hatten eine unfreundliche, traurige Idee von dem Reiche der schrecklichen Persefoneia und wehmüthig rufte der göttliche Pelide:

> Wehe! so ist uns denn auch noch in des Aides Wohnung
> Seele und Schattengebild; doch gänzlich mangelt Besinnung.

und als er nun selbst im Reiche der Todten mit dem kühnen Odysseus sprach:

> Nie doch tröste du mich um den Tod, berühmter Odysseus.
> Lieber wollt' ich um Lohn auf dem Acker dienen dem Andern,
> Einem dürftigen Manne, dem nimmer reichliches Gut war,
> Als die gesammten Todten, die hingeschwundnen beherrschen.

Wenn ein Volk vor der Idee kalter, wesenloser Schatten zittern musste, so waren es gewiss die Griechen, die in frischer, ungetrübter Lebenskraft die Fülle des Glückes suchten. Und wie die Erfahrung schon oft bestätigt hat — auch der göttliche Dante hat es bewiesen — dass die Phantasie des Menschen in der Erdichtung des Schrecklichen schöpferischer und mannichfaltiger ist, als in dem Erschaffen glücklicher und freudiger Scenen, so waren auch bei den Griechen die Schilderungen der Martern unglücklicher Verbrecher ergreifender und lebendiger, als die Bilder aus dem Schattenleben der Seligen. Denn was für eine traurige

Digitized by Google

Seligkeit musste es den Griechen scheinen, wenn der riesige Orion die Thiergestalten, die er hier oben in den Reichen des Lichts erlegt hatte, ewig und ewig die Asfodeloswiese hinunterscheuchte! Darum mochten auch dichterische Gemüther frühzeitig eine andre Hoffnung sich erdenken und schon im Homer findet sich die Idee von einem andern Elysium, dem Wohnorte besonders begünstigter Seelen. Denn weissagt nicht der vielgestaltete Proteus dem guten Menelaos:

Dir ist es nicht bestimmt, o göttlicher Held Menelaos,
Sterbend zu folgen dem Tod im rossweidenden Argos;
Nein! zu Elysiums Flur und fern an die Marken der Erde
Werden die Götter dich senden, zum blonden Held Radamanthys.
Wo des Lebens Genuss am leichtesten wird den Menschen.
Nimmer ist Schnee, noch mächtiger Frost, noch je dort ein Regen,
Sondern nur stets die kühlhinwehenden Lüfte des Zephyrs
Sendet Okeanos hin, frisch anzuhauchen die Menschen,
Weil du die Helena hast und selbst der Eidam des Zeus bist.

Später wurden diese Ideen aufgefasst und mit mancherlei Bereicherungen ausgestattet. So entstand z. B. die Insel des Achilles. Der Glaube an diese letztre konnte jedoch um so weniger allgemein werden, als Achill der Geschichte bereits zu nahe stand. Auf der andern Seite öffneten die frühesten griechischen Dichter der Phantasie ein weites Feld, indem sie an mehreren Stellen von den tief unter den Sitzen der Todten in ewige Nacht eingekerkerten und mit ehernen Fesseln belasteten Titanengeschlechtern, den rechtmässigen Erben des Himmels, den verdrängten Göttern sprechen.

Dennoch aber und wiewohl fast alle Dichtungen der Alten voll mythischer Beziehungen sind, wie wenig umgestaltet sind die Ansichten von den Wohnungen der Todten, als lange Jahrhunderte nach Homer auch

Digitized by Google

Virgil*) seinen Helden in die acherontischen Sitze hinabführte. Denn indem uns bei ihm manche grosse homerische Idee, die im religiösen Leben erstorben auch in den Dichtungen nicht mehr wiederklingen konnte, nicht mehr begegnet, das Ganze auch nicht mehr das unverkennbare Gepräge ahndungsvollen Glaubens trägt, wie Weniges von dem Beibehaltnen hat er anders gestaltet, als es Homer gab, und dieses Wenige ist doch nicht im Volksglauben begründet, ist blos ein Aggregat philosophischer Systeme. Er personificirt die mannichfaltigen Leiden und Uebel des Menschen und führt sie als den Hofstaat des Pluto ein. Er giebt wenige Beispiele einzelner bestrafter Sünder an, aber er predigt gegen das Laster und zählt die Verbrechen und die Tugenden auf, die in den Tartarus oder nach Elysium führen. Homer richtet noch nicht und die Unglücklichen**), die wir bei ihm in der Unterwelt den furchtbarsten Leiden ausgesetzt sehen, wie sie nach Jahrtausenden die menschliche Phantasie wohl Ekel erregender, aber nicht peinigender erdenken konnte, scheinen mehr als Opfer ihres unglücklichen Geschickes zu büssen, nicht aber immer auf einer tieferen moralischen Stufe zu stehen, als die andern, einem glücklicheren

*) Die Einzelnheiten in Virgils Schilderung sind herrlich. Aber der durchgreifende Geist des Ganzen ist nicht mehr der alte.

**) Ich weiss wohl, dass schon frühzeitig gegen die Echtheit dieser ganzen Stelle der Odyssee, namentlich von v. 567—626 des 11ten Buches, Zweifel erhoben und darauf begründet worden sind, dass viele alte Schriftsteller, z. B. in Bezug auf die Strafe des Tantalus, andre Umstände angeben. Aber bei welchem mythischen Ereignisse wäre diess nicht der Fall? Wenn auch Pausanias nicht die Echtheit dieser Stelle, wie freilich auch die der Hymnen anerkennte, so möchte ich doch, schon um des echt homerischen Geistes derselben willen, sie auf keinen Fall missen.

Digitized by Google

Loose anheimgefallnen Helden. Homer wenigstens schildert sie nicht als verabscheuungswerthe Wesen und im Ganzen bestanden auch ihre Verbrechen meist nur in kühnen Unternehmungen gegen die Götter. Euripides nennt das Vergehen des Tantalus. Er hatte seine Zunge nicht gezügelt. War z. B. Paris, der Verletzer des Gastrechts, Ajax Oileus, der Tempelschänder, nicht strafbarer? Und auf der andern Seite, war Menelaos edler als Agamemnon? Homer hat nicht über die Strafe oder Belohnung philosophirt. Er folgte dem Volksglauben und hielt sich an alte, bekannte Sagen. Virgil aber kommt mir in seiner Höllenfahrt wie ein Professor der Moral vor und diess hat wenigstens seinen dichterischen Werth verringert. Einzelne zufällige Ausschmückungen ungerechnet, hat Virgil allerdings schon eine ganz andre Abtheilung der Unterwelt. Aber während er die büssenden Verbrecher, die unglücklich Liebenden — bei aller Schönheit des Einzelnen dennoch eine verfehlte Idee, — die kriegerischen Helden absondert, sind die von ihm so reitzend beschriebenen Sitze der Seligen, in die er die ehrwürdigen Greise Trojas versetzt, etwas Anderes, als die Gefilde des Radamanthys*)? Die Ideen von den neugebornen Kindern und von den zur Wiederkehr auf die Erde, nach überstandner Prüfung und Läuterung, sich vorbereitenden Seelen, sind Früchte pythagoräischer und platonischer Philosophie, Manches vielleicht Andeutung an die eleusinischen Geheimnisse. Aber eben diess beweist, dass die Dichter nicht aus dem Volksglauben neue und durchgreifende Ansichten schöpfen konnten, sondern ihre

*) Diesem ist freilich ein schlimmeres Loos gefallen. Denn während Homer um ihn die Seligen versammelt, ist er bei Virgil der Aufseher der gemarterten Sünder.

Digitized by Google

Lehren von der Philosophie borgen mussten. Und dies beweist, dass der Volksgeist sich wenig mit diesen Gegenständen beschäftigte. Aber woher rührte diess?

Der allgemeine Character der alten Völker, mit Ausnahme etwa der düstern Bewohner Aegyptens, war es, dass eine rege und fröhliche Lebenslust sie beseelte. Auf das Leben und nur auf das Leben waren ihre Gedanken und Gefühle gerichtet, mochten sie nun seinen Genuss im fröhlichen Hingeben an die Natur und ihre Freuden, oder mochten sie ihn im thätigen, ruhmvollen Einwirken auf Zeitgenossen und Nachwelt suchen. Die unverwelkliche Blüthe frischer Jugendfülle, der feurige Geist unerschöpflicher Kraft und freudigen Lebensmuthes, der aus jenen alten Dichtungen, stärkend, erhebend, die ermattete Seele verjüngend uns anhaucht, das ist nicht blos das Verdienst weniger erhabner Geister; es ist aus dem ganzen Volksleben der Alten unwillkührlich auch in die Erzeugnisse ihrer Dichter übergegangen. Ihre Götterwelt stand ihnen nahe und überall glaubten sie sich von dem heiligen Walten der Gottheit umgeben; aber sie grübelten nicht über diese Geheimnisse, sondern gaben sich mit kindlich gläubiger Seele dem wohlthätigen Einflusse jener mächtigen Gefühle hin. Wie die entzückenden Töne der Aeolsharfe nicht die Wirkung berechnender Absicht, eingreifender Menschenhand sind, sondern von dem sanften Säuseln des Zephyrs, oder vom ernsten Wogen des Sturms erweckt werden, so waren die religiösen Ansichten der Alten nicht Ergebnisse sinnender Weisheit, sondern Wiederklänge der Natur in der Menschenbrust. Dafür war aber ihr Verstand und ihr Nachdenken auf das Leben gerichtet und nur auf dieses blickten sie*). Die

*) Ich weiss wohl, dass Vieles von dem, was ich hier sage, auf die orientalischen Völker keinesweges passt. Aber

Digitized by Google

einzige Hoffnung, die sie über das Grab hinaus wagten, entsprang dem lebhaften Durste nach Ruhm und Ehre bei den Nachkommen, bei ihnen die Quelle bewundernswerther Thaten. — Und sollten wir ihnen darüber zürnen? Es ist ein furchtbarer Gedanke, so über ein Kurzes mit den Tausend und aber Tausenden dahingerafft zu sein, ohne dass eine Seele noch Kunde hat von den Leiden und Freuden, die das Herz bewegten, das jetzt im Staube modert. — Sonst war der Augenblick des Todes für sie kein Gegenstand ängstlicher Sorge; sie wehrten ihn ab, so lange als möglich; sie ertrugen ihn gefasst, wenn er unabwendbar war, aber sie grübelten nicht über ihn, denn das Grab war nicht mit den dunkeln, undurchdringlichen Nebeln umringt, die nur den Blick des Forschers ängstlicher machen. Die dunkle, schweigende Nacht hat weniger Schauriges, als das nebelhafte Dämmern, das die Fernen umwogt. Dazu kommt, dass der Tod jenen Glücklichen ferner stand.

---

selbst diese zur Spekulation so geneigten Nationen, die ihren Himmel mit den seltsamsten und abentheuerlichsten Gestalten bevölkerten und deren oft ausgeartete Phantasie über den wunderbarsten Aeusserungen der Wirksamkeit ihrer vermeinten Götter brütete, haben dennoch über den Zustand der Menschenseele nach dem Tode bei weitem weniger aufgestellt. Durchgreifend ist freilich das System der Seelenwanderung. Aber dieses Wandeln der Seele durch vielfache Gestalten musste doch ein Ende erreichen. Und was dann mit der Seele wurde, darüber findest du auch im Oriente wenig Vermuthungen. Denn es ist leichter, über ein ganz unbekanntes, blos gedachtes Etwas Sagen zu verbreiten, als über einen Gegenstand, dessen täglich bemerkte Regungen die Behauptungen immer Lügen strafen. Dazu kommt, dass die Kraft der Seele zu einfach und anscheinend zu natürlich ist, als dass die ausschweifende Phantasie der Orientalen sie zur Urheberin von solchen in sinnlicher Hinsicht riesigen, wenn auch in geistiger Beziehung oft kindischen Thaten hätte machen sollen, wie sie ihren Göttern zuschreiben konnte.

Digitized by Google

Aufgewachsen in den Armen der freien Natur, von keiner weichlichen Sorgfalt verzärtelt, in männlichen Uebungen, im freudigen Genusse unschuldiger Spiele gestählt, durch ihre Beschäftigungen nicht an das dumpfige Haus gefesselt, erstarkten sie an Körper und Seele. Die hundertgestaltige Viper langwieriger auszehrender Krankheit, wie sie mit pestartigem Hauche aus den Hütten des Elends sich erhebt, oder als bleiches, schreckendes Gespenst am Studirtische des Gelehrten steht, war ihnen fremd. Wo sie der Tod nicht in der Feldschlacht, ungeahndet, mitten im kräftigen Wirken begrüsste, da kam er meist nur zu dem allerschwachen, entkräfteten Greise, ein milder Genius, ersehnt und erlösend. Als freilich an die Stelle der alten Tugend und Sittenreinheit, die nicht durch Vernunft und Erkenntniss gelehrt, sondern von der Natur eingehaucht, immer mehr verschwinden musste, je weiter sich die Menschen von der Natur entfernten, im Laufe der Jahrhunderte Ueppigkeit und Ruchlosigkeit trat, als grenzenlose Macht und grenzenloses Elend sich berührten, als endlich das gläubige, kindliche Gefühl, das den Schlüssel zu allen Wundern des Himmlischen in sich trug, entschwand und nun blos die todte, unverständliche, oft sich widersprechende Form da lag, aus der keine Stärkung, kein Trost, keine Lebenskraft zu saugen war, da musste sich der Geist von diesem Leben abwenden auf das Ueberirdische und als das Bedürfniss nach einer Richtung der Blicke auf die Räume jenseits des Grabes fühlbar ward, da erschien auch die Lösung. Es war kein Heil mehr in der alten Ordnung zu finden und es kam eine neue. Gott ist der Allweise und Allgütige. —

Um dieselbe Zeit hatten auch die Forschungen der Philosophie viele Gemüther, besonders in höheren Stän-

Digitized by Google

den, in eine gleiche Stimmung versetzt. Sehr früh hatte es Männer gegeben, die, weil ihre Geistesanlagen durch irgend eine besondre Richtung ihres Gemüthes oder durch eigne Umstände und Schicksale eine höhere Ausbildung bekommen hatten, durch das dichte Gewebe poetischer und mythischer Gebilde hindurchschauten. Bei Einigen mochten sie den wahren Sinn errathen, bei Andren einen neuen, vielleicht tieferen, aber weniger natürlichen hineintragen; bei Manchem mochte eine frühere Wahrheit zum Grunde liegen, die wohl von den Urhebern durch geheime Ueberlieferung fortgepflanzt, dem Volke aber vorenthalten wurde und an deren Stelle für dieses ein Irrthum trat, der vielleicht schöner war, als die Wahrheit. Sobald nun der erste Schleier gehoben war und einzelne Geister anfiengen, über die Gesammtheit der vorgefundnen Ansichten nachzudenken, da musste sie jeder Schritt auf Widersprüche, auf Unwahrscheinlichkeiten, auf Sachen, die nur von Kindern geglaubt werden konnten, führen, aber eben diese Entdeckungen mussten sie anfeuern, reinere und geläutertere Aufschlüsse über die grosse Frage aufzufinden. Oft gelang es ihnen, ein unter sich verbundnes Gewebe von Ideen zusammenzustellen, was für sie und für ihnen verwandte Seelen dieselbe Wirkung hatte, welche die Volksreligion auf das Volk äusserte und dadurch entstanden die philosophischen Schulen. Mochten sie sich auf das Grellste widersprechen; sie hatten alle Recht, denn sie führten zu Einem Ziele. Auch waren diese alten Philosophen einsichtsvoll und redlich genug, dem Volke den süssen Glauben, der es beglückte, nicht entreissen zu wollen; vielmehr schlossen sie sich meist so eng als möglich an die Volksreligion an, begnügten sich in andern Deutungen der grossen Räthsel, die diese enthielt und hielten auch diese, so

wie ihre etwa abweichenden Ansichten meist gehehlt. Nach und nach jedoch mochten diese Ideen Gemeingut werden und Wenige mochten den alten Sinn derselben bewahren, noch Wenigere ihn verstehen. Afterweise traten an die Stelle jener alten Philosophen und indem sie der herrschenden Neigung zu Schwächen und Lastern nachgaben, suchten sie die Thorheiten und Verbrechen der Gewalthaber zu beschönigen und stürzten in ihren Philosophemen entweder den alten Glauben um, oder gebrauchten ihn; ohne seinen Sinn zu ahnen, zur Ausbreitung ihres Ansehns. — Als der Weiseste aller Griechen den offnen Kampf mit dieser gefährlichen Menschenklasse begann und durch seine ruhigen, vernünftigen Untersuchungen die Philosophie zur Lehrerin in Allem, was die Menschen gross und gut machen kann, erhob, da war es einer der schönsten Beweise seiner Tugend und Weisheit, dass er über alles das Unerforschliche, was über dem Leben ist, nur Weniges sagte, immer genug, zu erheben und zu beruhigen, aber nicht so viel, um Grübeleien und dunkle Hirngespinste zu veranlassen. Auf das Leben war seine Philosophie berechnet und hier hat sie reiche und belohnende Früchte getragen. Allein Wenige nur verstanden den edlen Geist ihres Lehrers und die verschiedenartigsten Meinungen erhoben ihn, der nie daran gedacht hatte, eine Schule stiften zu wollen, zum ersten Urheber einer ganzen Reihe von Secten. Zum Glücke blieben die widersprechenden Ansichten dieser Philosophen, wo sie über die Grenzen des Irdischen sich verstiegen, auch hier innerhalb der Schule und konnten schon ihrer Natur nach nicht in das öffentliche Volksleben übergehn; auch folgt die Menschheit zu ihrem Heile meist dem zuerst, was ihr am nächsten liegt und so lange das Staatsleben noch Erfreuliches genug darbie-

Digitized by Google

ten, um die Gemüther auf sich zu lenken, so lange blieben religiöse Streitigkeiten Sache der Schulen*). Unter den höhern Ständen des Volks aber gewannen allerdings die Meinungen vieler Forscher die Oberhand und wurden durch manche Missverständnisse ausgedehnt, nach welchen der Volksglaube zugleich verworfen und auch die Fortdauer der Menschen, als selbstständiger Wesen auch nach dem Tode, als unannehmbar angesehen wurde.

Die leichtsinnige Moral, die mit diesen Ansichten verknüpft war, stimmte zu gut mit den Neigungen der üppigen und sinnlichen Grossen überein, als dass sie nicht freudig diese Ideen sich hätten zueignen sollen, aber freilich musste der von solchen Gedanken beseelte Römer nur mit Zagen an den Augenblick denken, der ihn für alle die Freuden des fröhlichen Erdenlebens einer gänzlichen Vernichtung entgegenführte und mit stillem Neide mochte er die Barbaren beobachten, die ein blinder, nach seiner Ansicht thörigter Glaube gefasst in die Schwerter des Feindes leitete. Denn der Glaube an Unsterblichkeit, in Gallien Eigenthum der Druiden und von ihnen genährt und bewahrt, war in Deutschland ein Geschenk der Natur und eine Folge der gesammten Religionsansichten. Die gutmüthigen Deutschen, die sich schon während des Lebens in steter Verbindung mit ihren Göttern dachten, konnten auch nach dem Tode nichts Anders, als eine Fortsetzung und genauere Knüpfung dieses Verhältnisses er-

*) Bei den Römern hatte überhaupt die durch so viele Jahrhunderte hindurch vorwaltende politische Tendenz zu tief Wurzel gefasst, als dass in ihnen je mit ihrer Philoso-phie so recht Ernst hätte werden sollen. Cicero philosophirte recht schön über den Tod, aber wer war feiger als Er, als es zu sterben galt. Wie anders da Sokrates!

warten und sahen daher freudig dem Augenblicke entgegen, der sie in diesen glücklichen Zustand versetzen sollte. Wie sie sich das Leben nach dem Tode gedacht und ob das Wallhalla des Nordens auch über Deutschland in seiner ganzen Ausdehnung sich erstreckt habe, das freilich ist mit Gewissheit nicht zu bestimmen. Die Uebereinstimmung aller Umstände aber, so wie die Vergleichung mit andern ähnlichen Völkern macht es wahrscheinlich, dass sie jenseits des Grabes eine Fortsetzung des Erdenlebens, mit gleichen Freuden und Beschäftigungen, aber ungestört durch die beengenden Fesseln des Irdischen hofften. Darum wurden dem Helden die mit Ehren geführten Waffen, darum das geliebte Ross beigesellt. Mag eine solche Idee dem hochfliegenden Geiste des Philosophen kindisch erscheinen, mag der tiefsinnige Menschenkenner in einem solchen Zustande, wo er auf Ewigkeiten berechnet ist, das unglücklichste Loos erblicken, was den Menschen betreffen könnte, doch war der Gedanke daran hinreichend, jene Völker glücklich zu machen und verbunden mit dem Glauben, dass nur der ehrliche, tapfre, ausharrende Krieger ein solches Glück zu hoffen habe, während den Falschen, Hinterlistigen, Feigen ein drückenderes Geschick erwarte, feuerte er sie zur Tugend und zum ausdauernden Muthe an. Dunkel ist es, welche Rolle sie den Frauen im zukünftigen Leben zuertheilten, aber die Liebe und Achtung, die sie dem schwächeren Geschlechte zollten, lässt es erwarten, dass sie ohne die Nähe der geliebten Gattin sich kein vollkommnes Glück zu denken vermochten. Von dem Glauben an eine Seelenwanderung findet sich nirgends eine Spur bei den Deutschen und diess schon schliesst die Annahme einer Verwandtschaft ihrer religiösen Ansichten mit den orientalischen Glaubenssystemen aus. Die Mög-

Digitized by Google

lichkeit einer Abstammung unsers Volkes aus Asien wird jedoch dadurch noch nicht aufgehoben. Denn diese könnte in Zeiten und zu Völkern zurückzuführen sein, denen diese Idee ebenfalls fremd war. Uebrigens mag es sein, dass selbst nach der Verbreitung des Christenthums, manche von den alten heidnischen Ansichten über den Zustand nach dem Tode auch unter den getauften Deutschen fortwährend sich behaupteten. Denn es ist diess ein Gegenstand, wo mehr als bei irgend einem die ahnende Stimme in eines Jeden eigner Brust entscheidet. Kaum aber mag ein so fester und unerschütterlicher Glaube an die Ewigkeit jemals die Gesammtheit des Volkes beglückt haben, als in den dunkeln Schatten des hercynischen Waldes. —

Die Alten trösteten sich leicht mit dem Gedanken, dass, wie auch das Loos des Menschen nach dem Tode falle, der Redliche nichts Schlimmes zu erwarten habe, richteten aber ihre Blicke statt auf das Uebersinnliche auf das Leben und erwarteten gefasst und ohne Schrecken den Tod. Die Deutschen führte ein beglückender Glaube getrost und freudig in die blutige Schlacht. In Zeiten aber, wo eine Menge halber Ideen verbreitet sind und so Mancher, wenn er auch im Vertrauen auf die Aussprüche der Vernunft und in frommer Zuversicht auf die Verheissungen des Erlösers an einer Fortdauer der Seele nicht verzweifelt, dennoch mit ängstlichem Sinnen bei dem Gedanken weilt: „was in dem Schlaf für Träume kommen werden," da kann man nicht genug die Weisheit des Schöpfers preisen, der den Augenblick des Todes mit einem undurchdringlichen Schleier umhüllt hat und die meisten Menschen in sorgloser Ruhe dem Grabe zuführt. Dem Glauben an Unsterblichkeit droht nur noch eine Gefahr, aber nicht mehr, wie in entarteten Zeiten, von der Philosophie, sondern

Digitized by Google

von dem Messer der Anatomen her. Ist aber die Gewissheit hergestellt, dass die Seele nicht blos ein feines Gewebe unsichtbarer Nerven ist, ihre Regungen nicht blos Functionen eines mit dem Körper in harmonischer Wechselwirkung stehenden, aus irdischem Stoffe gebildeten Organismus sind, dann können wir ruhig unsern Blick zum Leben zurückwenden und von der ewigen Offenbarung der Vernunft geleitet, von inniger, wahrhaft christlicher Bruderliebe, von umfassendem Eifer für das Wohl der Menschheit beseelt, in nie rastender Ausbildung unserer Kräfte der Vervollkommnung entgegenstrebend, getrost den Augenblick des Todes erwarten, gewiss dass wir nicht im Staube der Elemente verfliegen werden und dass der göttliche Funke, der in uns lebt, die Vernichtung des Irdischen überdauert. Wie das Leben über dem Grabe sich gestaltet, das wird kein menschliches Auge erforschen und das hat auch wenigen Werth für uns. Der uns mit segnender Hand durch die Irrgänge des Lebens leitet, wird uns auch über jenem Abgrunde halten.

Ich möchte es übrigens für keine Eigenthümlichkeit der alten Deutschen erklären, dass sie eine gewisse zarte Sorgfalt auch für das Schicksal der Leichname, die nur der Aufgeklärte und eben durch seine Bildung in mancher Hinsicht Erkaltete gleichgültig dem Anatomen überlässt, besassen. Die Idee, auch dem starren, leblosen Leichname könne noch Freude und Leid wiederfahren, ihm oder seiner Asche sei vor Allem behagliche, durch Nichts gestörte Ruhe zu gönnen, findet sich bei allen natürlichen Völkern wieder. Doch scheint sie bei den Deutschen vorzüglich lebhaft gewesen zu sein. Tacitus selbst erwähnt den rührend einfachen Grund, warum sie den Prunk hoher und kunstvoller Denkmäler verachteten: „Sie möchten den Verstorbe-

Digitized by Google

nen drücken.“ Aber auch sonst klingt in manchen wunderbaren Sagen der Gedanke wieder, dass den Verstorbenen noch im Grabe etwas beängstige. Dann steigt wohl der Hüne bei Nacht gewappnet aus seinem Grabe und kämpft mit einem naheliegenden Feinde, oder mahnt die Hinterlassnen, seinen Fall zu rächen, oder besucht die verlassne Geliebte. Im Mittelalter, wo viele der alten, echt dichterischen Ideen nüchtern und prosaisch wurden, kamen die Sagen von den Geistern auf, die im Grabe keine Ruhe hatten, weil sie etwa einen Schatz irgendwo bei Lebzeiten vergraben haben sollten. Dann, wie das Volk, von der Ueppigkeit und Rohheit der Grossen gedrückt, sich gern an die Vergänglichkeit der menschlichen Grösse erinnert, wurden die Todtentänze beliebt, Gemälde, vor denen jeder Grieche zurückgeschaudert wäre. Die Idee endlich, dass der Todte im Grabe nicht ruhen, seine Seele in jene Welt nicht eingehen könne, bevor die Todtenfeierlichkeiten vollbracht seien, findet sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten, und wie sie schon im Homer uns begegnet, so ist sie auch heute noch anzutreffen. Sie hat ihren Nutzen gehabt, indem sie die Hinterbliebnen anfeuerte, den Leichnam nicht zu verabsäumen. Gleichgültigkeit über das Schicksal der Reste geliebter Todten hat etwas Entsetzliches an sich und verräth ein kaltes, verhärtetes Gemüth. —

Digitized by Google

Einleitung zum geographischen Theil.

Des Tacitus Beschreibung Deutschlands zerfällt in vier Haupttheile, von welchen der erste die unter römischer Botmässigkeit stehenden Völker (Cap. 28. u. 29.), der zweite die Ingävonen und Istävonen des Plinius (H. N. IV. 28.) nebst Katten und Cheruskern, oder die nachmahligen Franken und Sachsen, oder das nordwestliche Deutschland, (30. bis 37.), der dritte die von dem thüringer Wald an nach Norden und Nordosten bis zur Ostsee wohnenden Völkerschaften, (38. bis 40.), der vierte endlich die längs der Donau bis Mähren, und von Mähren gegen Norden bis an das Eismeer angesiedelten Nationen umfasst (41. bis 46.). Von diesen vier Haupttheilen bilden nun die drei letzten *Germania magna*, und die beiden letzten Suevien.

Zur Würdigung dieser vier Stämme der Deutschen in geschichtlicher Hinsicht bemerken wir, dass die ersten, die unter römische Herrschaft gekommenen Völker, das Schicksal aller übrigen zum römischen Reich gehörigen Staaten und Provinzen theilten. Sie erhoben nie wieder ihr Haupt und waren und blieben immer der Raub des Stärkern. Die Sueven anlangend, so ward ihnen kein viel günstigeres Geschick. Sie gründeten zwar, wiewohl mit Aufopferung ihrer Nationalehre*), mehr oder minder

*) Alle diese Völker erkannten nämlich die Oberhoheit der römischen Kaiser.

Digitized by Google

mächtige Reiche in Italien, Frankreich, Spanien und Afrika; nach kurzer Herrlichkeit sanken aber alle diese Gebäude wieder in den Staub, und entweder die Oströmer oder die Franken traten an ihre Stelle. Der Oströmer Erbschaft fiel den Sarazenen und Türken zu, die Franken aber erhielten sich, wiewohl getheilt, im Besitze ihrer Erwerbungen, und sie sind es, die, nebst den Sachsen, aus den den zweiten Haupttheil Germaniens bewohnenden Völkern entstanden.

Acht und zwanzigstes Capitel.

Dass Gallien einst mächtiger war, berichtet der Schriftsteller Erster, Julius Cäsar, und desshalb ist es glaublich, dass auch Gallier nach Deutschland hinüber wanderten. Denn war Eins dieser Völker zum Gewaltigeren erwachsen, wie konnte dann ein Fluss es hindern, dass es Länder besetzte und gegen neu zu erwerbende verliess, die nur noch gemeinschaftlich bewohnt und durch die Macht geordneter Reiche noch nicht zerspalten waren? Zwischen dem hercynischen Wald also und den Flüssen Rhein und Main setzten sich Helvetier fest, weiterhin Bojer, beide gallischen Stamms. Noch jezt dauert Böheims Name, und deutet auf die frühere Geschichte des Landes, obwohl dessen Bewohner wechselten. A. Ob aber entweder die Araviscer ein Theil der Osen [eines deutschen Volks

Digitized by Google

gewesen und] nach Pannonien, oder die Osen von den Araviscern sich trennend nach Deutschland wanderten, ist ungewiss; denn wenn auch gleiche Sprache, Einrichtungen und Sitten für Eins oder das Andere sprechen, so traf vordem bei gleicher Armuth und gleicher Freiheit doch beide Ufer in Glück und Unglück dasselbe Schicksal. B. Treverer und Nervier rühmen sich laut aus deutschem Blut entsprossen zu sein, als ob dieser Ruhm ihrer Abstammung sie von den Galliern sondere, mit denen sie in gleiche Erschlaffung und Schwäche versanken. C. Das (linke) Rheinufer selbst bewohnen ohne Zweifel deutsche Völker, Vangionen, Tribocer, Nemeter. Nicht einmahl die Ubier, trotz dem dass ihr Verdienst zur Würde einer römischen Colonie sie erhob, und sie nach ihres Stifters (oder ihrer Stifterinn) Namen lieber Agrippinenser sich nennen, schämen sich ihres Ursprungs, sie die einst herüber zogen, und zur Erprobung ihrer Treue hart an den Strom gesetzt wurden, nicht dass vor ihnen, sondern dass durch sie wir sicher wären. D.

A. Als Einleitung giebt uns Tacitus die Geschichte der frühern Händel zwischen Deutschen und Galliern, er giebt sie uns aber nur so kurz und mit so wenig nähern Umständen in Hinsicht auf die Zeit und die Ursachen, dass eine deutliche Anschauung unmöglich wird, wenn wir nicht alles was das Alterthum noch

Digitized by Google

ausser ihm uns übrig liess, zusammenstehen und an einander verbinden.

Bevor wir diess versuchen, müssen wir aber noch eine „Betrachtung über die Art der Alten, die Urgeschichte zu behandeln, vorausschicken. Diese weicht namlich von der unsrigen durchaus ab. Wir verlangen namlich bei deren Vortrag Deutlichkeit in Hinsicht auf Zeit, Ort, Angabe der Gründe, warum alles geschah, kurz wir wollen eine pragmatische Geschichte, es sollen alle Fragen beantwortet werden, die der bekannte Vers:

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

Wer that? was? wo geschah es? wer half? wum? wie? und wann?

aufstellt, sie sollen beantwortet werden mit Wahrheit, es soll die Urgeschichte endlich sich an die neuere, bekannte anschliessen, mit ihr Ein Ganzes bilden.

Ganz verschieden hiervon waren die Grundsätze der Alten. Sie begnügten sich mit einzelnen Notizen, mit der Angabe, dass in der und der Stadt, in dem und dem Tempel der Mittelpunkt eines Volks, der Sitz des Hauptgottes desselben sei, die Geschichte selbst aber wurde als Mythe, als Fabel, d. h. als heilige Sage vorgetragen. Der Zweck dieser heiligen Sage war aber kein andrer, als: denjenigen, die zu diesem oder jenem Opfer, zu dieser oder jener heiligen Handlung entweder als Glieder einer Familie oder eines Staats verpflichtet waren, den Grund derselben, den Grund ihrer Verpflichtung, auf eine den Augen des gemeinen Mannes verständliche Art darzulegen.

Hätte man hier immer Wahrheit geben wollen, so würde das dem Volk unverständlich oder uninteressant, den Priestern beschwerlich, oft wohl auch unmöglich gewesen sein, es würde, wenn zwei feindliche Gott-

Digitized by Google

heiten in einer und derselben Stadt anerkannt waren, zu unaufhörlichen politischen Discussionen Anlass gegeben haben, zu Fehden zwischen den einzelnen Stadtvierteln und dergleichen *), daher man es denn vorzog, lieber einen Ausweg zu treffen.

So hoch verpönt es nämlich war, an der Wahrheit einer Fabel, an der Macht der Götter und Heroen, die durch jene Fabeln beglaubigt wurde, zu zweifeln, indem gegen die, die diess wagten, mit Verbannung und Todesstrafe als gegen Gotteslängner und Staatsverbrecher verfahren wurde, so war es doch nicht weniger unter den höhern Ständen für ausgemacht angenommen, dass die Mythen, um sie recht zu verstehen, erst ausgelegt werden müssten. Diese Auslegungsart war aber wieder doppelt, und zwar je nachdem es Philosophen oder Priester waren, die sich damit beschäftigten. Die Philosophen bezogen nämlich alles auf die Erschaffung der Welt, auf die Erklärung der Phänomene und dergleichen, sagten z. B. Jupiter sei die obere, Juno die untere Luftschichte, fanden aber damit so wenig Beifall, dass Varro ausdrücklich sagt, man dürfe dererlei vor vernünftigen Menschen nicht hören lassen **).

Die Auslegungen der Priester dagegen, die wir theils aus Herodot, theils aus dem ihn ergänzenden Plutarch kennen, waren anders gestellt. Sie wurden nur den zu den Mysterien oder zum nähern Umgang mit den Priestern Zugelassnen höhern Klassen der Bürger, vornehmen Reisenden, (zu welchen Herodot zu rechnen ist) jedoch unter dem Siegel der Verschwie-

*) Dass diess vorfiel, zeigt *Joseph. Antiq. Jud. lib.* 18. *cap.* 10. §. 9.

**) *Quae facilius ... in schola, quam extra in foro ferre possunt aures.* bei *Augustin. de Civ. D. lib. VI. cap.* 5.

Digitized by Google

gentheil mitgetheilt. Betrachten wir diese nun genauer, so finden wir, dass darin nicht nur nichts deutlich gemacht, sondern das *obscurum per obscurius* erläutert, die reine Wahrheit aber verschwiegen wurde, und gieng diess so weit, dass in den Mysterien nicht einmahl die Zuschauer diese reine Wahrheit sagen durften, wenn solche ihnen auch nur von selbst einfiel, wie *Macrobius Saturnal. lib. I. cap. 7. (pag. 236. ed. Zeune)* diess ausdrücklich bezeugt.

Bei so bewandten Umständen konnten auch die Schriftsteller, namentlich die Geschichtschreiber, die reine Wahrheit nicht sagen, weil sie entweder durch die herrschende Darstellungsweise verführt, gar nicht auf die richtige Bahn kamen, oder den Schleier doch nur sehr wenig aufdecken konnten, wie z. B. Dionys von Halicarnass, wenn er entdeckt, dass Herkules doch nicht ganz allein, sondern an der Spitze eines gewaltigen Heers nach Latium und Italien gekommen sei, oder weil diese Schriftsteller, wenn sie Eingeweihte waren, nichts verrathen durften. Nun wollten sie aber doch ihre Erfahrungen und Entdeckungen mittheilen, wollten den Eingeweihten wissen lassen, dass sie auch etwas und was sie wussten, und daher entstand, von Herodot so viel wir wissen zuerst, in grösserm Maassstab wenigstens, gebraucht, eine Art sich auszudrücken, durch welche die Nichteingeweihten verführt wurden, über das wirklich zu Beachtende wegzulesen, das Wichtigste zu übersehen. Herodot nimmt die Maske der Schlauheit vor, giebt zu verstehen, er glaube das selbst nicht, oder sei viel zu klug dazu; Plutarch zieht es dagegen vor, sich von schlechten Gründen für irgend eine solche Thatsache überführt zu stellen und wählt daher die abgeschmacktesten aus, (z. B. Sylla habe seinen Leichnam verbrennen lassen, weil er gefürchtet, man miss-

Digitized by Google

handle denselben) und Tacitus stellt in unserer Schrift zwei dergleichen Blendwerke auf, zuerst das System, nach welchem keine Colonie anders als zu Wasser habe gestiftet werden können, (cap. 2.) dann (cap. 34.), wo er des Herkules Anwesenheit in Deutschland zweifelhaft machen will. Das erstere glaubte der Nichteingeweihte dem Tacitus entweder aufs Wort, oder wenn es ihm auch bedenklich vorkam, dass das hätte so sein sollen, so wurde er doch durch die vorläufige Untersuchung dieses Punkts abgehalten, mit dem gehörigen Ernst bei der Sache selbst zu verweilen. Bei dem zweiten Punkt hilft er sich mit einer rednerischen Wendung, mit der er den gaffenden Zuhörer abspeist. Es ist überflüssig zu bemerken, dass diess Fingerzeige für die Eingeweihten sind, die nunmehr schon wissen, woran sie sind.

So viel genüge einstweilen zur Rechtfertigung dafür, dass wir, die vorgeschobenen Blendwerke ganz bei Seite setzend, das zweifelhaft Scheinende für ausgemacht wahr annehmen und die hier gegebenen Nachrichten und Thatsachen nach den von uns anderwärts aufgestellten oder angedeuteten Regeln, nach welchen die Mythen zu entziffern sind (Anleitung zur Auslegung der griech. u. röm. Mythen. Leipzig 1828) in Geschichte auflösen.

Tacitus beginnt zwar hier mit dem gallischen Einbruch in Deutschland, aber *Vixere fortes ante Agamemnona*, daher wir uns etwas höher in das Alterthum hinauf zu Ulysses wenden, den wir aus der Verbindung mit *Asciburgium* erst recht kennen lernen.

Aus der *Tabula Peutingeriana* nämlich, die *Asciburgium* zwischen *Neuss* und *Vetera* setzt, erhellt, dass dieser Ort eins der beiden Dörfer Asberg oder Eisenberg ist, die neben einander liegen, und hieraus folgt

Digitized by Google

wieder, dass es soviel als Burg der Asen oder Asgard bedeutet. Die Asen waren aber, sowohl in der nordischen, als in der etruskischen Götterlehre, der Name der Götter. Wer waren aber die äsischen Götter? Asiaten ohne Zweifel, aber Asiaten im ursprünglichen Sinn des Worts. Es ist nämlich wohl zu bemerken, dass die Endung *ops* im Griechischen die Herrschaft des Volks, an dessen Namen es gefügt wird, bedeutet. *Aethiops* ist nicht der wahre Name der Aethiopier, wir müssen davon die genannte Endung abziehen, und da kommt denn *Aethii*, oder weil *A* und *Ai* verwechselt werden, *Asi*, *Asii* zum Vorschein. *Asia* ist eigentlich der Name von Aethiopien; als die Aethiopier das heutige Asien wenigstens bis an Imaus oder Himalaya und Kaukasus erobert hatten, wurde dem Namen ihres Landes dieselbe Ausdehnung, und desshalb rechnet Varro nebst andern Geographen Aethiopien zu Asien, indem er sagt, eine Linie von Ost nach West theile die Erde in das südliche, Asien, und das nördliche, Europa. Dass aber auch Europa unter äthiopischer Herrschaft gestanden, sagt Diodor von Sicilien aus urkundlicher, unzweideutiger Quelle klar und deutlich, und daher ist die Burg der Asen soviel als die Hauptstadt der Aethiopier in den Rheinlanden, Ulysses in das in eine Person verwandelte Volk der Aethiopier; und deren Herrschaft über Europa, von dem ersten Anbeginn desselben bis zu ihrem Aufhören besingt die Odyssee, die dann alles in den Raum von 30 Jahren zusammendrängt. Wie hiermit die Mythe von Thuisco und Mannus übereinstimmt, haben wir in der angeführten Schrift ebenfalls dargelegt, so wie unsere Ansicht, dass auf das äthiopische Weltreich das phönizische des Herkules folgte. Auch Herkules, von welchem wir unten ein Mehreres beibringen werden, (zu Cap. 34) besass Deutsch-

*) Diess wird noch bestätigt durch die Uebereinstimmung

Caledonii. Picti. Pictones. Cornavii. Carnutes. Parisii. Parisii.

Ehe nun die Gallier sich Gallien unterwarfen, scheint dieses Land in dem Besitz der Iberer gewesen zu sein; diese hätten sonach Spanien, Gallien und Deutschland besessen, und hieraus erklärte sich der Name der Hyperboreer, der aus *Iberi boreales*, Ἴβηρες βόρειοι verdreht wäre, indem die bisher angenommene Erklärung, nach welcher sie so hiessen, weil sie über dem Norden wohnten, ganz unhaltbar ist. Diese Hyperboreer, die nach Herodot (*IV.* v. 33.) nördlich vom adriatischen Meer, nach Pindar an der Quelle der Donau wohnten, sind bei den Griechen als die treuesten Anhänger ihres delphischen Apollo, als dessen kräftigster Schutz bekannt, da, so wie Jupiter als letzte Zuflucht seine Aethiopier am Südrand der Erde hat, Apollo zu den lange lebenden Hyperboreern an dem Ister und nördlichen Weltmeer sich wendet. Die Hecatomben, um dies noch beizufügen, die Zeus in Aethiopien erhielt, bestanden in Stieren, weil der Stier das heilige Thier, das Wappen der Aethiopier war, die Hecatomben, die dagegen dem Apollo gebracht wurden, bestanden in Eseln, (*Pind. Pyth.* 10. v. 51.) weil in Europa der Esel für das heilige Thier galt, indem die Worte: *Asi, Asinus, Asellus*, Esel ja auch etymologisch zusammenhängen.

Nachdem also die Gallier zwischen Alpen und Pyrenäen sich ausgebreitet, oder Gallien erobert hatten, wandten sie sich weiter gegen Süden und Osten. Ein Theil von ihnen drang in Spanien ein, und wurde dort unter dem Namen der Celtiberer bekannt, ein zweiter Theil zog nach Italien, und entriss den Etruriern das Land, welches bei den Römern *Gallia cisalpina* heisst, und ein drittes Heer zog endlich über den Rhein, und dieses ist es, welches sich längs den Alpen und bis

nach Scythien dergestalt ausbreitete, dass es den Römern und Griechen die Aussicht nach Norden ganz versperrte, und dass von der Zeit an für ausgemacht galt, es sei der ganze Norden keltisch.

Von den nähern Umständen dieser gallischen Verbreitung ist uns nichts weiter bekannt, als einzelne Bruchstücke. So hat Barth in der Urgeschichte der Deutschen sehr richtig bemerkt, dass die bei *Strabo* (*lib. VII.* p. 335. ed. *Tauch.*) sich befindliche Nachricht, es seien die Cimbern von einer Wasserfluth hineingesucht worden, sie hätten weichen müssen, obgleich sie mit Heereskraft gegen sie ausgezogen wären, dass diese Nachricht, weil solche aus den Zeiten Alexanders von Macedonien stamme, in frühere Zeiten gehöre als in welche sie gewöhnlich gesetzt wird. Da die Gewand dieser Nachricht durchaus mythisch ist, so wird sie auch nach den Regeln der mythologischen Auslegungskunst zu deuten sein, und da das Wasser ebenfalls ein Sinnbild für ägyptisch-äthiopische Völker ist, die Gallier aber nach dem Obigen zu diesen zu nehmen sind, so wird es vielleicht nicht zu gewagt sein, wenn wir diese Nachricht auf diese gallische Eroberung von Deutschland beziehen.

Gallisch wurde übrigens, wie Tacitus meinen Ubern lehrt, das Land zwischen Rhein, Main, Donau und Böhem, wo die Helvetier sich ansiedelten, Böheim, wo die Boji sich festsetzten, ein Theil von Polen, wo die gallischen Gothiner noch zu finden waren, das nordöstlichste Stück von Preussen nebst Esthland, wo die Aester, die britannisch sprachen, hausten. Auch Illyrien war wenigstens eine Zeitlang unter gallischer Herrschaft, da Appian (*Illyric.* c. 1.) den Kelten und Illyrius zu Brüdern macht. Weiter gegen Osten folgten dann die keltoscythischen Völker des Strabo (*lib. II.*

pag. 89. ed. Tacit.) (* und auch die übrigen Scythen mussten sich, wenn nicht unter gallische Hoheit begeben, doch mit ihnen als Bundesgenossen vereinigen.)

Was jedoch die Sprache anbelangt, so ist es zweifelhaft, ob die deutsche von der celtischen durchaus verschieden, oder ob beides Dialekte einer und derselben Ursprache waren, das scheint aber gewiss, dass die östlichern und südöstlichern gallischen Völkerschaften viel von der deutschen Sprache annahmen, weil die Gallier bei ihren Eroberungen eben so zu Werke gegangen zu sein scheinen, wie die Lacedämonier, die bei Aussendung von Colonieen nur wenige Spartaner einer zahlreichen Schaar früher unterworfener Feinde vorsetzten.

Aus dem Gesagten scheint zu erhellen, dass das nordwestliche Deutschland von dem gallischen Einbruch verschont blieb, indem dieser nur den südlichen und östlichen Theil betraf. Die hier zurückgelassnen, frei gebliebnen Deutschen begannen, nachdem die Verbindung zwischen den einzelnen gallischen Staaten lockerer geworden war, von neuem den Kampf, und griffen das eigentliche Gallien, im Westen des Rheins, oder Belgien an. Hier hatten sie sich schon festgesetzt, als die Cimbern und Teutonen, aus Nordosten kommend, die in dem südlichen Deutschland angesessnen Gallier angriffen, von da in das eigentliche Gallien vordrangen, und von den Belgen in ihr Land einzurücken verhindert wurden.

Cäsar macht die Belgen zum grössten Theil zu Deutschen, giebt aber namentlich nur die vier mit dem Namen der Germanen bezeichneten Völker: Condruser, Eburoner, Cäsäer und Pämaner als deutsche Abkömmlinge

an, und sagt später, die Aduatiker*), seien die Ueberbleibsel der Cimbern und Teutonen gewesen, am Rhein zur Bedeckung der zurückgelassenen Beute geblieben, und hätten nach der Vernichtung ihrer Brüder durch Marius, nach mancherlei Drangsalen und Fehden in Aduatica sich niedergelassen.

Der Cimbern und Teutonen Zug gegen Süden scheint nun die Helvetier aus dem ihnen von Tacitus hier angewiesnen Lande in die heutige Schweiz verdrängt zu haben, und mit oder nach den Cimbern rückten dann suevische Stämme an die Quellen der Donau und an den südlichen Rhein. Diess waren denn dieselben Völker, die unter Ariovists Anführung Gallien sich unterwarfen, und hiermit Cäsarn Gelegenheit und Anlass gaben, auf den Grund früherer zwischen dem Senat und den Galliern, (namentlich den Aeduern) geschlossner Bundes- und Freundschaftsverträge den Krieg zu beginnen, der ganz Gallien in Roms Gewalt brachte.

Die Vorstellung, als hätten die Völker in früherer Zeit keine Grenzen gehabt, sondern, wie die Thiere ihre Höhlen, ihren Aufenthaltsort verändert, diese Vorstellung ist fabelhaft und falsch, weil wir überall in jeder Geschichte, schon in den frühesten Zeiten „uralte" Grenzen, bald Berge, bald Flüsse finden, und, wenn auch die oben erwähnte deutsche Einrichtung, nach welcher das Grundeigenthum Gemeingut war, in frühern Zeiten allgemeiner gewesen wäre, wie diess allerdings wahrscheinlich ist, so waren doch die Grenzen der verschiednen Gemeinden nothwendig bestimmt, und eben so die Rechte der einzelnen Familien auf bestimmte Antheile an dem Genuss und Gebrauch dieser Gemeindegüter genau festgestellt,

*) Appian (Gall. 24.) sagt dagegen, die Nervier seien diess gewesen.

F Ihm stimmt Dio Cass. 39. cap. 4. bei,

weil sich ausserdem auch nicht die geringste Ordnung denken liesse.

B. Mit Recht wird bezweifelt, ob die Osen von Tacitus ein deutsches Volk genannt werden können, da er sie später unbedenklich zu dem pannonischen Volksstamm zählt. Indess scheint die gewöhnliche Lesart doch richtig zu sein, und dem Tacitus irgend ein Werk jener Zeit vorgelegen zu haben, worin diese Frage abgehandelt und unentschieden geblieben war. Hätte nämlich Tacitus schon hier (so wie cap. 43.) entschieden geglaubt, die Osen seien Pannonier, so war die Frage: ob sie zuerst im Süden oder im Norden der Donau gewohnt hatten, ganz überflüssig, indem Pannonien von der Donau im Norden und Osten begrenzt wurde, die Osen also hiernach eine Colonie der Araviscer waren, es müsste denn angenommen werden, es seien in noch früherer Zeit die Pannonier selbst Deutsche gewesen, hätten Pannonien erobert, ihr ursprüngliches Land aber bis auf das Stück, welches die Osen besassen, späterhin verloren.

C. Die unter Rom stehenden deutschen Völker, zu welchen sich Tacitus nunmehr wendet, beschreibt er, indem er zuerst die in *Belgica prima* und *secunda*, dann die in *Germania prima* zuletzt die in *Germania secunda* angesiedelten nennt *). Da sie alle ausserhalb *Germania magna* wohnen, ihre Sitze auch auf den gewöhnlichen Karten von Gallien im Ganzen richtig

*) In *Belgica prima* waren die Treverer, in *Belgica secunda* die Nervier. In *Germania prima* die *Tribocci* bei Strassburg, *Nemetes* bei Speier, *Vangiones* bei Worms. In *Germania secunda* die vier oben genannten Völker, die die Römer mit einem Wort *Tongri* nannten, nördlich von ihnen die *Menapii* und *Toxandri*, am Rhein bei Cöln die *Ubii*, weiter gegen Norden die *Gugerni*.

dargestellt sind, so schliessen wir hiermit die Bemerkungen zu diesem Capitel und fügen nur noch bei, dass es manchen befremden könne, wie Tacitus hier von der *inertia Gallorum* spricht, da doch die Gallier schon mehr als 100 Jahre römische Unterthanen, mithin so gut wie Römer waren, auch schon meistentheils lateinisch sprachen, da viele Städte sogar das römische Bürgerrecht erhalten hatten, der den Galliern gemachte Vorwurf mithin Rom selbst zu treffen scheine. Es ist jedoch in dieser Hinsicht zu beachten, dass die Römer, wenn sie eine Provinz erworben hatten, solche durch ein doppeltes Band an sich knüpften. Zuerst durch einen Vertrag, der mit den Unterworfnen im Namen des Senats (oder des Volks) geschlossen wurde, dann durch Anstellung eines jährlich wechselnden Staatsbeamten (Proconsul, Proprätor) der über die Aufrechthaltung dieses Vertrags zu wachen hatte. Im übrigen waren diese Provinzen so frei und unabhängig, so souverän wie vorher, ihre innern Einrichtungen, ihre Verhältnisse zu ihren Nachbarn, zu ihren etwanigen Untergebnen blieben, mit Ausnahme dessen, was der mit Rom geschlossne Vertrag etwa neu bestimmte, unverändert; es versteht sich jedoch von selbst, dass diess blos im juristischen Sinne stattfand, da in der Praxis die römischen Behörden entweder als erbetne Vermittler oder als übermüthige Gewalthaber alles nach ihrem Wohlgefallen anordneten. Deshalb finden sich bei den Alten so viele Stellen, in welchen die römischen Untergebnen noch wie frei betrachtet werden, und es ist zu beachten, dass die Königreiche in Asien, die in römischer Bundesgenossenschaft standen, eben so wenig wirklich unabhängig waren, wie die gallischen Republiken. (So liess z. B. Tiberius den König Agrippa fesseln und einsperren. *Joseph. Antiq. Jud. lib.* 18. *cap.* 7. §. 6.)

Digitized by Google

Wie Agrippa die Ubier über den Rhein führte, ist bekannt.

Als nämlich 42 v. C. des Cassius und Brutus Parthei vernichtet war, theilten sich August und Antonius neuerdings in das römische Reich, und hier behielt Antonius Gallien und Spanien. Da er aber nach Athen und Aegypten, August nach Italien sich begeben hatte, so entstand (41 v. Chr.) eine Fehde zwischen August und der Partei des Antonius (seiner Gemahlin Fulvia und seinem sehr republikanisch gesinnten Bruder, dem damaligen Consul Lucius Antonius) in Italien. August siegte durch Eroberung von Perusia (40) und bediente sich dieser Gelegenheit, da er die wahre Stimmung des Antonius nicht kannte, also einem ernstlichen Bruch entgegen sehen musste, dazu, sowohl Spanien als Gallien sich zu unterwerfen, indem er des Antonius aus 11 Legionen bestehendes, durch den Tod des Legaten Calenus zerstreutes Heer, noch in demselben Jahre 40 v. Chr. sich schwören liess. (*Appian. de Bell. Civ. lib. V. c.* 51.) Als er hierauf mit Antonius zwar zerfiel, sich jedoch (ebenfalls noch 40) mit ihm wieder versöhnte, so wurden in einer neuen Theilung beider Provinzen dem August gelassen, der nunmehr den Agrippa, welcher in dem erwähnten Krieg in dem südlichen Belien mitgefochten hatte, nach Gallien schickte, um dieses Land zu beruhigen und völlig in seine Gewalt zu bringen. Agrippa blieb zwei Jahre (39 und 38 v. Chr.) in Gallien, beruhigte es, indem er eines Theils die Aquitanier im Südwesten besiegte, (*Appian. Civil. lib. V. c.* 92) andern Theils im Nordosten die Grenze durch Ansiedlung der Ubier sicherte. (Im Jahre 37 war sodann Agrippa Consul, und in Italien mit Erbauung einer Flotte, und in dem Kriege des August gegen Pompejus beschäftigt.) Diese Ubier wohnten in dem heut-

Digitized by Google

gen Namen, da wo auf unsrer Karte die *Mattiaci* erscheinen, waren schon seit Cäsars Zeiten mit ihren Nachbarn im Osten dem Katten (die Cäsar zu den Sueven zählt) in Fehde, wurden jetzt von diesen überwältigt und zur Flucht genöthigt, von Agrippa aber aufgenommen, und nördlich von dem Land der Treviren in und um Cöln angesiedelt. (*Strab. lib. IV. p. 194. ed. Tzsch. — Tacit. Annal. XII. c. 27.*) Wie während der Regierung des Kaisers Claudius und zwar im Jahr n. Chr. dessen Gemahlinn Agrippina, die Enkelinn jener Agrippa (dessen Tochter Vipsania Agrippina von Germanicus diese Agrippina in Cöln gebar) in diese ihre Geburtsstadt eine römische Colonie abführen liess, berichtet *Tacitus Ann. XII. c. 27.*

Neun und zwanzigstes Capitel.

Unter allen diesen Völkern sind an Tapferkeit die Bataver die ersten, die nur einen kleinen Bezirk auf dem linken Ufer, dagegen aber die Insel des Rheinstroms bewohnen, vordem ein cattisches Volk, und durch innere Unruhen A. in diese Gegenden zu ziehen veranlasst, damit sie hier ein Glied des römischen Reichs würden. Noch bleibt ihnen die Ehre und der nach alter Sitte geschlossnen Bundesfreundschaft Wahrzeichen; denn weder erniedrigt sie ein ihnen aufgebürdeter Zins, noch saugen Pächter der Staatseinkünfte sie aus, sondern von Steuern und Gaben befreit und nur für den Kampf gespart,

Digitized by Google

heben wir wie Lanze und Panzer zu Schlachten sie auf. B. Zu gleichem Dienst ist auch der Mattiaker Volk uns verbündet. Denn es erwarb des römischen Volks erhabne Grösse auch über dem Rhein und über den alten Grenzen hinaus Huldigung dem Reich der Kaiser. So ist deutsch zwar ihr Grund und Boden, römisch aber ihr Sinn und Herz, und sind sie übrigens den Bataver gleich, nur dass selbst des heimischen Landes Boden und Himmel ihre Wildheit noch erhöht. C. Dagegen möchte ich zu deutschen Völkern die Bewohner der decumatischen Aecker nicht zählen, obwohl sie über Rhein und Donau sich ansiedelten, da es nur Gallier waren, die unbedachten Sinns und durch Elend kühn diese Gegenden besetzten, bevor man deren Herren noch kannte. Als hierauf die Grenze gezogen, die Besatzungen vorgeschoben wurden, galten sie, wie noch jezt, für einen hervorspringenden Winkel des Reichs und für einen Theil unsrer Provinz. D.

Hier beschreibt Tacitus diejenigen deutschen Völker, die zur Zeit des Trajan oder Hadrian im Bündniss mit Rom waren, jedoch sich weit besser befanden als die übrigen Verbündeten, weil diese Tribut zahlen mussten, jene nur zur Stellung von Hülftruppen verbunden waren. Ihnen sind die Bewohner der decumatischen Aecker anhangsweise beigefügt.

A. Tacitus sagt hier und *Hist. IV. c.* 12. ein Theil der Katten sei *seditione domestica* zur Auswanderung

Digitized by Google

bewogen worden, und habe sich in Batavien niedergelassen. Da schon Cäsar (*de B. G. IV. c.* 10.) die Bataver nennt, so scheint diese Darstellung mythisch zu sein. In der heiligen Sprache heisst aber das lateinische *seditio* so viel wie das griechische ἀναστασις, und bedeutet nicht Empörung und Aufstand, sondern nur so viel als das Aufstehen, das Aufbrechen. So sagt *Appian. Civil. V. c.* 5. August sei nach Italien gegangen ἀναστήσων τὴν Ἰταλίαν, da er die Einwohner ihrer Güter beraubte, solche unter seine Soldaten vertheilte und sie also aus ihrer Ruhe zu erheben zwang.

Die Katten, heisst diese also, sind nach Batavien gekommen, weil sie dahin gegangen sind. Einen wahrlichen Grund erfahren wir mithin hier nicht. (Aehnliche Ausdrücke, die bloss darauf berechnet waren, den Fragenden abzuspeisen, ohne dass er etwas erfuhr, haben wir in unsrer Anweisung zur Ausleg. der Myth. p. 11. sq. aufgeführt).

B. Die Lage Batoviens kann nach dieser Stelle durchaus nicht zweifelhaft sein, eben so wenig der Bataver Verhältnisse zu Rom. Diese Freiheit von Abgaben und Tribut war sehr alt, sie scheint gleich bei dem ersten römisch-batavischen Bündniss ausbedungen worden zu sein, da sie schon vor den Unruhen des Civilis bestand. (70 und 71 *p. Chr. Tacit. Histor. IV. c.* 12 und 17). Es ergiebt sich hieraus, dass der Vertag, durch welchen diese Unruhen des Civilis beigelegt wurden, und den wir mit den übrigen Büchern der Geschichten des Tacitus verloren haben, die frühern Verhältnisse wieder herstellte und neue Bestimmungen nicht enthielt.

C. Die Mattiaker waren auch ein kattisches Volk. Nach dem Abzug der Ubier aus Deutschland nämlich nahmen die Katten von deren Land Besitz, indem *Die*

Digitized by Google

Cassius (lib. LIV. c. 33.) berichtet: Drusus habe an dem Rhein selbst und in dem Land der Katten ein Castell gebaut (11 vor Chr.). Da August zu Ende dieses Jahrs den Janustempel zuschliessen wollte, wozu ihn nur die Daker und Dalmater abhielten (*Dio lib. LIV. c. 36.*), so musste ein Friedenszustand zwischen Römern und Katten eingetreten sein, und da derselbe Schriftsteller (*ib.*) erzählt, es habe Drusus im folgenden Jahr (10 vor Chr.) die Katten, die das von den Römern ihnen angewiesene Land verlassen und mit den Sigambern sich verbündet hatten, theils geschlagen, theils unterjocht, so scheint hieraus zu folgen, dass durch und seit diesem letztern Unterwerfungsvertrag die dem Rhein und jener Feste näher wohnenden Katten sich von ihren Stammverwandten getrennt und den Römern enger angeschlossen, bei der Gelegenheit aber den neuen Namen der Mattiaker erhalten haben. Ihre Sitze sind durch die *Aquae Mattiacae* des ältern Plinius (*Histor. Nat. lib. XXXI. cap. 17.*) und *Ammianus Marcellinus (lib. XXIX. cap. 4.)* bestimmt. Letzterer setzt diesen Ort Mainz gegenüber an, daher es ohne Zweifel das heutige Wisbaden ist. Ob das Land der Mattiaker dieselben Grenzen hatte, wie früher das der Ubier, ist nicht wohl auszumachen, eben so wenig, ob der *Vallum Romanum*, der Pfahlgraben, in soweit er nördlich vom Main ist, ihre Nord- und Ostgrenze bildete, oder ob sie sich noch weiter gegen Norden ausdehnten.

D. Als die Markomannen ihre Sitze an den Quellen der Donau verlassen hatten, so trugen, wie sich aus dieser Stelle ergiebt, die Römer Bedenken, sogleich sich des leeren Landes zu bemächtigen, weil sie nicht wissen konnten, ob nicht etwa Marbod wieder umkehrehren und zurück kommen würde. Da dieser aber in Böheim blieb, so nahmen sie Besitz von dieser Gegend,

Digitized by Google

so weit solche nicht schon von den Hermunduren besetzt war. Das *Latum Romanum* vom Main bis zur Donau giebt uns auch die ungefähren Grenzen dieser decumatischen Aecker. Das Wort *decumates* kommt nicht weiter vor; es ist daher ungewiss, ob es soviel als *decimanus*, zehnpflichtig, bedeutet.

Die spätern Schicksale dieser Völker anlangend, so wurde die batavische Insel zum grössten Theil ein Raub der Sachsen. Franken, und nur die östlichste Spitze blieb noch eine Zeit lang römisch, behielt daher den alten Namen noch länger, und bis in die neuesten Zeiten. Der *Pagus Batua* oder *Batuve*, der in den Urkunden und der Gaugeographie des Mittelalters vorkommt, und im Norden und Osten von dem Rhein, im Süden von der Waal, im Westen von dem Gau *Testerbant* begrenzt war, findet sich auf den neuern Karten noch unter dem Namen der Betau.

Die Mattiaker wurden, als Alemannen oder Schwaben das *Latum Romanum* durchbrachen und die decumatischen Aecker einnahmen, ebenfalls alemannisch. Die *Hessi Mattiaci* waren schon bei *Ammianus Marcellinus* (v. 6) im Besitz der Schwaben, und erst als Ludwig der Grosse 496 diese bei Zülpich geschlagen hatte, kam sowohl dieses Land der Mattiaker, als die übrige nördliche Hälfte des Alemannenlandes unter fränkische Botmässigkeit.

D. Als die Markomannen ihre Sitze an den Quellen der Donau verlassen hatten, so trugen, wie sich aus dieser Stelle ergiebt, die Römer Bedenken, sogleich sich des leeren Landes zu bemächtigen, weil sie nicht wissen konnten, ob nicht etwa Marbod wieder umkehren und zurück kommen würde. Da dieser aber in Böhmen blieb, so nahmen sie Besitz von dieser Gegend,

Dreissigstes Capitel.

Weiter gegen Norden beginnt von dem hercynischen Wald an der Katten Land, nicht so voller Ebenen und Sümpfe, wie die übrigen Staaten, in welche Deutschlands weite Flächen sich ausdehnen. Denn wenn auch die Höhen nach und nach abnehmen, so bleibt doch den Katten der hercynische Wald, indem er sie die ganze Grenze entlang begleitet und nur an deren Ende von ihnen sich trennt. Des Katten Körper ist abgehärtet, seine Glieder straff, sein Antlitz trotzig, doch zu wenig für seines Geistes Feuer. Gross ist (für Deutsche nämlich) ihr Verstand und ihre Schlauheit. Erwählte sich vorsetzen, den Vorgesetzten gehorchen, die Schlachtreihen wohl kennen, der Gelegenheit Gunst beachten, den Angriff aufschieben, des Tags Stunden vertheilen, der Nacht Lager verschanzen, das Glück für zweifelhaft, Tapferkeit für gewiss erachten: und was so selten, und nur durch des Kriegsdiensts höchste Ausbildung möglich ist; mehr dem Heerführer als dem Heer vertrauen, das ist ihre Sitte. Ihre ganze Stärke besteht im Fussvolk, welches sie neben den Waffen noch mit Eisengeräth und Mundvorrath belasten. Zum Schlachtgetümmel ziehen andre Völker, in den Krieg die Katten. Selten lassen sie auf Streifzüge und nicht vorbereitete Gefechte sich ein. Denn das ist der Reitervölker Sitte,

Digitized by Google

schnell zu siegen, schnell zu weichen, der Raschheit Begleiterinn ist die Furcht, dem standhaften Muth mehr die Langsamkeit eigen.

In den folgenden acht Capiteln beschreibt Tacitus das nordwestliche Deutschland, indem er von den Katten anfängt, längs des Rheins herabgeht, dann dem Meer folgt bis zu den Kaninchen, und bei deren Grenze mit den Katten schliesst. Er trägt dann noch die Chauken nach und giebt als Anhang die Cimbern.

Die Grenzen der Katten sind, seitdem zuerst Cluver in seiner *Germania Antiqua* (*Lugd. Batav.* 1616. oder fast ganz unverändert 1631. *fol.*) sich verirrte, von keinem Neuern richtig gegeben worden. Von bestimmten namentlich aufgeführten Grenzen sind bekannt: der hercyniache Wald. Diess ist die östliche Grenze, denn *Saturninus* soll *per Cattos, excisis continentibus Hercyniae silvis,* gegen *Carnuntum* marschiren, sich mit dem von da kommenden Tiber vereinigen und Böheim angreifen. (*Vellej. Paterc. II. cap.* 109.) Da *Carnuntum* in Südosten liegt, so war hier der Spessart und das Rhönegebirg gemeint. Hier grenzen sie an die Hermunduren, hier stritten sie mit diesen um die Salinen, die noch zu den Zeiten der Karolinger bekannt waren, da im Jahr 823 ein gewisser Wigbraht dem Kloster in Fulda schenkt: *talem partem in illo fonte, ubi nascitur Sal, qualis mihi contingit in eodem fonte, qui est in terminis Chizzilheimero, in pago Salagewe;* (*Schannat Tradit. Fuld. p.* 139. *n.* 337.), welches denn die Alte Saline bei Kissingen an der Saale in Franken, oder dem jetzigen baierischen Unter-Mainkreis ist. Vom Rhönegebirg scheint eine nach Norden bis in die Gegend des

Digitized by Google

Harzes zu sehende Linie die Grenze zu bezeichnen, von der Tacitus hier sagt, dass sie durch den hercynischen Wald, der hier keine Gebirge habe, gebildet werde. In der Gegend des Harzes stiessen die Katten an die Südgrenze der Chauchen (*Germ. cap.* 35) und an die Südgrenze der Cherusker, den Wald *Bacenis* (*Caesar de B. Gall. VI. cap.* 10.), der nichts anders als der Söllingerwald, Reinhartswald, Eggegebirge sein kann. (Cäsar kennt die Katten nur unter dem Namen der Sueven, wahrscheinlich weil sie damahls mit den Sueven verbündet waren, daher seine Nachricht, der genannte Wald trenne die Cherusker von den Sueven). Zwischen den Katten und dem Rhein wohnten (nördlich von den Mattiakern) die Usipier und Tencterer. Die Grenze selbst möchte etwa der Bergrücken sein, der das Flussgebiet der Weser und Fulda von dem des Rheins scheidet.

Die hier angegebnen Grenzen stimmen mit allen Stellen der Alten so wie mit der Folge der Geschichte überein. Nicht so die Grenzen, die die Neuern ziehen, deren Hauptirrthum doppelt ist, indem sie erstens davon, dass Chauchen und Katten an einander grenzen, nichts zu wissen scheinen, und daher viele andre Völker zwischen diese beide pressen; und indem sie zweitens die in die Elbe sich ergiessende Saale zum Grenzstrom zwischen Katten und Hermunduren machen. Der erste Punkt springt in die Augen, über den zweiten bemerken wir folgendes: Dass die Katten zu den Franken gehörten, beweist eine Stelle des Gregor von Tours, (*Hist. Francor. II. c.* 9. bei *Bouq. Script. Gall. T. II. p.* 165 b), dass die Franken vor ihren Eroberungen in Gallien Länder im Osten verlassen oder verloren hätten, davon ist nicht die geringste Spur zu finden. Da auch nirgends eine Spur sich findet, dass nach Tacitus und

Digitized by Google

bis zu dem Erscheinen der Franken Veränderungen in dem nordwestlichen Deutschland, und namentlich Veränderungen mit den Katten sich ereignet hätten, so müssen wir annehmen, dass sie wenigstens bis zu Clodios und Clodwigs Zeiten in dem ruhigen Besitz ihrer Lande blieben, wie sie solche zu Tacitus Zeiten bewohnten. Nun war aber während der Völkerwanderung das heutige Thüringen Eine der Strassen, auf welchen die deutschen Völker sich gegen Rom wälzten. Zuerst brachen die Schwaben oder Alemannen auf, und rückten aus und durch Thüringen an die römischen Wälle, den Pfahlgraben, durchbrachen ihn und machten den Rhein zu ihrer Grenze. Ihnen rückten sogleich die Burgunder nach, ebenfalls durch Thüringen, die nicht so gar weit südlich von dem Thüringer Wald mit diesen Schwaben grenzten. Als die Burgunder diese Gegenden verlassen hatten, kamen die Thüringer und nahmen dieses Land in Besitz, so dass die Katten und Franken auch nicht im Geringsten bei allen diesen Veränderungen betheiligt waren, niemahls auf den Gedanken kamen, dieses Land sich zu unterwerfen, was doch nothwendig der Fall hätte gewesen sein müssen, wenn sie es früher einmahl verloren hätten. — Wenn man sich aber auf den Hassegau bei Merseburg beruft, um zu beweisen, dass früher die Hessen hier gehaust hätten, so scheint man zu übersehen, dass diese Hessen frühstens zwischen den Jahren 568 und 574 nach Christi Geburt an die thüringische Saale von König Siegbert I. von Austrasien geschickt wurden.

Digitized by Google

Ein und dreissigstes Capitel.

Ein Gebrauch, der auch bei andern deutschen Völkern, da jedoch nur selten, nur von einzelnen Tollkühnen geübt ist, ist bei den Katten allgemein, das nämlich, dass von dem Augenblick an, da sie dem Knabenspiel entwachsen, in die Schlachtreihe einrücken, weder Bart noch Haar berührt wird. Erst nach des Feindes Erlegung wird das geweihte, dem Sieg verpfändete Haar der Wange abgelegt, nur über Blut und Waffenbeute die Stirn enthüllt: dann erst, sagen sie, wäre der Dank für ihr Dasein bezahlt, dann erst, dass des Landes und der Eltern sie werth seien, bewiesen. Den Feigen und Thatenlosen bleibt der Haarwust. Noch überdiess trägt jeder vorzüglich Tapfere einen eisernen Ring, sonst ihnen nur ein Zeichen der Schmach, einer Fessel gleich, bis des Feindes Erlegung sie löst. Und sehr vielen der Katten gefällt dieser Brauch. Schon deckt graues Haar den Kern ihres Heers, der den Blicken der Feinde so wenig wie denen der Ihrigen sich entzieht: diese beginnen jede Schlacht, diese bilden immer das erste Treffen. Ein seltner Anblick, denn nicht einmahl der Friede verleiht freundlichere Züge dem wilden Antlitz. Keinen hat Haus und Hof oder sonstige Sorge, wohin sie kommen, empfängt sie gastfrei der Wirth und

Digitized by Google

so verschwenden sie fremdes, verachten sie eignes Gut, bis ihnen des Alters Erschöpfung so harten Dienst untersagt.

Zwei und dreissigstes Capitel.

Den Katten zunächst wohnen längs des hier schon durch sein Strombett gewissen Rheins, dass er uns Grenze zu sein genüge, A. Usipier und Tencterer. B. Die Tencterer zeichnet neben gewohnter deutscher Tapferkeit der Reiterei Kriegskunst aus, und nicht höheres Lob spenden die Katten ihrem Fussvolk als die Tencterer ihren Reitern. So erfanden es die Alten, so erhalten es die Nachkommen. Das ist der Knaben Spiel, das der Jünglinge Wetteifer, der Greise ausharrende Gewohnheit. Wie Sklaven, Haus und übriges Gut, so sind die Rosse ein Theil der Erbschaft, diese erhält aber, nicht wie jenes, der älteste, sondern der im wilden Kampf erprobteste und tapferste Sohn.

A. Die Worte *certum jam alveo Rhenum quique terminus esse sufficiat*, sind wie so viele andre Stellen des Tacitus doppelsinnig und wie es scheint mit Fleiss so gestellt. Seitdem nämlich die Kaiserherrschaft begonnen hatte, kam auch eine neue Art [illegible]

drücken an die Tagesordnung. Denn es dauerten die Sitzungen und Debatten des Senats fort, als ob er immer noch das Ruder führe, die Senatoren waren genöthigt mit einer dieses ihres Standpunkts angemessnen Würde und Freimüthigkeit zu sprechen, sie waren aber auch genöthigt, sich wohl vorzusehen, damit sie nicht bei den Kaisern mit irgend einem Ausdruck anstiessen, und daher die Ausdrücke, die oft weit weniger „als sie sagen, sagen," daher Worte, die so genau abgewogen sind, dass sie in der Mitte zwischen zwei ganz verschiednen Auslegungen stehen. So auch hier. Man kann es übersetzen: Der Rhein, der hier durch die Beschaffenheit seines Bettes sicher ist, d. h. der hier nicht so wie weiter südlich eine Menge Arme hat, viele Inseln bildet, und also keinen Zweifel über seinen wahren Lauf übrig lässt. So legte es Heinsius aus und will deshalb *alveo* lesen, der Rhein, der seines Bettes gewiss ist. — Nimmt man aber *jam* für „jezt", so heisst es, jezt, seit dem zweiten Consulat des Trajan, sei der Thalweg des Rheins der *certus limes* des römischen Reichs, es habe Rom die über dem Rhein gelegnen bisher behaupteten und den in der Nähe stehenden Legionen zur Weide für ihre Heerden angewiesnen Aecker (*Annal. XIII. cap.* 54 und 55.*), abgetreten, und sei es genug, dass der Rhein die Grenze bilde, überflüssig aber den Rhein noch weiter durch eine *Lisière* zu schützen. — Setzt man endlich hinter *sufficiat* ein Ausrufungszeichen, so ist der Sinn: Jezt ist der Rhein die gewisse, zu keinen Irrungen Anlass gebende, durch sein breites Flussbett jeden Zwist unmöglich machende Grenze, o bleibe man doch römischer Seits dabei, und beginne den Kampf

*) Dass diese auf dem rechten Rheinufer lagen, beweisen die Worte: *pecora et armenta illitum* [illegible]

nicht von Neuem, der uns schon so viel gekostet hat, der nicht blos neue Verluste an Geld und Volk uns bringen würde, sondern noch unabsehbarere Folgen nach sich ziehen könnte, *quantulum enim amnis obstat etc.*

B. Da Tacitus dem Lauf des Rheins folgt, (cap. 41.) so würden die Usipier südlicher, als die Tencterer zu stehen kommen. Es beweist jedoch Tacitus (*Hist. IV. c.* 64.) selbst, dass sonst den Tencterern gegenüber lag, und da *Dio Cass.* (*lib. LIV. cap.* 33.) die Lippe an die Südgrenze der Usipier, die Usipier selbst aber (*lib. c.* 32.) neben die Bataver setzt, so müssen wir in diesem Fall von der gegebnen Reihenfolge abweichen. Da Tacitus von den Usipiern nichts zu sagen weiss, so nennt er sie hier zuerst, um sich nun gleich ganz zu den Tencterern wenden zu können, und diess war um so weniger übel zu deuten, da die wahre Lage beider Länder jedermann bekannt war.

Drei und dreissigstes Capitel.

Neben den Tencterern sassen sonst die Bructerer; jetzt theilten, wie es heisst, nach gänzlicher Vernichtung der Besiegten, Chamaver und Angrivarier das eroberte Land, und begünstigten sie hierin die Nachbarvölker, sei es, dass der Bructerer Uebermuth sie reizte, oder der Beute Gelüst sie antrieb, oder waren es Roms schützende Götter, die selbst das süsse Schauspiel der Schlacht uns nicht entzogen. Ueber

60,000 fielen, nicht durch römische Waffe und Geschoss, sondern zu noch herrlicherer Ergötzung wie Fechter im Festspiel. O bleibe doch immer und immer wenn nicht Liebe zu uns, doch Hass gegen einander das Erbtheil dieser Völker, da bei des Reichs hereinbrechendem Verhängniss nichts Grösseres als der Feinde Zwiespalt das Glück uns gütig zu verleihen vermag.

In diesem Capitel werden drei Völker genannt. Von diesen wohnten die Angrivarier an und noch über den Weser, denn als Germanicus über die Weser gegangen war, so fiel eine Schlacht an dem Erdwall vor, der die Grenze der Cherusker und Angrivarier bildete (*Annal. II.* c. 19). Die Chamaven wohnten dagegen an dem Rhein und der Yssel, denn hier lagen die oben angeführten Weiden für die Heerden der Legionen, die früher auch in dem Besitz der Chamaven gewesen waren. (*Annal. XIII. cap.* 55. *cf. Eunap. in Scriptor. Peter. Nova Collect. ed. Mai. Rom.* 1827. 4. *T. II. pag.* 296.) Die Bructerer fallen zwischen beide, da sie und zwar die „kleinen Bructerer" (die sonst nur noch Ptolemäus kennt) nach *Strabo* an der Lippe wohnten. (*lib. VII. p.* 325. *ed. Tzsch.*)

Nun fragt sich noch, ob es wahr ist, was Tacitus hier von der Vernichtung der Bructerer meldet, und da ist zu bemerken, dass sowohl spätere Schriftsteller, als auch noch die Gaukarte die Bructerer kennen. (Der *Bructerus* des *Sidon. Appoll. VIII.* 345., die *Bricteri* des *Sulpicius Menander* bei *Gregor von Tours, II. cap.* 9. die *Boructuarii* des *Beda*, der Gau *Boroctra*, der im Norden von der Lippe begrenzt wurde). Es müssen sich

Digitized by Google

folglich die Bructerer von der hier geschilderten Niederlage wieder erholt haben. Es fragt sich ferner, ob sie sich erholt haben mit Hülfe der Römer, namentlich ob *Vestricius Spurinna* ihnen zu Hülfe gekommen sei und sie von ihren Unterdrückern befreit habe. Da jedoch Plinius (*lib. II. ep.* 7.) nur erzählt, es habe Vestricius Spurinna den König der Bructerer in sein Reich wieder eingesetzt, und dieses wilde Volk blos durch den ihnen eingejagten Schreck gebändigt, so sieht man, dass diess ganz verschiedne Händel sind. Spurinna zog gegen die Bructerer, hätte er sie befreit, so hätte er gegen deren Nachbarn ziehen müssen. Beachten wir ferner, dass Plinius noch ein junger Mann, wenigstens noch in seinen besten Jahren war, als Spurinna das 77ste Jahr schon erreicht hatte, (*lib. III. ep.* 1.) dass Plinius ferner im Jahr 62 geboren war, dass endlich Spurinna schon im Jahr 70 nach Chr. ein bedeutender Mann und also nicht mehr ganz jung war (*Tac. cit. Hist. II. cap.* 11.), so wird sich der Schluss ziehen lassen, dass dieser Brief (*Plin. III. ep.* 1.) um das Jahr 100 n. Chr. und wahrscheinlich noch etwas früher, geschrieben ist, Spurinna damals 77 Jahr alt und also zu den Zeiten Trajans nicht mehr im Stand war dergleichen Feldzüge zu unternehmen, da er sich schon in die Einsamkeit zurückgezogen hatte. Das erstere Schreiben fällt also (da Plinius zu Vespasians Zeit wahrscheinlich noch keinen von den Briefen geschrieben hat, die er herausgab und die wir noch besitzen) nebst der Expedition gegen die Bructerer in die Regierung Domitians, wie es scheint in deren Mitte.

Die von Tacitus hier erzählte Ausrottung der Bructerer gehört aber in die Zeiten Trajans oder Hadrians. Sie fiel vor, als Tacitus grade mit der Verfertigung der *Germania* beschäftigt war, und um diesen Zeitpunkt

genau zu bestimmen, fehlt es uns an allen nähern Angaben. Wir können nur sagen: Tacitus gab die *Germania* heraus zwischen dem zweiten Consulat Trajans (98 n. Chr. G.) und seinem eignen Tod, dessen Datum wieder unbekannt ist.

Die gemeine Meinung nämlich, die schon Lipsius in der ersten Note zu der *Germania* aufstellt, als habe Tacitus dieses Buch in dem genannten Jahr 98 geschrieben, weil er sage, die Kriege zwischen Deutschen und Römern hätten von 115 vor Chr. bis 98 n. Chr. G. gedauert (unten cap. 37.) ist durchaus unbegründet, indem sie auf dem falschen Satz beruht, es müsse jedes Buch in dem Jahr geschrieben sein, welches unter den Jahren, die darin erwähnt werden, das letzte ist.

Denn wenn wir die Geschichte des Kaisers Trajan mit Aufmerksamkeit betrachten, so ergiebt sich, dass in dem erwähnten Jahr 98 ein fester über 50 Jahre dauernder Friede zwischen Trajan und den Deutschen geschlossen wurde, der also, als Tacitus schrieb, noch nicht gebrochen, mithin der Endpunkt jenes 210jährigen Kriegs war.

Nachdem nämlich Domitian im Jahr 84 die Katten angegriffen hatte, und, ohne jedoch einen Sieg erfochten zu haben, nach Rom zurückgekehrt war und einen Triumph über die Deutschen gehalten hatte, scheinen die Deutschen, und namentlich die Katten neue Unternehmungen ausgeführt zu haben, indem sie z. B. den mit Domitian verbündeten König der Cherusker Chariomer vertrieben (*Dio Cass. lib. LXVII. cap.* 5). Hierauf scheinen unsre bructerischen Händel mit Spurinna vorgefallen zu sein. Dann empörte sich (91) Antonius, der in Germanien Präses war, mit Zustimmung der Deutschen, die ihm nur, weil der Rhein grade aufging, wegen des Eisgangs nicht zu Hülfe

Digitized by Google

kommen konnten. (*Dio Cass. LXVII. cap.* 11 und *Sueton. Domit. cap.* 6). In diesem Jahr 91 war Trajan zum erstenmahl Consul, der nach Niederlegung dieser Würde sich nach Spanien zurückzog, von da aber auf Domitians Befehl, der ihn zum Präses von Germanien ernannte, nach Cöln sich begab. Wie Trajan hier zwar keine grossen Siege gegen die Deutschen erfocht, jedoch durch den Ruf seiner frühern Thaten durch Herstellung der verfallnen Kriegszucht die Feinde in Zaum hielt, sich selbst aber in das grösste Ansehn setzte, ist bekannt, und da nach Domitians Ermordung (96) Nerva ihm gefolgt war, da dieser von seinem Präfectus Prätorio Aelian sich nicht weiter tyrannisiren lassen wollte, so wählte er den Trajan, der für einen der ersten Feldherrn galt, der das Heer in seiner Gewalt hatte, welches immer den ersten Rang unter den römischen Legionen in Hinsicht der Tapferkeit einnahm, zu seinem Mitregenten und Nachfolger, indem er ihn (Ende Oct. oder Anfang Sept. 97) adoptirte. (*Dio Cass. lib. LXVIII. cap.* 3. und die Note Reimars). Obwohl nun Trajan hiermit zufrieden war, auch im folgenden Jahr (98) mit Nerva zugleich Consul wurde, so verliess er doch Cöln nicht, er verliess diese Stadt auch nicht, als er den am 27. Jan. 98. erfolgten Tod Nervas vernahm, sondern er blieb während dieses ganzen Jahrs am Rhein und an der Donau, unternahm aber auch jezt nichts von Bedeutung, daher er nothwendig diese Zeit mit Unterhandlung eines Friedens zugebracht haben muss.

Auf welche Bedingungen er ihn abschloss, haben wir oben pag. 344 vermuthet, und dass er fest war, zeigt der Verlauf der Begebenheiten, da sich auch nicht die geringste Spur von neuen Feindseligkeiten während seiner Regierung findet, da auch Hadrian hier keine Kriege führte (denn die Worte des *Aelius Spartianus cap.* 12.

Digitized by Google

Germanis regem constituit, sind sehr vieldeutig. Da erst unter *Antoninus Philosophus* die Fehden wieder begannen, und zwar nicht am Rhein, sondern an der Donau, woraus erhellt, dass Tacitus bei Anführung dieses Jahrs 98 auf den in demselben geschlossnen festen Friedensvertrag deutet.

Es kann mithin dieser Krieg gegen die Bructerer auch später ausgebrochen sein und wird diess dadurch bestätigt, dass Tacitus hier sagt, die Römer hätten sogar das *spectaculum praelii* genossen, was darauf hinzudeuten scheint, dass ein benachbartes Volk, vielleicht die Usipier, um nicht in diese Fehde verflochten zu werden, seine Grenzen durch ein römisches, völlig neutrales Corps decken liess, denn vom linken Rheinufer aus konnten die Römer die Schlacht nicht sehen. Auf eine andre Art wüssten wir das *Spectaculum* nicht zu erklären.

Vier und dreissigstes Capitel.

Hinter den Angrivariern und Chamaven wohnen die Dulgibiner und Chasuarier, nebst andern minder bekannten Völkern, vor ihnen die Friesen. A. Diese theilen sich nach Maasgabe ihrer Macht in die grössern und kleinern. Beide Stämme besitzen das Land längs des Rheins hin bis an das Meer, und umwohnen überdiess ungeheure Seen, die auch römische Flotten trugen. Denn sogar mit dem Weltmeer selbst begannen wir dort den Kampf, und dass noch

Digitized by Google

des Herkules Säulen übrig seien, verbreitete das Gerücht: sei es dass Herkules wirklich dort hinkam, sei es dass wir durch alles, was nur Herrliches zu finden ist, dessen Ruhm zu erhöhen gewohnt sind. B. Auch fehlte dem Drusus Germanikus C. die Kühnheit nicht, doch erhob sich das Weltmeer mit Erfolg gegen diese wider es und den Herkules gewagte Untersuchung. Dann unternahm es Niemand mehr: und der heiligen Scheu und schuldigen Ehrfurcht angemessner schien es, der Götter Thaten zu glauben, als sie zu wissen.

A. Nordöstlich von den in dem vorigen Capitel genannten drei oder zwei Völkern sind die Dulgibiner und Chasuarier. Letztere erhalten ihre unzweideutige Stellung durch die bei Meppen in die Ems sich ergiessende Haase. Später wurden sie zu den Franken gerechnet, und kommen zwei von ihnen benannte Gaue vor, der *Pagus Hattuariae* bei Cleve und Xanten und der *Pagus Attuariorum* in Burgund und an dem westlichen Ufer der Saone. Die Sitze der Friesen sind bekannt.

B. Wenn Säulen des Herkules eine Meerenge bedeuten, so ist nicht zu verkennen, dass der Sund hier gemeint sei. Aus dieser Stelle sowohl als aus der obigen (cap. 3.) ergiebt sich übrigens, dass Deutschland auch zu dem Weltreich gehört hat, welches man, da die Phönizier den Herkules als ihren höchsten und vornehmsten Gott vorzüglich und einzig verehrten, das phönizische nennen kann. Es ist diese Stelle ferner auch ein Beweis, dass in Rom Herkules in einem weit

Digitized by Google

höhern Ansehn auch im gemeinen Leben stand, als in Griechenland. Hier verlor er nämlich durch den Umstand sehr viel von seiner Würde, dass er als Unterthan des Eurystheus erscheint, welches Verhältniss in den hier römischen Sagen nicht vorkommt.

Fünf und dreissigstes Capitel.

Bis hieher kennen wir das westliche Deutschland. Nach Norden dehnt es sich in einer gedehnten Krümmung aus. Und zuerst treffen wir hier das Land der Kauchen, das, obgleich es von den Friesen beginnt und einen Theil der Küsten begreift, doch an der Ostgrenze aller von mir aufgezählter Völker sich hinzieht, bis es an der Katten Gebiet sich endigt. So unermessliche Räume Landes besitzen die Kauchen nicht nur, sie füllen sie auch aus: ein Volk, welches unter den Deutschen das Edelste ist, und durch des Rechts strenge Befolgung

seine Grösse zu behaupten vorzieht. Ohne Ländergier und Uebermuth, ruhig und in der Nachbarn Händel nicht verflochten, geben sie nie zum Krieg Ursach, ziehen sie nie auf Raub und Plünderung aus. Und das ist der vorzüglichste Beweis ihrer Kraft und Stärke, dass es nicht Beleidigungen sind, denen sie ihr Uebergewicht verdanken. Schnell jedoch ist jeder Einzelne, und, fordern es die Umstände, das Heer gewaffnet: gros ist ihre Macht an Fussvolk und Reiterei, und ihre Ruhe thut ihrem Ruhm nicht Eintrag.

Aus diesem Capitel erhellt, dass eine Linie, die längs des Rheins dann durch das Land der Friesen, Kauchen und Katten wieder bis an den Rhein gezogen wird, die die jezt genannten Völker von *Germania magna* alle einschliesst, und dass die Karten falsch sind, in welchen man eine solche Linie nicht ziehen kann, ohne noch andere Völker ausser diesen dreien zu berühren.

Das glänzende Licht, in welchem hier die Kauchen erscheinen, rührt sonder Zweifel daher, weil dieses Volk ein fast ununterbrochnes Bündniss mit den Römern während der Kriege, die Drusus, Tiberius und Germanikus in diesen Gegenden führten, unterhalten hatte. Wir sehen aus dieser Stelle, dass sie auch jezt noch den zwischen ihnen und dem Rhein wohnenden Völkern fremd, mit ihnen nicht enger verbunden waren. Es kommen bei *Tacitus* (*Ann. XI. cap.* 19.) die *Cauchi majores* vor im Jahr 47 n. Chr., und später (*Ann. XIII. cap.* 55.) meldet er, die Ansibarier seien

Digitized by Google

(59 n. Chr.) von den Kauchen vertrieben und ihres Landes beraubt worden. Es scheint, dass die Ambivarier zwischen Kauchen und Friesen am Meer gewohnt haben, dass die Kauchen erst nachdem sie dieses Land erobert hatten, sich in die grössern und kleinern theilten (worauf Ptolemäus, der die Weser als Grenzstrom zwischen beiden angibt, uns führt) und dass Tacitus in der erstern Stelle nur der mehrern Deutlichkeit willen die Kauchen, die zu seiner Zeit die grössern genannt wurden, mit diesem Beiwort bezeichnet.

Sechs und dreissigstes Capitel.

Den Kauchen und Katten zur Seite wohnen die Cherusker, die von Niemand angegriffen, einem tiefen und entkräftenden Frieden sich ergaben; und war diess mehr behaglich als ersprieslich, denn es fehlt, wer von Uebermüthigen und Kampflustigen umgeben der Ruhe sich überlässt; wo Gewalt entscheidet, ist Mässigung und Rechtlichkeit des Siegers Lob. So werden die Cherusker, die sonst die Tapfern und Gerechten hiessen, jezt Schwächlinge und Thoren genannt; den siegreichen Katten verlieh ihr Kriegsglück Weisheit. Der Sturz der Cherusker traf auch die benachbarten Fosen, die wie es billig ist, des Schicksals Ungunst theilen, da sie im Glück den zweiten Platz einnahmen.

Digitized by Google

Der dreifache Umstand, dass erstens die Kauchen an die Katten, dann zweitens die Cherusker an die Angrivarier grenzen und dass drittens diese Angrivarier westlich von Kauchen und Katten wohnen, bestimmt nebst dem *Silva Bacenis* genau die Sitze der Cherusker auf beiden Seiten der Weser. Es wird zwar manchem, der mehr auf die Darstellung der römisch-deutschen Händel durch die Alten sieht, als auf die von ihnen angegebnen Grenzen scheinen, als könne keineswegs von so kleinen Völkern die Rede sein, es verlangten die hier ausgeführten Thaten grössere Räume, zahlreichere Völkerschaften als auf unsrer Karte Platz finden: wir entgegnen aber, dass von der Grösse dieser Völker erst die Rede war, nachdem sie den Varus geschlagen, den Versuchen diese Schmach zu rächen kräftigst und mit Erfolg wiederstanden hatten, und dass die Schriftsteller die nach Materialien schrieben, welche aus frühern Zeiten als die Hermannsschlacht stammten, ausdrücklich berichten, die Cherusker, Katten, Chamaver u. s. w. gehörten zu den unbedeutendern Völkern Deutschlands. Aus dergleichen Quellen und noch aus Berichten von Augenzeugen schöpfte Strabo, dessen Worte (*lib. VII. p. 345. ed. Tzsch.*) sind: Ἄλλα δ' ἐνδεέστερά ἐστιν ἔθνη Γερμανικά, Χηρούσκοί τε καὶ Χάττοι καὶ Γαμαβρούϊοι καὶ Χαττουάριοι, etc.

Ob, wie Einige meinen, Karl der Grosse ein Cherusker gewesen sei, lassen wir auf sich beruhen, ganz unwahrscheinlich ist es aber nicht, indem die Cherusker später auch zu den Franken gehörten, bei der Eroberung des linken Rheinufers ebenfalls nach Gallien oder *Germania secunda* wanderten, und hier einem Gau den Namen gaben, der in den Urkunden des Mittelalters der *Pagus Caroascus, Corascus,* auch *Pa-*

Digitized by Google

gus Charos heisst, zwischen Prüm und Daun in der königlich preussischen Provinz Niederrhein, Regierungsbezirk Trier, und also mitten zwischen den weitläuftigen Stammbesitzungen des karolingischen Hauses liegt.

Die Fosen jetzt man gewöhnlich an die Fuse, es ist diesem aber der Umstand entgegen, dass grade an der Fuse die Katten und Kauchen an einander grenzen mussten. Nur dadurch, dass man weiter annähme, es seien die Fosen in ein solches Abhängigkeitsverhältniss zu den Katten oder Kauchen gekommen, dass Tacitus ihr Land einem dieser beiden zurechne, liesse sich jene Annahme vertheidigen. Uebrigens werden sie nirgends weiter erwähnt, daher es unbekannt ist, welche Thaten sie während der Cheruskerherrschaft verrichteten.

Sieben und dreissigstes Capitel.

Auf demselben gegen Norden hervorspringenden Winkel Deutschlands finden sich hart an dem Meer die Cimbern, an Macht jezt unschwer, an Ruhm aber unerreicht. Noch stehen weit und breit des alten Glanzes Zeichen, an beiden Ufern A. geschlagne Lager, Bäume, aus deren Umfang noch jezt die ungeheure Grösse und Macht des Volks, die Wahrheit der Berichte über ihren gewaltigen Heereszug zu berechnen ist. Im sechshundert und vierzigsten Jahr unsrer Stadt war es, als unter des Cäcilius Metellus und Papirius Carbo Consulat der cimbrische Krieg zuerst begann.

Digitized by Google

Zählen wir nun von da bis zu Kaiser Trajans zweitem Consulat, so sind das ungefähr zweihundert und zehn Jahre. B. So lange siegen wir an Deutschlands Grenzen. Innerhalb eines an Jahren so reichen Zeitraums erfahren bald wir, bald sie schweren Verlust. Weder Samnium, noch Karthago, weder Spaniens noch Galliens Völker, nicht einmahl die Parther wiesen uns öfter zurecht, weil furchtbarer als des Arsaces Reich der Deutschen Freiheit ist. Denn was anders als des Crassus Ermordung kann uns der Orient vorwerfen, der selbst doch den Pacorus verlor, und den Ventidius zu Boden trat? C. Die Deutschen aber schlugen oder nahmen gefangen den Carbo, Cassius, Scaurus Aurelius, Servilius Cäpio und Marcus Manlius, vernichteten zugleich fünf consularische Heere dem römischen Volk, den Varus und dessen drei Legionen sogar dem August, und nicht unblutig waren die Siege, die Cajus Marius in Italien, Julius Cäsar in Gallien, Drusus und Nero und Germanikus in Deutschland selbst über sie erfochten. Hierauf wurde aus des Kaisers Cajus ungeheurer Rüstung ein schmachvolles Possenspiel. Dann war Ruhe, bis sie bei Gelegenheit unsers Zwiespalts und innerlichen Kriegs unsrer Heere Standlager eroberten, sogar nach Galliens Herrschaft die Hand ausstreckten. Von da wurden sie zwar wieder vertrieben, doch in neuester Zeit entscheidende Siege mehr durch Triumphzüge in Rom gefeiert, als am Rhein erfochten. D.

A. Es ist bestritten, welche Ufer Tacitus hier meine, da Einige die Ufer der cimbrischen Halbinsel, Andre die Ufer an der Etsch oder der Rhone dafür halten. Für das Erstere spricht der Umstand, dass während des cimbrischen Kriegs nie verschanzte Lager, sondern nur Wagenburgen vorkommen, für die Zweite dagegen, dass die Römer von der Beschaffenheit der Halbinsel selbst nicht viel wissen konnten, auch Dämme nicht wohl *castra* heissen dürfen. Es scheint daher, dass die zweite Meinung die richtigere ist, und dass Tacitus entweder auf eine ihm vorliegende Schrift über diese Ueberbleibsel der Cimbern, oder auf die Erfahrung der Reisenden sich beziehe, denen an verschiednen Orten dergleichen als sehenswerthe Merkwürdigkeiten vorgezeigt werden mochten. Uebrigens hatten die Deutschen nicht blos Wagenburgen, sondern auch feste Plätze, wie hätte sonst Segest von Arminius belagert werden können? (*Tacit. Annal. I. cap.* 57.) nur mochten solche gegen die römischen Belagerungswerkzeuge und Wurfgeschütze keinen sonderlichen Schutz gewähren. Die Cimbern und Teutonen mussten übrigens, da sie ein wanderndes Heer waren, der Natur der Sache nach Lager haben. Auch unterscheidet *Caesar* (*de B. Gall. I. cap.* 51.) sehr wohl des Ariovist Lager von der Wagenburg, oder den hinter der Front aufgefahrnen Wagen, und dass der Cimbern Lager nicht vorkommen, rührt daher, weil sie die Römer nie darin erwarteten, sondern diesen nur mit ihrer Wagenburg daraus entgegenrückten.

B. Da Trajans zweites Consulat in das Jahr 85 nach Roms Erbauung fällt, so sind es eigentlich 211 Jahre, wenn nämlich die erstere Zahl 640. a. U. C. richtig ist, da andre das Consulat des Carbo in das Jahr 641

setzen. (vid. *L'art de vérifier les dates avant J. C. T. V. p.* 333. der Ausgabe *Paris*, 1819. 8.)

C. Wie Crassus im Jahr 55 vor Chr. den König der Parther Orodes angriff, in einer Schlacht bei Carrä viel verlor, und auf dem Rückzug durch Verrätherei des parthischen Feldherrn Surena, der sein ihm gegebnes Wort brach, umkam, ist aus Plutarch (*Crassus vol. 16 seqq.*) bekannt. Der *Quaestor Cajus Cassius* rettete einen Rest des Heers (*Eutrop. VI. cap. 18*) und *Bibulus*, der diese Provinz nach *Crassus* erhielt, schützte sie gegen weitere Angriffe, bis nach Cäsars Tod die Parther sich wieder erhoben, und die einzelnen bisher mit den Römern verbündeten Städte und Fürsten gegen die Römer unterstützten. Antonius vertrieb nach dem Sieg bei Philippi diese Fürsten und Tyrannen (*Appian. Civil. lib. V. cap.* 9 und 10) im Jahr 41, und schickte, da die Parther sich ihnen annahmen, im folgenden Jahr 40 den Ventidius nach Asien. Dieser schlug die Parther dreimahl, erlegte in einer dieser Schlachten den Prinzen Pacorus, den Sohn des Königs Orodes, und erhielt deshalb im Jahr 39 vor Chr. die Ehre des Triumphs.

D. Die Zeitfolge der hier erwähnten Begebenheiten ist folgende:

114 oder 113 vor Chr. wird der Consul *Papirius Carbo* von den Cimbern geschlagen, bei Noreja.

107. Die Tiguriner schlagen im Land der Allobroger den Consul *L. Cassius Longinus*, und erlegen ihn.

106. Der Consul *Q. Servilius Caepio* rückt gegen die Cimbern und Tautonen, und bemächtigt sich der mit Rom verbündeten Stadt *Tolosa*, dessen Legat *M. Aurelius Scaurus* wird von den Cimbern geschlagen, gefangen genommen und umgebracht.

Digitized by Google

(*Scaurus* war 108 Consul und 107 *Consul suffectus* gewesen.)

105. Der Proconsul *Q. Servilius Caepio* und der *Consul Cn. Manlius Maximus*, die ihre beiden Heere von einander getrennt hatten, werden geschlagen.

104. *Marius* zum zweiten und dritten Male Consul. Er besiegt die Cimbern und Teutonen bei *Aquae Sextiae* und bei Vercellä.

101. *Marius* schlägt die Cimbern bei Vercellä.

58—49. Cäsar in Gallien.

(16. Lollius wird in *Germania secunda* geschlagen.)

13—9. Des Drusus Kriege in Deutschland.

9. Tiberius erhält den Oberbefehl und behält ihn bis 6 vor Chr.

(1. nach Chr. Die Deutschen empören sich, und behaupten sich gegen *M. Vinicius* bis 4.) *Vellej. Pat. II. cap.* 100 und 104.

4. Tiberius übernimmt das Commando gegen die Deutschen bis 5.

(?) 10. Varus geschlagen.

14. Tiberius wird an den Rhein geschickt.

13—16. Des *Germanicus* Feldzüge in Deutschland.

39. *Cajus Caligula* geht nach Gallien und kommt wieder nach Rom zurück.

70. Claudius Civilis fällt mit den Batavern von Vitellius ab, und erklärt sich für Vespasian, verbindet sich mit den Caninefaten, Friesen und übrigen Deutschen, setzt auch, nachdem Vespasian den Vitellius besiegt hatte, den Krieg fort, muss sich jedoch im folgenden Jahr 71 unterwerfen.

84. Triumph des Domitian über die Katten.

98. Friede zwischen den Deutschen und Trajan.

Digitized by Google

Acht und dreissigstes Capitel.

Jetzt wenden wir uns zu den Sueven, die nicht wie Katten und Tencterer ein einzelnes Volk sind; sie besitzen nämlich den grössern Theil Germaniens, und sind noch in einzelne Völker getheilt und durch besondere Namen bezeichnet, obgleich sie im Allgemeinen Sueven heissen. Ihr Abzeichen ist das in einen Knoten verschürzte Haar. Hierdurch unterscheiden sich die Sueven von den übrigen Deutschen, hierdurch der Sueven Freigeborne von den Sklaven. Findet sich diese Tracht auch anderwärts, entweder wegen einer mit Sueven bestehenden Verwandtschaft, oder (was sich auch trifft) nur weil sie gefällt, so ist das selten, beschränkt sich nur auf das Jünglingsalter. In Suevien aber umwallt bis in das Greisenalter das aus dem Knoten sich erhebende Haar das Hinterhaupt, und oft tragen sie es fliegend, nur durch ein Band oben auf dem Scheitel zusammengehalten. Die Fürsten zieren es mit noch grösserer Sorgfalt. Diess der Schmuck ihrer körperlichen Schönheit, die sie jedoch nicht entnervt. Denn nicht der Geliebten zur Freude oder Lockung, sondern um grosser zu erscheinen, Schrecken einzuflössen, und dem Auge des Feindes ist dieser vor der Schlacht Beginn bereitete Schmuck bestimmt.

Die Sueven theilt Tacitus in zwei grosse Theile, der erstere, den er Cap. 39 und 40 beschreibt, lag zwischen den bis hierher genannten Völkern und dem zweiten Hauptheil der Sueven, zu denen er später sich wendet; es müssen also die jezt folgenden Völker von der Grenze der Katten und Hermunduren an, gegen Nordosten bis an das Meer sich ausgebreitet haben.

Neun und dreissigstes Capitel.

Die Aeltesten und Edelsten der Sueven seien sie selbst, erzählen die Semnonen, und dient zum Beweis ihres Alterthums eine Opferverbindung. In einem Wald, heilig durch: Göttergebot den Ahnen ertheilt und ererbete Schauer, vereinigen sich alle Völker desselben Bluts durch Gesandte, und vollbringen durch ein in Aller Namen gebrachtes Menschenopfer des Barbarenfestes grause Feier. Noch ein anderer Brauch ehrt diesen Hain. Nur durch Bande Gefesselte erhalten Zutritt, ihre Unterwerfung, des Gottes Hoheit hierdurch bezeugend. Wer etwa fällt, darf weder aufgehoben werden noch aufstehen, nur auf dem Boden hin fortgewälzt erreicht er den Ausgang, und darauf deutet hierbei alles hin, dass hier des Volkes Ursprung, hier der Alles beherrschende Gott, das Uebrige unterworfen und zum Gehorsam verpflichtet sei. Glauben und Ansehn verschafft ihm die Macht der

Digitized by Google

Semnonen, die hundert Gaue bewohnten, und wegen der Grösse ihres Staatsverbands sich für das Haupt der Sueven halten.

Da Tacitus die Semnonen zuerst nennt, so müssen sie auch den Römern zunächst gewohnt haben, also im Südwesten des durch die Lande der oben beschriebnen Völker und durch die Staaten der an der Donau befindlichen Nationen freigelassnen Theils von Deutschland. Das wäre denn Thüringen, Meissen und was nördlich davon noch bis an die Spree oder Oder liegt. So erklärt sich leicht aus unsrer Karte, wie im Jahr 17 nach Chr. die Semnonen nebst den Langobarden von Marbod zu Arminius abfallen konnten, (*Tac. Ann. II. cap.* 17.) sie grenzten im Südosten an Böheim, im Westen an die mit den Cheruskern damahls noch verbündeten Katten.

Da bei dem spätern Bekanntwerden der deutschen Völker von den Semnonen durchaus nicht die Rede ist, sondern nur von den Schwaben, da ferner der Name Semnonen von dem der Senonen fast gar nicht verschieden ist, die Senonen aber sowohl in Italien oder *Gallia cisalpina* als in dem eigentlichen Gallien ächte Gallier waren, so scheint es als stamme auch der Name der Semnonen aus Gallien, und diene (wie noch heutigen Tages der Name Böheim) zum Beweis, dass vor den deutschen Sueven jenes gallische Volk auch hier einen festen Sitz gehabt habe. Dass der heilige Hain und dessen in das grauste Alterthum versetzter Ursprung dieser Annahme nicht entgegenstehen, dafür spricht die Bemerkung, dass die erobernden Völker den vorgefundnen Mittelpunkt der Landesreligion nicht selten zu

Digitized by Google

dem Apollo ihrer eignen neu eingebrachten Götterverehrung machten. Es ist daher möglich, dass die Dorischen vor dem gallischen Einbruch in jenen Hain sich schon versammelten, dass die sie vertreibenden Semnonen ihre Götter in demselben Hain aufstellten, und dass die Sueven endlich nach Unterwerfung oder Vertreibung der Semnonen, neuerdings denselben Hain ihren Göttern weihten.

So neu diess manchem scheinen mag, so giebt uns doch der Homerische Hymnus auf Apollo ein Beispiel, dass es mit Delphi eben so ergangen war. Wir finden darin nämlich auch eine dreifache Reise des Apollo nach Delphi. Der erste Weg von Pieria zu Land nach Delphi ist zwar nur angedeutet (v. 216 *sqq.*), wird aber bei den Griechen der bekannteste und hiess der heilige Weg, von ihm handelt K. O. Müller (Dorier I. p. 203—205) der zweite geht von Euböa über Theben (v. 219 *sqq.*) und der dritte von Kreta zur See nach Crissa. (v. 391 *sq.*) Es ist einleuchtend, dass die Dorier ihren Apollo nur auf dem ersten Weg nach Delphi gebracht haben, woher also die beiden andern? Die Antwort ist: auf dem Weg von Euböa kam Bacchus, der in Euböa lange Zeit heimisch gewesen war und dessen Verehrung sich von da nach Delphi ausgebreitet hatte, an dessen Stelle, und an die Stelle des von den Kretern nach Crissa gebrachten Gottes trat der Apollo, ihm wurden die Macht und daher auch die Schicksale seiner Vorgänger, in so fern solche in den Plan der neuen Priesterschaft passten, beigelegt, und daher jene dreifache Reise.

Bei den Menschenopfern ist zu bemerken, dass sie in zwei Theile zerfallen, da sie entweder jährlich und gewöhnlich, theils ausserordentliche waren. Zu den

Vierzigstes Capitel.

Die Langobarden A. dagegen adelt ihre geringe Zahl: von so vielen und tapfern Völkern umringt sind sie gesichert nicht durch Nachgiebigkeit und Anschliessen, sondern durch Schlacht und Wagniss. Weiterhin sind die Reudinger, Avionen, Angeln, Variner, Eudoser, Suardoner und Nuithonen, durch Flüsse oder Wälder geschützt: B. einzeln durch nichts ausgezeichnet, zusammen aber verehren sie die Göttinn des Heerds, das heisst die Mutter Erde, C. und diese meinen sie, ordne der Menschen Verhältniss und Schicksal, nahe besuchend den Völkern. Auf einer Insel des Weltmeers D. ist ein keuscher Hain, in ihm ein geweihter Wagen, dem eine Decke verhüllt: sie zu berühren, ist einem einzigen Priester erlaubt. Dieser bemerkt der Göttinn Ankunft in dem Heiligthum, und folgt dem von Kühen gezogenen Wagen mit den Zeichen der tiefsten Ehrfurcht. Dann beginnen Freudentage, festlich geschmückt sind die Orte, die er des Besuchs und Zuspruchs wür-

Digitized by Google

digt. Kein Krieg wird begonnen, keine Waffe berührt, verschlossen ist alles Eisen, Ruhe und Friede ist dann nur bekannt, dann nur geliebt, bis derselbe Priester die des Umgangs mit den Sterblichen satte Göttinn wieder in ihren Tempel geleitet. Hierauf wird Wagen und Decke und will man es glauben, die Göttinn selbst in abgesondertem Teich gebadet. Sklaven dienen dabei, die sofort derselbe Teich verschlingt. Daher ein heimliches Grauen und scheuer Zweifel, was das sei, was nur dem Tode Geweihte erblicken.

A. Diese Stelle des Tacitus zeigt, dass die Langobarden nördlich von den Semnonen sassen, aus *Annal. XI. cap.* 17. erhellt, dass sie nicht weit von dem Land der Cherusker entfernt sein konnten, und *Vellejus Paterculus lib. II. cap.* 106 zeigt, dass sie zwischen den Kauchen und der Elbe wohnten.

B. Diese sieben Völker fallen nun zwischen Elbe, Ostsee und Oder, bei der grossen Völkerwanderung scheinen Einige von ihnen mit den Gothen, Vandalen, Langobarden gegen Süden gezogen zu sein, andere, namentlich die Angeln, zogen mit den Sachsen nach England, alle verliessen ihre hier bezeichneten Sitze. Ob nun die Flüsse, deren jetzige Namen eine Aehnlichkeit mit den Benennungen dieser Völker haben, deren Aufenthaltsort zur Zeit des Tacitus bezeichnen, oder den aus spätern Jahrhunderten, ist zweifelhaft; die Avionen scheinen aber an der Havel, die Varinen an der Warne, die Eudosier an der Doste, die Suardo-

Digitized by Google

ner an der Schwarte, die Nuithoner an der Nethe und Notte gewohnt zu haben.

C. Wir ziehen die gewöhnliche Lesart *Hertham* vor, und glauben dass darin das deutsche Heerd verborgen liegt. Das deutsche Wort Heerd scheint nämlich eines Stammes mit Erde zu sein, welche letztere auch *hertu* heisst (*cf. Wachters Glossar.* und *Schilters Thesaur.*) und scheint ferner diese deutsche Göttinn mit der römischen *Vesta* oder griechischen Ἑστία zu correspondiren, welche auch den Heerd sowohl als die Erde bedeutet. *cf. Servius ad Aen. I. 292. Vesta enim esse dicitur terra.*

D. Diese Insel soll nach vielen die Insel Rügen sein, eher würden wir auf die Insel Poel rathen, weil sie mehr im Mittelpunkt der genannten Völker liegt.

Ein und vierzigstes Capitel.

Es erstreckt sich dieser Theil Sueviens in Deutschlands unbekanntere Gegenden. Näher wohnt uns (um, wie oben dem Rhein, nun der Donau zu folgen) der Hermunduren Volk, den Römern treu, daher sie die einzigen Deutschen sind, die nicht am Ufer des Stroms, sondern im Innern, und in der glänzenden Hauptstadt der rhätischen Provinz zu Kauf und Verkauf sich versammeln dürfen. Wo sie wollen und unbewacht kommen sie herüber, A. und da wir den übrigen Völkern nur Waffen und Lager zeigen, so öffne-

ten wir diesen Palläste und Villen, ohne dass sie es begehrten. B. Bei den Hermunduren entspringt die Elbe, C. ein berühmter Strom, vordem uns wohl bekannt, jezt hört man nur noch davon.

A. Dass die Hermunduren an der Donau hin wohnten, ergiebt sich aus dieser Stelle auf das allerdeutlichste, daher es sehr zu verwundern ist, wie man dies hat übersehen können. Aus dem Obigen ist erinnerlich, dass die Salzwerke, wegen der sie mit den Katten im Streit waren, an der fränkischen Saale zu suchen sind, hier bemerken wir nur noch, dass sie nach dem Abzug Marbods aus den Rheingegenden einen Theil des hier gelegnen Landes der Markmannen einnahmen, indem *Dio Cassius* (*lib. LV. cap. II. Tom. III. p.* 362. *ed. Sturz.*) bei dem Jahr v. *Chr. n.* berichtet, Domitius habe früher, da er die Länder an der Donau unter seinem Befehl gehabt, die aus ihrem Lande hervorgerückten Hermunduren in einem Theil Markmanniens angesiedelt.

B. Die Worte *non concupiscentibus* sind wieder sehr zweideutig, oder haben vielmehr eine doppelte Bedeutung, da sie zuerst auf die Grossmuth der Römer sich beziehen, die den Hermunduren diess alles freiwillig eingeräumt hätten, zweitens aber auch sagen, die Hermunduren hätten sich aus diesen grossen Vortheilen gar nichts gemacht.

C. So wie Tacitus hier die Quelle der Elbe in das Land der Hermunduren versetzt, so sagt *Vellejus Paterc.* (*lib. II. cap.* 106) Tiberius sei im Jahr 5. nach Chr. mit dem römischen Heer an die Elbe gekommen, die an

Digitized by Google

den Grenzen den Hermunduren und Semnonen vorbeifliesse. Da jedoch Tacitus nicht sagt, dass an dem Punkt, an welchem Elbe und Eger sich vereinigen, sich die Grenzen der Semnonen und Hermunduren befänden, so sagen diese Worte bloss, dass die Elbe diese beiden Länder überhaupt durchströme, und aus unsrer Stelle des Tacitus scheint weiter nichts zu erhellen, als dass das Fichtelgebirg in dem Besitz der Hermunduren war, auf welchem sowohl die thüringische Saale als die Eger entspringt, die beide in die Elbe sich ergiessen.

Zwei und vierzigstes Capitel.

Neben den Hermunduren finden sich die Narisker, weiterhin Markmannen und Quaden. An Ruhm und Macht zeichnen die Markmannen sich aus, ja selbst ihr Land, das sie den Bojern einst entrissen, ist ihrer Tapferkeit Preis. Und auch Narisker und Quaden arten nicht aus. Es ist diess nach der Donau zu gleichsam das erste Glied Deutschlands. Markmannen und Quaden behielten bis auf neuere Zeiten Könige aus eignem Geschlecht, des Marbod und Tuder edlen Stamm, jezt fügen sie sich auch Ausländern, doch dieser Könige Macht und Gewalt ist an Roms Ansehn geknüpft, und besteht unsre Hülfe nur selten in Heeren, öfter in Geld.

Digitized by Google

Ueber die Grenzen und Lage der Narisker, Markmannen und Quaden ist kein Streit, dagegen ist es zweifelhaft, wenn eigentlich die Markmannen Böheim erobert haben, indem keiner der Alten das Jahr angiebt. Da Drusus im Jahr 13 vor Chr. an den Rhein gesandt wurde, in diesem Jahr aber nichts unternahm, dann 12 gegen die Usipier, Sicambrer, Frieseu und Kauchen, hierauf 11 gegen Usipier, Sicambrer und Cherusker, und im Jahr 10 gegen die Katten zog (*Dio Cass. lib. LIV.*) so kann der Bericht des *Florus* (*lib. IV. cap.* 12.), nach welchem er die Markmannen geschlagen und aus den erbeuteten Waffen ein Siegesdenkmahl auf einem Hügel errichtet habe, nur in das folgende Jahr 9 fallen, in welchem er (*Dio Cass. lib. LV. cap.* 1.) durch das Land der Katten bis nach Suevien kam, von da durch das Land der Cherusker zog, über die Weser setzte und die Elbe erreichte, auf dem Rückweg aber starb. Da nun, wie wir in der ersten Note zu dem vorigen Capitel gezeigt haben, schon in dem Jahr 1 nach Christus das alte Markmannien geräumt war, so muss die Eroberung Böheims durch Marbod zwischen 9 vor und 1 nach Christus fallen.

Drei und vierzigstes Capitel.

Nicht minder mächtig sind hinter ihnen Marsigner, Gothiner, Osen, Burier, die die Markmannen und Quaden im Norden begrenzen. Von diesen sind Marsigner und Burier, wie Sprache und Sitten beweisen, Sueven; dagegen bezeugt

Digitized by Google

der Gothiner gallische, der Osen pannonische Sprache deren nichtdeutschen Ursprung; auch dass sie Zins zahlen, den theils Sarmaten, theils Quaden von ihnen als Fremdlingen erheben. Die Gothiner graben, zu noch grössrer Schmach, auch Eisen aus; A. und bewohnen alle diese Völker wenig Ebnen, sondern meistens Bergwälder und die Gipfel und den Rücken von Gebirgen. Denn es wird Suevien von einem ununterbrochnen Gebirgszug getheilt und durchschnitten, über welchem hinaus noch viele Völker hausen. Unter diesen breiten die Lygier, B. die wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen, am weitesten sich aus. Uns genügt es, die Vornehmsten zu nennen. Es sind diess Arier, Helveconer, Manimer, Elysier, Naharvaler. In dieser letztern Land ist noch von uralter Zeit her ein heiliger Hain. In Weibergewand thront da ein Priester, die Götter aber sind nach römischer Auslegung Castor und Pollux. Das ist ihres Wesens Deutung, ihr Name aber Alcen. C. Ohne Bildsäulen oder irgend andre Spuren fremden Glaubens werden sie, doch als Brüder, als Jünglinge verehrt. Die Arier ferner, deren den nur genannten Völkern überlegne Macht nur von ihrem eignen Trotz übertroffen wird, erhöhen noch durch der Tracht und Schlachtstunde besondre Wahl die ihnen angeborne Wildheit. Denn schwarz sind ihre Schilde, gefärbt ihr Leib, finster die Nächte, die sie zum Kampf erlesen: und schon das Grauen und das Dunkel ihres gespen-

Digitized by Google

stischen Heere schreckt die Feinde, von welchen Keiner den ungewohnten Anblick der wie aus der Unterwelt heraufziehenden Schaaren zu ertragen vermag: denn das Auge ist es, was in jeglicher Schlacht zuerst besiegt wird. Nördlich von den Lygiern werden die Gotonen von Königen und zwar schon strenger beherrscht, als die übrigen Völker Deutschlands; doch noch ohne der Freiheit Vernichtung. Weiter am Weltmeer hin schliessen sich ihnen dann die Rugier und Lemovier an, und erkennt man alle diese Völker an runden Schilden, kurzen Schwerdern und königlicher Herrschaft.

A. Der Umstand, dass zwei dieser auf der Nordgrenze von Böheim und Mähren wohnenden Völker zinspflichtig waren, hat einige veranlasst, die Worte *nec minus valent* zu dem vorigen Capitel zu ziehen. Da jes doch dann erstens der Sinn des Schlusses des vorigen Capitels verändert und unsrer Ansicht nach entstellt würde, da ferner die Worte: *Retro Marsigni .... terga claudunt* zu viel Härte verrathen, so bleiben wir bei der gewöhnlichen Lesart, um so mehr, da ein Volk zinspflichtig und dennoch mächtig sein kann. Wir verweisen auf die Geschichte späterer Zeiten, da die Römer dem Attila zinspflichtig waren und ihn dennoch schlugen, ferner auf die zinspflichtigen Herzoge von Böheim und Polen u. s. w.

B. Die Lygier kommen eben so wenig als die Semnonen später vor. Es scheint daher, dass diess gleichfalls der gallische Name ihres Landes war und dass sie selbst Vandalen hiessen. Die Lygier, oder wie die Grie-

Digitized by Google

eben schreiben Ligyer, waren nämlich in dem südöstlichen Frankreich, an der Rhone und den Alpen ansässig, wurden von den Römern Ligurier genannt, und scheinen von den Galliern bezwungen und theils nach Italien, theils nach Deutschland mitzuziehen genöthigt worden zu sein. Auf diese Art allein erklärt sich wenigstens das Factum, dass die Begleiter der Cimbern und Teutonen, die gallischen Ambronen ein und dasselbe Feldgeschrei mit den Liguriern hatten, da beide „Ambronen" riefen. (*Plut. Marius pag.* 416. *c. d. ed. Par.*) Die den Galliern unterworfenen Ligyer wären denn theils nach Italien, theils mit den Helvetiern, Bojern, Gothinen nach Deutschland gezogen, später aber von den suevischen Vandalen wieder unterdrückt worden, so dass Ligyer und Vandalen der Name eines und desselben Volks wäre. Die Sitze der einzelnen Völkerschaften der Ligyer sind schwer auszumitteln, wir geben auf unserer Karte, was theils aus ihrer Stellung, wie sie Tacitus hier anführt, theils aus Ptolemäus, der Einige von ihnen erwähnt, zu erhellen scheint.

C. Es ist merkwürdig, dass Tacitus hier zwei Götter eben so nennt wie *Caesar* (*de B. G. VI. cap.* 27.), *Plinius* (*Hist. Nat. VIII. cap.* 16. *al.* 15.) und *Pausanias* (*IX. cap.* 21.) das Elendthier oder den Elch. Schon Wachter (*Glossar. s. v. Elch.*) leitet den Namen dieser Götter von ἀλκὴ und ἄλξ, die Stärke, ab, andre wollten darin die Herrscher des „Alls" finden. Wir treten unbedenklich der erstern Auslegung bei, und wenn es gewagt scheinen sollte, einen deutschen Gott durch ein griechisches Wort zu erklären, so bedenke man, dass ja sogar hebräische Götternamen in diesen Gegenden vorkommen. Bekannt ist nämlich der preussische Gott Ziamolik, der Herrscher der Erde, derselbe, den

Digitized by Google

die Geten unter dem Namen Zamolkis (*al.* Zalmoxis) verehrten. Dieser Gott ist aber nicht mehr und nicht weniger als der griechische Zeus Meilichios, dessen Beiname wieder das hebräische *Melech*, der König, ist. Die Alcen waren daher die herrschenden Götter, die *Dii penates* der Naharivaler.

Vier und vierzigstes Capitel.

Dann folgen, in dem Meer selbst, der Suionen Staaten, nicht blos an Volk und Heer, sondern auch an Flotten mächtig. Ihrer Schiffe Gestalt zeichnet dadurch sich aus, dass das Hintertheil dem Vordertheil an Bau durchaus gleich, und sonach in jedem Augenblick das Entern ihnen möglich ist. Segel haben sie nicht, eben so wenig reihenweise an der Seite befestigte Ruder. Diese sind nämlich, wie auch bei uns auf einigen Strömen, unbefestigt, und wie es die Umstände erfordern, bald hier bald da zu gebrauchen. Auch der Reichthum wird bei ihnen geehrt, und desshalb hat Einer die Herrschaft, ohne irgend eine Beschränkung, ohne der Unterthanen Recht zu erkennen, nur dann zu gehorchen, wenn sie es wollen. Auch hat nicht wie bei den übrigen Deutschen jeder Einzelne seine Waffen, sondern unter Schloss und Riegel hält sie ein Aufseher,

Digitized by Google

und zwar ein Leibeigner, weil das Meer unvorhergesehene Ueberfälle der Feinde hindert, weil ferner Waffen in müssiger Hand nur Unordnungen veranlassen: denn einem Edeln endlich, oder einem Freigebornen, auch nur einen Freigelassnen Waffen anzuvertrauen verbietet des Königs Interesse.

Fünf und vierzigstes Capitel.

Ueber den Suionen ist ein anderes Meer, unregsam, und fast ohne Bewegung, das den Erdkreis umgiebt und begrenzt. Der Beweis ist, weil der letzte Schimmer der untergehenden Sonne bis zu deren Aufgang und so hell fortdauert, dass er die Gestirne bleicht; und dass man einen Schall höre, der Götter Gestalten und die Strahlen ihres Hauptes wahrnehmen könne, fügt der fromme Glaube bei. A. Hier spricht die Sage, und sie hat Recht, ist der Welt Ende. Im Osten aber bespült das suevische Meer die Gestade der Aestyer, deren Sitte und Tracht suevisch, deren Sprache der britannischen ähnlich ist. Sie verehren die Mutter der Götter und tragen als Zeichen ihres Glaubens Bilder von Ebern. Diese ersetzen ihnen Wehr und Waffen, diese verleihen den Dienern der Göttin Sicherheit auch mitten unter Feinden. Selten ist des Eisens, häufig der Stöcke

Digitized by Google

Gebrauch. Getreide und andere Fruchtarten bauen sie mit mehr Geduld, als es den übrigen Deutschen die hergebrachte Trägheit gestattet. Sie durchforschen aber auch das Meer und sind die einzigen, die den Bernstein, Glass nennen sie ihn, an seichten Stellen und in der Brandung selbst sammeln. B. Doch in welches Reich der Natur er gehöre, auf welche Art er entstehe, ist ihnen als Barbaren eben so gleichgültig als unerforscht. Ja lange lag er unter dem Uebrigen, was das Meer auf den Strand wirft, bis unsere Prunksucht ihm einen Namen gab. Sie selbst brauchen ihn zu nichts, roh wird er gesammelt, unbearbeitet hergebracht, und voll Verwunderung erhalten sie den Werth. Dass er jedoch ein Baumharz ist, ist daraus klar, weil oft Landthiere und auch geflügelte Insecten durchscheinen, die in dem noch flüssigen Harz hängen bleiben und bei dessen Verhärtung eingeschlossen wurden. Fruchtbarere Wälder und Haine, so wie die des fernen Orients, denen Weihrauch und Balsam entquillt, möchte ich daher auch den Inseln und Ländern der Westwelt zuschreiben: ihnen entrinnt von den Strahlen der nahen Sonne getrieben (der Bernstein) sinkt noch flüssig in das nachbarliche Meer (verhärtet sich in demselben) und wird durch der Stürme Gewalt an das gegenüberliegende Ufer gebracht. C. Hält man den Bernstein, um dessen Wesen zu erforschen, an Feuer, so brennt er wie Kien, die Flamme ist fettig und riechend und lässt nur ein zähes Pech oder Harz zurück. Den

Digitized by Google

Suionen schliessen die Sitonen sich an, die nur dadurch von ihnen sich unterscheiden, dass ein Weib sie beherrscht. So tief sanken sie nicht nur unter die Freien, sondern auch unter die Sklaven.

A. Die Worte: *sonum insuper audiri, formasque deorum et radios capitis adspici persuasi adjicito,* sind an sich eben so dunkel als die Versuche, diese Stelle durch Conjecturen zu erklären, vielfach. Sonst las man: *sonum insuper emergentis* (*sc. solis*), worauf andre vorschlugen für: *deorum: equorum* zu setzen; wieder andre lasen: *formae decorum* oder *decorem.* Tacitus hatte ohne Zweifel hier wieder eine andre, zu seiner Zeit bekannte Schrift vor Augen, und da wir deren Inhalt zur Zeit noch nicht in Erfahrung gebracht haben, so lassen wir die Erklärung dieser Stelle auf sich beruhen.

B. Aus dieser Stelle ergiebt sich, dass die Aestyer, an die noch das heutige Esthland erinnert, auch den Theil der preussischen Küste besassen, wo der meiste Bernstein gefunden wird; es liegt dieser von Pillau an nach Norden zu.

C. Die hier eingeklammerten oder ähnliche Worte müssen ausgefallen sein. Ein Brief des *Cassiodor* (*Variar. lib. V. ep.* 2.) giebt eine Umschreibung dieser Stelle. Als nämlich die Aestyer, oder *Haesti* wie sie da heissen, dem ostgothischen König Dietrich Bernstein geschickt hatten, so wusste die Gesandtschaft nicht zu sagen, woher er ins Meer komme, und daher liess

Digitized by Google

Dietrich durch Cassiodor ihnen folgendes schreiben: *Hoc (succinum) quodam Cornelio scribente, legitur in interioribus insulis oceani ex arboris succo defluens (unde et succinum dicitur) paulatim solis ardore coalescere (calescere). Fit enim sudatile metallum, teneritudo perspicua: modo croceo colore rubens, modo flammea claritate pinguescens, ut cum in maris fuerit delapsa confinio, aestu alternante purgata (purata) vestris litoribus tradatur exposita.* „Der Bernstein soll, wie ein gewisser Cornelius schreibt, auf tief im Ocean liegenden Inseln aus dem Saft der Bäume fliessen, (von welchem *succus* er seinen lateinischen Namen: *succinum* hat) und nach und nach durch die Sonnenhitze fest (warm) werden. Denn daraus wird ein hervorgeschwitztes Metall, eine durchsichtige Zartheit, die bald safranfarbig sich röthet, bald in einer fettigen Feuerhelligkeit glänzt, und die an das Meeresufer fallend von den hin und herspülenden Wogen gereinigt an eure Küste ausgesetzt wird."

Es scheint nicht als ob das Sprichwort: *docendo discimus* auf *Cassiodor* Anwendung gefunden hatte.

Digitized by Google

Sechs und vierzigstes Capitel.

Hier ist Suevien's Ende. Ob die Völkerschaften der Peuciner, Veneder und Fennen Deutsche oder Sarmaten sind, ist zweifelhaft. Denn obgleich die Peuciner, von Einigen Bastarner genannt, in Sprache, Tracht, Land und Wohnung den Deutschen ähnlich sind, so sind doch alle in Schmutz, die Fürsten in Stumpfsinn versunken, und Wechselheirathen mit den Sarmaten verursachten, dass sie auch durch sarmatische Tracht theilweise sich beflecken. Die Veneder haben viele Einrichtungen, die ihre Lebensart sie anzunehmen zwang. Denn alle die Wälder und Gebirge zwischen dem Land der Peuciner und Fennen durchstreifen sie bandenweise. Doch sind diese eher zu den Deutschen zu rechnen, weil sie Häuser bauen, Schilde tragen, und gern zu Fuss auch hurtige Fussgänger sind, indem alles diess sie von den Sarmaten unterscheidet, die auf Wagen und Pferden ihr Leben hinbringen. Die Fennen sind zum Erstaunen wild, abschreckend ist ihre Armuth, weder Waffen, noch Pferde noch Häuser sind bei ihnen zu finden. All ihre Hoffnung ist auf Pfeile gesetzt, die sie, weil Eisen fehlt, mit knöchernen Spitzen versehen, und sowohl Männer als

Digitized by Google

Weiber leben von der Jagd, indem letztere in Schaaren miaziehen und einen Theil der Beute erhalten. Dann ist der Kinder einzige Zuflucht vor reissenden Thieren und Unwetter eine Hütte aus Zweigen geflochten, in diese kehren die Jünglinge, in sie ziehen die Greise sich zurück. Das scheint ihnen grössere Seligkeit als hinter dem Pflug zu stöhnen, in Häusern sich abzumühen, eignes und fremdes Gut in Hoffen und Furcht zu betrachten. Sicher vor den Menschen, sicher vor der Götter Zorn erreichten sie das höchste Ziel, dass nämlich auch nicht ein Wunsch sie drückt. Was weiterhin liegt, gehört schon der Fabelwelt: denn ob Hellusier und Oxioner menschliches Gesicht und Antlitz, Leib und Glieder von Thieren haben, lasse ich, als von glaubhaften Zeugen noch nicht bestätigt, auf sich beruhen.

Die hier genannten Völker müssen, da Tacitus zweifelt, zu welchem der beiden Stämme, ob zu Deutschen oder zu Sarmaten er sie zählen soll, auch zwischen beiden gewohnt haben. Er geht wie überall von Süden nach Norden. Nördlich von dem heutigen Ungern waren Peuciner, über ihnen die Veneder, in dem heutigen Finnland die Fennen. Ob endlich die Hellusier und Oxioner neben die Oeonen, Hippopoden und Panoten des Mela und Plinius zu setzen, oder ob unter den Hellusiern die Elysier, unter den Oxionern die Osen verborgen sind, die wegen einer Aehnlichkeit entweder

Digitized by Google

ihres eignen Nations oder eines ihrer Götter, mit einem Thiernamen, oder wegen eines sonstigen Gebrauchs als Halbmenschen beschrieben werden, ist unbekannt; so viel scheint gewiss, dass diese Fabel entweder ein Ueberbleibsel aus einer uralten Geographie von Deutschland, oder ein blosses Wortspiel ist.

Während einer Reise der Verfasser sind in einigen Bogen mehrere Druckfehler stehen geblieben, die der geneigte Leser verbessern wird. Die sinnentstellenden erlauben wir uns hier anzuzeigen.

S. 133, Z. 7 v. o. vor: wenn, lies: wo.
S. 142, Z. 14 v. o. statt: stellen, lies: stillen.
S. 145, Z. 5 v. o. - tragen, lies: bergen.
S. 152, Z. 9 v. o. - ansteckende, lies: verlockende.
S. 157, Z. 2 v. o. - Wenzel, lies: Menzel.
S. 172, - περὺ, lies: περὶ.
S. 203, Z. 5 v. o. - Real, lies: Staat.
S. 205, u. flg. - Centenane, lies: Centenare.
S. 215, Z. 3 v. o. - Löser, lies: Cäsar.
S. 225, Z. 13 v. u. vor: von, lies: Graf.
S. 227, Z. 2 v. u. statt: Lebens, lies: Claus.
S. 238, Z. 4 v. o. - nie, lies: mir.
S. 249, Z. 14 v. u. - Vernunftliebe, lies: Vorurtheile.
S. 268, Z. 6 v. u. - gewesen, lies: gemeinsam.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bericht über die neuesten Unternehmungen im Fache der Philologie und Pädagogik

von *C. H. F Hartmann* in Leipzig.

Aeschyli Agamemnon ad fidem manuscriptor. emendavit notas et glossarium adjecit C. J. Blomfield edit. auctior. 8 maj. 823. 1 Rthlr. 8 Gr.
Charta script. 1 Rthlr. 20 Gr.
— — Persae ad fidem manuscriptor. emendavit notas et glossar. adjecit. C. J. Blomfield. 8 maj. 823. 1 Rthlr.
Charta script. 1 Rthlr. 8 Gr.
— — Prometheus Vinctus ad fidem manuscript. emendavit notas et glossarium adjecit, C. J. Blomfield. Editio emendatior. P. Elmsleii annotat. aucta indicibusq. instr. 8 maj. 822. 1 Rthlr.
Charta script. 1 Rthlr. 8 Gr.
— — Septem Contra Thebas ad fidem manuscript. emendav. notas et glossar. adj. C. J. Blomfield. Accedunt Thomae Tyrwhitti conjecturae in Aeschylum 8 maj. 823. 1 Rthlr.
Charta script. 1 Rthlr. 8 Gr.
— — Choephorae ad fidem manuscriptor. emendavit, notas et glossar. adjecit. C. J. Blomfield. 8 maj. 824. 1 Rthlr.
Charta script. 1 Rthlr. 8 Gr.
Ampelius, Luc., liber memorialis. Für Schulen bearbeitet und mit einem Commentar für Lehrer versehen von Dr. F. A. Beck. 8 maj. 825. 16 Gr.
Anaxagorae, Clazomenii, fragmenta quae supersunt omnia, collecta commentarioque illustrata ab Ed. Schaubach. Acced. de vita et philos. Anaxagorae comment. duae. 8 maj. 826. 1 Rthlr.
Berosi chaldaeorum historiae quae supersunt cum commentatione prolixiori de Berosi vita et librorum ejus indole auct. Dr. Joan. Dan. Gail. Richter. 8 maj. 825. 12 Gr.
Bertholdti, Leonardi, opuscula academica exegetici potissimum argumenti collegit, edidit Dr. Geo. B. Winer. 8 maj. 824. 1 Rthlr.
Böhme, Dr. B. H., historische Chrestomathie aus lateinischen Schriftstellern für Gymnasien. Nach der Zeitfolge geordnet, mit grammatischen und historischen Anmerkungen. gr. 8. 826. 21 Gr.
Caesaris, C. J., opera cura et studio Fr. Oudendorpii. Editio nova, auctior et emendat. 8 maj. 821. 2 Tomi. Chart. impressa 6 Rthlr. 20 Gr. Chart. script. 9 Rthlr.
Ciceronis, M. Tullii, orationes Philippicae in M. Antonium textum ad fidem codicis vaticani castigavit et potiore lection. varietate subnotata in usum scholarum edidit Gregor. Gottl. Wernsdorf. 8 maj. 825. 1 Rthlr.
Coluthi raptus Helenae. Recensuit ad fidem codicum MSS. ac variantes lectiones et notas adjecit Joannes Dan. a Lennep. Accedunt ejusdem animadversionum libri tres, tum in

Digitized by Google

Colnthum, tum in nonnullos alios auctores. Editionem novam auctior. cur. Godofr. Henr. Schaefer. 8 maj. 825.
Charta impr. 1 Rthlr. 12 Gr. Chart. script. 2 Rthlr. 8 Gr.

Cornelii Nepotis quae exstant cum selectis superiorum Interpretum suisque animadversionibus edidit Augustinus van Staveren. Editio nova auctior curante Guilelmo Henrico Bardili, AA. LL. M. Eccl. Uracensis Diacono. Accedunt Cornelii Nepotis Fragmenta Guelpherbytana cum Jac. Frid. Heusingeri Defensionibus omniumque vocabulorum ac rerum Index Bosianus multo quam antea plenior et emendatior. 2 Tomi. 8 maj. 820. Chart. impr. 4 Rthlr. 12 Gr. Chart. script. 6 Rthlr. 20 Gr.

Crusius, Dr. L. J. O. Baumgarten, Lehrbuch der christl. Moral. gr. 8. 826. 1 Rthlr. 8 Gr.

Crusius, Dr. K. Baumgarten, Briefe üb. Bildung in Gelehrtenschulen. gr. 8. 824. 12 Gr.

Dinarchi orationes tres. Cum prior. edit. annotat. atque indicibus, edidit suasque notas adjec. Dr. C. E. A. Schmidt. 8 maj. 826. 18 Gr.

Eifsner, Christ. Gottl., Die alten Pelasger und ihre Mysterien. gr. 8. 825. 1 Rthlr. 20 Gr.

— — die Theogonie des Hesiodus als Vorweihe in die wahre Erkenntniss der Urkunden des menschlichen Geschlechts. gr. 8. 823. 14 Gr.

Elmsley, P., Scholia antiqua in Sophoclis Oedipum tyrannum. Ex codice Laur. Accessit Elmsley praefatio ad edit. III. Oedipi tyranni. 8 maj. 826. 8 Gr.

— — in Sophoclis tragoedias septem e codice MS. Laurentino descripsit P. Elmsley. 8 maj. Charta script. 3 Rthlr. Charta impr. 2 Rthlr.

Eloquentium virorum narrationes de vitis hominum eruditione et virtute excellentium. Collegit, cum adnotationibus in usum juvenum bonis litteris operantium accurate edidit, commentarios litterarios atque indices adjecit Carol. Henr. Frotscher, Phil. Dr. etc. Vol. I. Vitas Reiskii, Ernestii, Graevii cont. Vol. II. Jo. Aug. Ernestii narratio de Jo. Matth. Gesnero et Jo. Nic. Niclasii de eodem Gesnero epistola familiaris. 8 maj. 826. 2 Rthlr.

Erasmus, Desid., Laus stultitiae. In usum hominum elegantiorum. Access. brevis annotatio. 8 maj. 826. 12 Gr.

Euripidis Bacchae, ex recens. P. Elmsley. In usum studiosae juventutis. Edit. auctior, indicibusque instructa. 8 maj. 822. 21 Gr.
Charta script. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Heraclidae, ex recens. P. Elmsley, qui annotationes suas et aliorum selectas adjecit. Edit. auctior indicibusque instructa. 8 maj. 821. 16 Gr.
Charta script. 21 Gr.

Digitized by Google

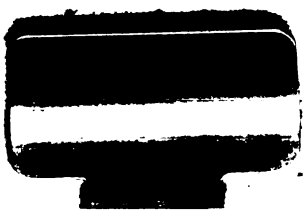
Digitized by Google

Digitized by Google

YB 00787

M50398

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



Digitized by Google

Digitized by Google